Karl May Jahrbuch 1928

Herausgegeben von Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

11. Jahr

Radebeul bei Dresden 1928 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Dem Andenken Sascha Schneiders. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags 7
Aus Sascha Schneiders Werkstatt. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags 16
Schwarz-Weiß. Von Studienrat Fritz Prüfer (Cöthen, Anhalt) © 20
Sascha Schneider und die Jugend. Von Johannes Nixdorf (Breslau) © 23
Karl May und der Friede. Von Amand v. Ozoróczy (Wien) © 29
Wenn sie geschwiegen hätten! Von Redakteur Otto Eicke (Dresden) 115
Durch Nacht zum Licht. Von Dr. Arthur Berger (Charlottenburg) 126
Karl May an Fr. Ernst Fehsenfeld 138
15 Jahre Karl-May-Verlag. Von Heinrich Adam (Radebeul) 139
Der Weg zum Buch. Eine Erfassung der Käuferschichten. Von Horst Kliemann (München) © 142
Begleiterscheinungen zur Absatzstatistik. Von Adolf Volck (Radebeul) 149
Karl May in Wien. Von Dr. Alexander Salkind (Wien) 153
Harfenklänge zu „Babel und Bibel“. Von Kriminalkommissar C. Ball (Frankfurt a. M.) © 163
"... und wen ich da oben auf dem Felsen fand. Von Kaplan Franz Kandolf (München) 176
Herbstgedanken. Von Karl May 183
Das Trapperheim in Radebeul. Von Heinrich Zerkaulen (Dresden) © 185
Dreißig Jahre später. Ein Wiedersehn in Australien. Von Patty Frank (Radebeul) © 190
Nach der hohen Wasserscheide. Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.) 196
Wieder auf dem Indianerpfad. Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.) 228
Die indianische Zeichensprache. Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Erfurt) © 261
Die Oglalla und ihre Häuptlinge. Von Hermann Dengler (Stuttgart) 280
Am Rio de la Plata. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg) © 344
Stromfahrten unter den Indianerstämmen Süd-Kolumbiens. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß 361
In den Schluchten des Balkan. Von Roda Roda (München) 384
Ein Besuch im Harem. Von Klara May 387
Die Eheschließung Halefs. Von Geh. Rat Dr. jur et theol. Emil Sehling (Erlangen) 392
Der große Medizinmann. Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser (Berlin) 402
In der Lazarettbücherei. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags 406
"Sieg, großer Sieg, ich sehe alles rosenrot" 408
Der Freund. Von Else Franke (München) 409
Ein Scheinwerfer über Karl May. Von Max Jungnickel (Berlin) 417

Der Weg nach Dschinnistan. Von Werner v. Krenski (Breslau) © 419
Sittlichkeit und Freude. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam) 429
Mein Führer. Von Kooperator Joseph Hück (Tirol) © 461
Der reifenden Jugend Not und Hilfe. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (München) 466
Unsinnliche Erzählkunst. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam) 474
Mein Freund Winnetou. Von Dr. Hellmuth Unger (Leipzig) © 491

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Professor Sascha Schneider
Nach S. 16	Der Friedensengel
Vor S. 17	Satan und Ischariot
Nach S. 48	Winnetous Tod
Vor S. 49	Christus und Mohammed
Nach S. 80	Am Jenseits
Vor S. 81	Der Fürst der Schatten
Nach S. 112	Der Sturz des Verdammten
Vor S. 113	Das versteinerte Gebet
Nach S.128	Und er ist dennoch Gottes Sohn!
Vor S. 129	Karl May und Sascha Schneider
Nach S. 192	Ein Riese der Wasserscheide
Vor S.193	Der Stihi-Creek
Nach S. 224	Die felsige Messerklinge
Vor S. 225	Ein verlassener Wigwam der Apatschen
Nach S. 256	Machpiya Luta (Rote Wolke) 1872 / 1909
Vor S. 257	Schunka Luta (Roter Hund). / Wiyaka wangsilang (Eine Feder)
Nach S. 288	Mato Ingyang (Felsenbär). / Tschanchacháke (Bisonhöcker)
Vor S. 289	„Der junge Mann, der Häuptling ist“ / junges Oglalla-Ehepaar
Nach S. 320	Sommerlager der Oglalla (Pine Ridge Schutzgebiet).
Vor S. 321	Oglalla-Knaben vor der Missionsschule.
Nach S. 352	Kartenskizze zu „Die Oglalla und ihre Häuptlinge“
Nach S. 384	Das untere Uitóto-Dorf Niña Maria
Vor S. 385	Im Hafen des unteren Uitóto-Dorfes Niña Maria
Nach S. 416	Der Sänger Rosendo / Flötenbläser vom Ókima-Fest
Vor S. 417	Tama-Häuptling Julio im Festschmuck / Uitóto-Indianer im Festschmuck
Nach S. 448	Uitóto-Frau / Trommeln der Uitóto.
Vor S. 449	Das obere Uitóto-Dorf Niña Maria.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]
[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]
[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [ ] eingefügt.]

[Lebensdaten der Autoren]

[(7)]

Dem Andenken Sascha Schneiders

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

Karl May und Sascha Schneider! Eng verbunden sind und bleiben beider Namen. Karl May, der Dichter, der Schöpfer der weltberühmten Reiseerzählungen, und Sascha Schneider, der eigenartige Zeichner und Bildhauer, der sich in den tieferen Gehalt von Mays Wollen und Streben einzufühlen suchte und wußte und diesem Einfühlungsvermögen bildhaften Ausdruck verlieh.

Ein Jahrzehnt, das letzte von Karl Mays Erdenwanderung, verband beide in treuer und unentwegter Freundschaft. Es war jenes traurige Jahrzehnt, in dem Karl Mays vorher weitleuchtender Stern zu sinken und zu verblassen begann, und das 1912 mit dem Tod des von einer Meute wütender Neider und Verfolger gehetzten Dichters endete.

Bald nach Karl Mays Ableben, zur Zeit der Gründung des Karl-May-Verlags, traf ich erstmals mit Sascha Schneider zusammen. Er sprach mir seine Anerkennung zu meinem Eintreten für Karl Mays Schrifttum aus und weissagte ein sieghaftes Wiederaufstrahlen von Karl Mays Stern. Auch erzählte er, daß er selber wegen seiner Freundschaft für den Toten boshaften Schmähungen ausgesetzt war, was ihn aber nicht hindern werde, auch weiterhin in Treue zur Sache seines heimgegangenen Freundes zu stehen.

Heute, wo Karl Mays Beliebtheit weit größer ist als je zu seinen Lebzeiten und selbst die des großen Künstlers Sascha Schneider wesentlich überragt, kann **[8]** man sich schwer in jene Zeit um 1912 zurückversetzen, in der viele Anhänger Karl Mays absprangen und sogar die besten Freunde zum mindesten schweigsam wurden und sich seiner Freundschaft nicht gerade rühmten. Wenige, ganz wenige Namen von Klang erhoben damals ihre Stimme für ihn. Man kann sie an den Fingern einer Hand aufzählen: Peter Rosegger, Max Geißler, Ludwig Gurlitt, Heinrich Lhotzky und Sascha Schneider.

Wer war Sascha Schneider? Um seinen Lebenslauf und seine Bedeutung für die Kunst darzustellen, bringe ich im folgenden zwei Auszüge aus den Nachrufen in Tageszeitungen.

Dresdner Anzeiger vom 18. August 1927:

„Jeder Künstler trägt seinen eignen Maßstab in sich und hat das Recht, an diesem gemessen zu werden."
Sascha Schneider, Mein Gestalten und Bilden.

Einer der eigenartigsten Dresdner Künstler, Prof. Sascha Schneider, der als Zeichner, Maler und Bildhauer eine der ausgeprägtesten Persönlichkeiten unsres deutschen Kunstlebens darstellt und abseits von der breiten Straße sich seinen eignen Weg zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideale gebahnt hat, ist, als 57jähriger, in vergangner Nacht zu Swinemünde gestorben. In einem Alter, das ihm noch ein langes, erfolgreiches Schaffen verhieß, hat er die Verwirklichung seines Lebenswerkes, die Ausmalung der Eingangshalle des neuen, noch nicht gebauten Dresdner Galeriegebäudes, nicht mehr schauen dürfen.

Der Künstler ist am 21. September 1870 in St. Petersburg geboren als Sohn Rudolf Schneiders, der als rastloser Förderer der graphischen Künste und als Gründer der Schweizer Graphischen Mitteilungen im Gedächtnis vieler Kunstfreunde fortlebt.

In Rußland und Finnland verbrachte der junge Alexander (Sascha) seine erste Kindheit, dann siedelte der Vater nach **[9]** Tirol und der Schweiz über. Später kam Sascha nach Dresden, wo er das Kreuzgymnasium besuchte und bereits so

starke Beweise seines zeichnerischen Talentes gab, daß er dafür in dem Maler Prof. Leonhard Gey einen Lehrer und Förderer fand. Drei Jahre gehörte Schneider zu den Studierenden der Dresdner Kunstakademie, ging aber nach dem Ausscheiden aus ihr seine eignen Wege. Im Jahre 1893 trat er mit seiner ersten Ausstellung hervor und erregte durch die großen Kartons, aus denen ein gewaltiger Wille und ein kraftvoller Formensinn sprach, gleich allgemeines Aufsehen. Man spürte, daß hier ein Hochbegabter, heiß Empfindender und mannhaft Ringender zu den Beschauern sprach. Das Dresdner Kupferstichkabinett erwarb sofort zwei seiner Arbeiten, einige andre wurden dem Magdeburger Museum zuteil.

Das Jahr 1896 brachte die Veröffentlichung vieler seiner Arbeiten in der Leipziger Illustrierten Zeitung, wodurch Sascha Schneider mit einem Schlag so bekannt und geschätzt wurde, daß z. B. sein „Gefühl der Abhängigkeit", „Mammon und sein Sklave", „Der Anarchist" geradezu volkstümlich wurden. Nachdem er 1898 die Johanniskirche zu Meißen-Cölln mit Fresken verziert und sich auf diesem Gebiet eine sichere Technik erworben hatte, war eine Italienreise nicht nur von ungeheurem inneren Gewinn für seine Entwicklung zur Meisterschaft, sondern verschaffte ihm auch Gelegenheit, in der Villa Colombaio zu Florenz wundervolle Freskobilder zu malen, denen er dann die in der Gutenberghalle des Leipziger Buchgewerbehauses folgen ließ.

Nach längerer Tätigkeit in Meißen, wo er zahlreiche Gemälde schuf, wurde Schneider an die Kunstschule zu Weimar als Professor berufen und wirkte dort bis 1904. Von da bis zum Kriegsausbruch weilte er wieder in Florenz, erhielt 1905 die große goldene Staatsmedaille in Wien und lebte seitdem, unermüdlich arbeitend und forschend, im Loschwitzer Künstlerhaus …..

D r e s d n e r N a c h r i c h t e n vom 19. August 1927:

….. Die Tragik des Künstlertums lag auch über Sascha Schneider. Er war sich selbst genug und suchte doch nach Freunden und verstehenden, mitringenden Seelen. Er verachtete **[10]** alles äußere Welttum und war doch im Innersten beglückt, wenn ein Wort der Begeisterung, der Anerkennung ihn traf. Tragisch vor allem war, daß das große End- und Krönungswerk seines Lebens, die Ausschmückung der neuen Gemäldegalerie Dresdens, im Entwurf stecken bleiben mußte und nun durch sein vorzeitiges Abscheiden zur Unmöglichkeit geworden ist.

Oft ist gerade in den letzten Jahren von berufener Seite an dieser Stelle von dem großen, gewaltigen Kampf Sascha Schneiders um letzte und höchste Schönheit gesprochen worden. Eine unendlich sich abmühende technische und geistige Arbeit, um in der Konzentration des Typischen und Einfachen das Ideal des menschlichen, insbesondere des männlichen Körpers zu finden und künstlerisch wahr zu gestalten, hat ihn bis zuletzt beschäftigt, und was er als Graphiker, als Maler, als Bildhauer gerade auf dieser letzten Etappe seines Künstlerwollens erreicht hat, steht trotz manchem Widerspruch, den er gefunden, doch einzigartig und achtungverlangend da…..

….. Schwer ist es, in einem raschen Nachwort des Künstlers ganzen Reichtum auch nur kurz zu erfassen. Der slawische Einschlag seines Wesens, wie er im Gedanklichen und auch im Koloristischen so vielgestaltig zum Ausdruck kommt, die Begeisterung für sportliche Betätigung, insbesondere den männlichen Sport, seine menschlich vertiefte Begeisterung für die Antike, sein ehrliches Bemühen um das rein Handwerkliche der Malkunst – wie konnte er lächeln über so manche Unfähigkeit der Modernen auf diesem Gebiet! – alles zieht noch einmal am Auge vorüber, wenn wir vom Strande der Ostsee schmerzergriffen die Kunde vernehmen: Er ist nicht mehr …..

Wenn ich nun die Verbindung zwischen Sascha Schneider und Karl May zu schildern und zu würdigen habe, so muß ich mit besondrer Betonung auf den Zeitpunkt zurückgreifen, an dem sich der damals 32jährige Künstler zu dem 60jährigen Dichter gesellte: 1902.

Es hatten seinerzeit die ersten Angriffe gegen den Radebeuler Erzähler eingesetzt: man begann zu **[11]** mängeln an seinem Fabulieren, an seiner Schreibweise; man suchte seine Romane auf Wahrheitsgehalt und Erlebnisse durchzuschnüffeln; man forschte seinem Privatleben und besonders seiner Vergangenheit nach, und es entstand da und dort die Witterung, daß er – in jungen Jahren –: ach, weshalb an dieser Stelle davon sprechen: wir wissen ja jetzt alle, was dereinst schwach und sterblich an ihm war!

Man begann ferner das schöne Wollen, ja sogar die wahrhaftig tief empfundenen Bestrebungen des 60jährigen anzuzweifeln und anzutasten, und verletzte ihn in seinem Innersten, in seiner Weltanschauung, in seinem Glauben ans Gute, Große, Edle! Die Verdächtigung, er sei ein auf Wirkung und Mache eingestellter Schreiber und streue seine Gedanken an Menschenliebe und Völkerversöhnung, an Gott und ans Unendliche mit berechnender Absicht auf Stimmenfang in seine Werke, nagte und fraß an seiner Wertung. Es ging abwärts mit ihm. Neider, engstirnige und urteilslose Mitläufer versuchten, sein Leben und Streben zurückzuzerren nach dem Ardistan, aus dem er sich in langen Jahren mühsam emporgerungen hatte.

In der Abwehr hat Karl May mancherlei Fehler gemacht. Aus Scham und Scheu wollte er verheimlichen, vertuschen, verschleiern, daß er – wie so mancher der Ganzgroßen – durch Ardistan gegangen war. Immer wieder stöhnte er verzweifelt auf, daß er doch auf dem Weg nach Dschinnistan schreite und seine Lesergemeinde mit sich führen wolle.

Wer aus Band „Ich“, sowie aus verschiedenartigen Veröffentlichungen in den Karl-May-Jahrbüchern den Werdegang des Dichters gerecht nachprüft, der sieht deutlich, daß sich ein roter Faden durch Mays **[12]** Schrifttum zieht: Aufschau nach einer lichteren Welt; besser sein, besser werden, besser machen! Ich erinnere an seine „Geographischen Predigten“, die er 1876 geschrieben hat, an seinen unvollständigen Roman „Mensch und Teufel“ (Jahrbuch 1919), an „Scheitana“ (Jahrbuch 1922). Ich erinnere ferner an seine Religionsgespräche in Bd. 2, 9, 10, 14 und 24 unsrer Sammlung, ohne daß ich mit dieser Aufzählung auf Vollständigkeit zustrebe. Und ich erinnere an den Schluß seines „Mahdi“ (verfaßt 1891[Schluß 1896!]), wo er schon auf ein längst geplantes Werk „Marah Durimeh“ hinwies, und daran, daß auch sein Buch „Am Jenseits“ bereits lange vor den Kämpfen, nämlich 1898, veröffentlicht wurde. Oft findet man in seinen Schriften die Hindeutung: ich werde noch ganz anders schreiben, ich bin erst am Anfang!

Als nun die Verunglimpfungen seines Wirkens einsetzten, trat er den Beweis für das letzte Ziel seines Schrifttums rascher, plötzlicher, überhasteter an, als es gut war. Allzuschnell ging er zur Versinnbildlichung seiner „Reiseerzählungen“ über.

Um diese Zeit entstand (1901) seine Völkerpredigt „Und Friede auf Erden“. Außerdem führte er damals (1902/3) sein Werk „Im Reiche des silbernen Löwen“, von dem 1897 zwei Bände erschienen waren, mit dem III. und IV. Band zu Ende, aber nicht, wie es literarisch richtig und nötig gewesen wäre, in sorgsamer Ueberbrückung, sondern in unvermittelter Umstellung. Man erkennt dies, wenn man sich vor Augen führt, daß der Anfang von „Silberlöwe“ III noch bis ins Jahr 1897, in die Zeit vor seiner großen Orient-Reise und lange vor Beginn der Angriffe zurückreicht, und daß der Einschnitt zwischen das erste und zweite Kapitel **[13]** des III. Bandes fällt. Keine seiner Schöpfungen verdeutlicht den Umschwung von Mays Darstellungsart so klar wie „Silberlöwe“ III.

Meines Erachtens mußte er damals neben den vielen äußerlichen und innerlichen Kämpfen auch noch einen literarischen Widerstreit mit sich selber ausfechten. So wollte er, wie es zur Begründung seiner Weltanschauung nötig gewesen wäre, Hadschi Halef Omar (die „Anima“) in „Silberlöwe“ III nach dem Sprung über den Abgrund sterben lassen, brachte es aber dennoch nicht übers Herz (vgl. hierzu: Kandolf im Jahrbuch 1926, S. 368) und störte dadurch seinen eignen Plan. Um zu zeigen, wie er die Maske seines abenteuerlichen Heldentums abgestreift hat, händigt er dem Ustad seine Gewehre (Henrystutzen und Bärentöter) aus, vermag aber dennoch auf die Dauer nicht ganz ohne sie auszukommen und läßt sie sich später („Silberlöwe“ IV) vom Ustad zurückgeben, mit der Begründung, daß auch der Friedliche nicht auf die Wehr verzichten kann, solang die Menschheit nicht Frieden hält.

Zwischenhinein aber fallen Bilder und Gesichte, die nicht überraschend in seinen Umkreis treten, sondern lange herangereift und scharf umrissen sind: das Märchen vom eingemauerten Herrgott, die „verkalkten Seelen“, das „versteinerte Gebet“, der „Sprung in die Vergangenheit“, die „Rosensäulen des Beit-y-Chodeh“, die Sage vom Chodem und noch manche andre.

In dieser Zeit der Gärung und Umwälzung, die großenteils nicht folgerichtig in seinem Innern und in einer planmäßigen Fortentwicklung heranwuchsen, sondern einer von außen beeinflußten Zwangsläufigkeit **[14]** entsprangen, lernte er Professor Sascha Schneider kennen.

Frau Klara May, schon lange vorher eine Bewunderin von Schneiders Kunst, führte den Dichter und den Künstler zusammen, und beide trafen sich auf gemeinsamem Boden, dem der Sinnbildlichkeit, beim bildhaften Gleichnis. Hatten Karl Mays Werke bisher mehr die Forderung „Schau u m Dich!“ betont, so war er jetzt – wie ich nochmals sagen muß: allzu rasch – zur Befehlsform „Schau i n Dich!“ übergegangen, einer Weisung, der Sascha Schneider seinerseits schon von Anfang seines Schaffens an Ausdruck verliehen hatte. May suchte gemeinschaftlich mit Schneider, den – oft versteckten – Grundkern seiner bisherigen Bücher heraus, und der Künstler schuf die Schwarzweiß-Zeichnungen zu dieser Erkenntnis.

So entstand unsre Sascha Schneider-Mappe („Empor zum Licht!“) mit 25 verinnerlichten Darstellungen zum Gedankeninhalt von Mays Gesammelten Werken, die damals (einschließlich der Bände „Am Jenseits“, „Im Reiche des silbernen Löwen“, „Und Friede auf Erden“) auf 30 herangewachsen waren.

Noch viel mehr Kunstwerke hat Sascha Schneider für seinen Freund Karl May vollendet, wovon ich die wichtigsten aufzähle: Marah Durimeh (abgebildet auf den Einband zu „Ardistan und Dschinnistan“); Abu Kital (Gestalt aus Mays Drama „Babel und Bibel“, wiedergegeben im Jahrbuch 1920); Das Gewissen (das ist die Sage vom „Chodem“ in Silberlöwe Bd. IV, abgebildet im Jahrbuch 1918); Büste: Karl May als Sphinx (sichtbar auf dem Einschaltbild „Empfangszimmer in der Villa Shatterhand“ im Jahrbuch 1921) sowie jene zwei Rätseltiere, die auf **[15]** dem Friedhof von Radebeul gegenüber Karl Mays Gruft aufgestellt sind.

Auch sonst birgt die Villa Shatterhand viele Andenken und Erinnerungen an Schneiders Kunst, darunter solche, die nicht unmittelbare Beziehungen zu Karl Mays Anregungen aufweisen.

Im Jahrbuch 1921 brachten wir u. a. ein berühmtes Gemälde, vielleicht das gewaltigste von allen, „Das Gefühl der Abhängigkeit“, das in Mays Wohnhaus aufgestellt wurde, weil es in eindrucksvollster Weise der Qual Ausdruck verleiht, der Sascha Schneiders Freund bis zum letzten Tag seines Lebens verfallen war.

Die geschilderten Zusammenhänge treten, auf andre Weise, in verschiedenen Abhandlungen des vorliegenden Jahrbuchs (Prüfer, Nixdorf, Ozoróczy) zutage. Um die Gegensätze kundzutun und die erwähnte Umwälzung in Karl Mays Schrifttum zu begründen, drucken wir gleichzeitig Otto Eickes Aufsatz ab: „Wenn sie geschwiegen hätten!“

So oft Sascha Schneider von seiner Freundschaft zu Karl May und Klara May sprach, bezeichnete er sich gern als deren „Weggenossen“. Aber nicht nur dem Schriftstellerehepaar ist er durch lange Jahre ein treuer Weggenosse gewesen, sondern auch mir selber und dem Karl-May-Verlag, dessen Entstehen und Werdegang er bis zu seinem Ableben liebevoll beobachtete. In dankbarer Erinnerung widmen wir dem großen Künstler das heurige Jahrbuch.

[(16)]

Aus Sascha Schneiders Werkstatt

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

Wenn ich im Anschluß an meine vorherigen Ausführungen nun noch einiges von dem schildere, was Sascha Schneider für seinen Freund Karl May schuf, so möchte ich zunächst einen kleinen Vorgang wiederholen, den ich im Jahrbuch 1921, S. 10, erzählte:

… Als das Gemälde „Gefühl der Abhängigkeit“ in der Villa „Shatterhand“ aufgestellt wurde, erklärte uns Sascha Schneider, daß sein „Licht-Sieg“ (Fackelträger), den er im Jahr 1905 für unsre Sascha-Schneider-Mappe zeichnete, gleichsam das „umgekehrte Gefühl der Abhängigkeit“ sei: der geknechtete Mensch hat sich freigemacht aus dem Machtbereich des Ungeheuers; das Phantom liegt sterbend am Boden und hellauf leuchtet die Fackel des Mannes, der sich durchgerungen hat. Sascha Schneider fragte mich: „Aber wer hat ihm die Fackel in die Hand gegeben?“ – Ich erwiderte: „Karl May?“ – „Vielleicht!“ lautete seine Antwort…..

Um ferner zu zeigen, wie der Dichter mit dem Künstler zusammen arbeitete, bringen wir im vorliegenden Jahrbuch neun Zeichnungen Sascha Schneiders: sie sind unsrer Mappe „Empor zum Licht!“ entnommen, bis auf die letzte, die erst lange nach Karl Mays Tod und kurz vor dem Heimgang Sascha Schneiders entstand. Bei meiner Erläuterung lehne ich mich zum Teil an Prof. Dr. [Johannes] Werners Einführung zu unsrer Sascha Schneider-Mappe an.

Der Friedensengel

Satan und Ischariot

Winnetous Tod

Der Friedensengel (zu Bd. 8). Der müde, matte Jüngling, dessen Haltung an den Gefesselten im „Gefühl der Abhängigkeit erinnert, läßt entsagend **[17]** die Friedenspalme sinken, weil er kummervoll auf den Kampf und den Mord der Menschenkinder blickt.

Satan und Ischariot (zu Bd. 20 – 22). Der gepanzerte Engel des Herrn mit Kreuz und Schwert bewacht die Vertreter des Bösen, Judas und Satan. Der Verräter schaut auf den geknebelten Herrn der Unterwelt mit der verzweifelten Klage: „So weit hast Du mich gebracht!“

Winnetous Tod (zu Bd. 9). Jung vollendet strebt der Held von Karl Mays meistgelesenem Roman zum Kreuz und zum Licht. Das Himmelwärtsschweben, das Losgelöstsein vom Diesseits gelangt hier in meisterhafter Weise zum Ausdruck. Alles Erdenhafte läßt er zurück. Aus dem wallenden Haar des Häuptlings gleitet langsam abwärts die Feder des irdischen Kopfschmucks.

Christus und Mohammed (zu Bd. 10). Diese Schwarzweiß-Zeichnung gehört mit zu Schneiders besten Kunstwerken. Die Gegensatzwirkung, deren Meister er war, steht hier in einzigartiger Auffassung vor uns: links das Kreuz – rechts der Halbmond; Christus mit dem langen, blonden Haar und dem kurzgeschnittenen Bart – Mohammed mit dem kahlen Scheitel und dem mächtigen, dunklen Vollbart; das lichte Auge des Erlösers – die gesenkten Lider des Eiferers; die milde, verstehende, verzeihende Haltung

des Nazareners (man beachte die rechte Hand, die fern ist von jeder Abwehr!) – der drohende Griff des Moslem zum Schwert. Güte und Gewalt.

Christus und Mohammed

Am Jenseits

Der Fürst der Schatten

Am Jenseits (zu Bd. 25). Der Blinde, nämlich der Erdenwandler, der das Licht nur ahnt, aber nicht schaut, wird von Ben Nur, dem „Sohn des Lichts“, emporgeführt.

[18] Der Fürst der Schatten (zu Bd. 26). Auf einsamer Höhe, mitten in dem noch unerhellten, todstarrenden Hochgebirge, steht Ahriman, der persische Gott der Verdammnis, als unumschränkter Alleinherrscher: eine starke, feste Gestalt mit dem knöchernen Gesicht des Todes. Noch ist das Licht, das Gute, das Leben nicht in sein Reich gedrungen, das in kalter Nacht um ihn liegt: eine großartige Auffassung des Gedankens: „Im Anfang war das Nichts!“

Der Sturz des Verdammten (zu Bd. 27). Es beginnt der Kampf zwischen Tod und Leben. Sieghaft und mit nervigem Griff packt der Lichtmensch das Ungetüm des Bösen.

Das versteinerte Gebet (zu Bd. 29). Inbrünstig preist der Mensch den auf lichten Wolken im Strahlenkranz erscheinenden Herrn der himmlischen Heerscharen, den er nun klar erschaut und dem er fortan in Treue dienen wird. Oben atmet die Gestalt volle lebendige Hingabe; von unten her erstarrt sie in Andacht zu Gestein.

Der Sturz des Verdammten

Das versteinerte Gebet

*

Nur eine Auswahl dessen, was Sascha Schneider für Karl May schuf, können wir im Jahrbuch abbilden. Als letztes aber folgt das Letzte, was Schneiders Künstlerhand hervorzauberte: „Und er ist dennoch Gottes Sohn!“ Frei schwebend, losgelöst vom Erdenkreuz, steigt der Heiland zum Himmel empor. Satan, der die Menschheit aufs neue zu geißeln sucht, wankt und stürzt rückwärts in die Unterwelt; seine Krone entfällt dem Haupt.

Dieses Gemälde blieb unvollendet. Sascha Schneider, der bis zuletzt daran gearbeitet hatte, wollte es nach **[19]** Rückkehr von seiner Erholungsreise abschließen. Er fuhr im Juli 1927 von Loschwitz nach Danzig, von dort zur See nach Swinemünde und ist am 17. August im Hafen, noch auf dem Schiff, gestorben. Frau Klara May, der er das Bild gewidmet hatte, erwarb es aus dem Nachlaß.

[(20)]

Schwarz-Weiß

Von Studienrat Fritz P r ü f e r

©

[(23)]

Sascha Schneider und die Jugend

Von Johannes N i x d o r f

©

[(29)]

Karl May und der Friede

Von Amand v. O z o r ó c z y

©

[(115)]

Wenn sie geschwiegen hätten

Von Otto Eicke

Wie man weiß, ist es eine undankbare, müßige, unfruchtbare Sache, rückwärts gerichtete Betrachtungen über das „Wenn“ anzustellen. Unter den Kannegießern an Stammtischen und bei ähnlichen beschaulichen Gelegenheiten gehen bisweilen solch fruchtlose Reden um. Und es springt nie etwas dabei heraus, weil der Wunsch der Vater des Gedankens und im übrigen an bestehenden Tatsachen auch durch die schönsten Reden und spitzfindigsten Folgerungen nichts zu ändern ist. Wenn Deutschland den Weltkrieg gewonnen hätte! heißt es da. Ein andermal: Wenn Bismarck heut wiederkäme! Oder in einer Kunstausstellung: Wenn Albrecht Dürer vor die Gemälde unsrer Jüngsten als Kunstrichter gestellt würde …! – Alles nutzlos verhallende Worte; denn der Krieg ist verloren, Bismarck kommt nicht wieder, und Albrecht Dürer ist tot, lebt nur ewig in seinen Werken.

Das alles ist mir wohl bewußt in dem Augenblick, da ich die Frage aufwerfe: Wenn alle die geschwiegen hätten, deren flammendes Streben es war, dem „Lügner“ Karl May die Maske vom Gesicht zu reißen, ihn als Schwindler zu entlarven, der (in jungen Jahren!) vielleicht weder den Orient, noch die Prärie, noch das Felsengebirge betrat, der nie mit Hadschi Halef Omar dem Schut und seinen Skipetaren zu Leibe ging, nie mit Winnetou das Lagerfeuer feindlicher roter Krieger beschlich, – wenn diese Leute geschwiegen hätten, wie **[116]** hätte sich dann das Lebenswerk Karl Mays entwickelt und gestaltet?

Aber ist es nicht Widersinn, soeben das Unfruchtbare solcher Rückwärtsbetrachtungen darzutun und dann doch den Weg zu beschreiten, den man als Sackgasse erkannt hat? Ich sage: Nein! Im vorliegenden Fall hat die Frage: ‚Was wäre geworden, wenn …?‘ doch eine gewisse Berechtigung; denn ihre Beantwortung soll dazu dienen, das Lebenswerk eines Mannes, dessen Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt ist, recht zu beleuchten, zu würdigen, zu deuten, dem Verständnis des Denkenden nahezubringen. Wer nur einigermaßen aufmerksam und nachfühlend die Werke Karl Mays und in ihnen zwischen den Zeilen liest, wird bald erkennen, daß im Lebenswerk dieses Mannes ein Riß klafft, der nur notdürftig verkleidet wurde, um dem Beschauer den Anblick des lückenlosen Ganzen zu bieten. Mich selbst, einen alten Verehrer Karl Mays, der als Schriftsteller gern in seinen Bahnen wandelt, ein Nachfahre nur, weit ungleich dem Meister, aber doch ein Schriftsteller, der Karl May ganz besonders gut gefühlsmäßig zu verstehen glaubt, beschäftigt diese Tatsache und alles, was mit ihr zusammenhängt, seit Jahren. Immer zögerte ich, die Folgerungen aus meiner Erkenntnis zu ziehen, die hier aufgeworfene Frage zu beantworten und damit weit über das hinauszuschießen, was selbst aufrichtige Freunde und mutige Verfechter der Sache Karl Mays wie etwa Prof. Dr. L. Gurlitt u. a. m. gutheißen und dem im Lande der Phantasie Schweifenden, Dichtung und Wahrheit Mischenden zugestehen. Aber es läßt mir keine Ruhe. Hier unterbreite ich meine Erwägungen dem Kreise derer, die – für und wider den **[117]** großen Erzähler gestimmt – sich mit seinem Leben und seinem Werk beschäftigen.

Es klafft ein Riß im Schaffen Karl Mays, und dieser Riß scheint mir nicht erzeugt durch die Wesensart des Schaffenden, sondern durch äußere Einflüsse. Der Dichter wurde aus der Tatsachenwelt abgedrängt ins Reich der Symbolik. Wobei freilich zugegeben ist, daß ihm von der frühesten Jugend her etwas im Blute lag, was einen guten Nährboden für die Beeinflussung in der genannten Richtung bildete. Von der Märchen spinnenden Großmutter her war das dem Mann geblieben. Doch war Karl May in der ersten Zeit seines Schaffens längst darüber hinausgewachsen, war hineingewachsen in eine lebenstrotzende Tatsächlichkeit. Später kam der Umschwung. Und das bewirkten in erster Linie die Gegner, die im Dunkel seiner Vergangenheit wühlten. Wenn sie geschwiegen hätten … (da ist die Frage) … was wäre aus dem Lebenswerk dieses Mannes geworden?

Sein Ziel wenigstens ließ er sich nicht verbiegen. Das hatte er nicht nötig. Er spricht sich selbst im Band „Ich“ über die Ziele aus, die er mit seinem Schreiben und Erzählen verfolgte. Hätte er es nicht getan, man wüßte dennoch Bescheid; denn die Absichten des Verfassers lassen sich unschwer aus seinen Schriften herauslesen: May wollte ein Volksschriftsteller sein, wollte als solcher auf die breitesten Massen wirken, und zwar belehrend und erziehend. Belehrung strebte er an im völkerkundlichen Sinn, indem er ferne Länder mit ihren Menschen, Sitten und Gebräuchen schilderte. Erzieherisch wollte er wirken, indem er den Leser wieder und wieder auf das Walten des allmächtigen, allweisen, allgütigen und allgerechten Gottes hinwies,

[118] der jede gute Tat belohnt und jede böse bestraft, indem er die Botschaft der unbedingten selbstlosen Nächstenliebe im Sinne Christi verkündete und besonders ihre Betätigung im Vorbild seiner Helden predigte. Die Veredlung des Menschen war sein Ziel. Um das alles zu erreichen, wählte er sich für seine Romane zwei Schauplätze, den Orient und die Vereinigten Staaten. Dabei fand er zugleich die Möglichkeit, seine Fabelwelt mit lebendigen Gestalten zu erfüllen, deren Schicksal ganz allgemein dem Leser nahe gebracht werden sollte: den „kranken Mann", den Türken, und die sterbende rote Rasse, zwei Völker, die rettungslos der Ausbeutung, Ausrottung und Vergewaltigung durch die sogenannten christlichen Völkerschaften preisgegeben waren.

Nun aber kommt das Entscheidende. Für seine Reiseromane wählte er die Ich-Form. Was ihn dazu trieb? Eitelkeit? Prahlsucht? Lust am Schwindeln? Oder geschäftstüchtige Schlauheit, die ihm sagte: Das zieht! So kannst du Geschäfte machen wie kein andrer? … Die so urteilen – das behaupte ich getrost – schließen von sich auf die übrigen. Sie können aus ihrer Haut nicht heraus. In ihrer Vorstellungswelt gibt es andre Beweggründe für eine solche Handlungsweise nicht. In ihrer Welt nicht! Wohl aber in der des Dichters! Warum ist es nur so schwer einzusehen und offenbar noch schwerer zu glauben, daß weder eitle Prahlsucht, noch Hang zum Lügen, noch Geschäftstüchtigkeit May zur Ich-Form greifen ließen? Ein Seelenkenner wie Karl Hans Strobl hat das Wort „Scham und Maske" geprägt: Jahrbuch 1921. Er hat gewiß recht damit. Karl May fühlte sich gedrückt als entlassener Sträfling. Sein Innerstes aber **[119]** verlangte nach strahlendem Heldentum. Da band er sich die Maske vor. Aber das ist gewiß noch nicht alles. Als Karl May zum erstenmal in einer seiner Reiseerzählungen das Wort „ich" niederschrieb und damit Old Shatterhand–Kara Ben Nemsi meinte, war er noch weitab von der Zeit der Folterung. In der Heimat war er wohl schief angesehen, nicht aber im Kreis derer, für die er schrieb. Darum suchte er damals wohl noch nicht so ängstlich nach der Maske. Nein, mir scheint vielmehr, es war in ihm ein unwiderstehlicher Zwang, ganz lebendig zu schaffen, und diese Lebendigkeit glühte in ihm auf, als er, in der Ich-Form schreibend, wie wirklich erlebte, was er zu Papier brachte. Die Ich-Form war ihm Mittel zum Zweck, Ansporn, Anreiz, war wie ein Rauschgift, das ihn in Träume versetzte, die er nur auf diese Weise so stark zu erzeugen vermochte, daß sie der Niederschrift standhielten. Ich wage die Behauptung: das Schönste, Lebendigste, Blutvollste seiner Werke hätte Karl May nie geschaffen ohne Zuhilfenahme der Selbstbetäubung, der Selbsttäuschung, der Ich-Form. Dazu kam, wie aus dem Anhang zu Band „Ich" und früheren Jahrbüchern ersichtlich, daß er gewiß schon allerlei Abenteuer in fremden Ländern erlebt hatte. Warum also nicht darauf los erzählen: ich ging … ich ritt …? Ich und immer wieder ich? Konnten sich die schlimmen Folgen wirklich alle vorausahnen lassen? Wurde May nicht ein Opfer seiner Arbeitsweise? So war doch das Schaffen eine rechte Herzensfreude. Und das Leben, das so dem Werk eingehaucht wurde, erwachte wieder, sprang über in das Empfinden des Lesers. Hier liegt das Geheimnis von Mays beispiellosen Erfolgen.

Gerade diese Erfolge aber wurden ihm in gewissem **[120]** Sinn zum Verhängnis. Es wob sich rasch ein Band zwischen dem Erzähler und seinen Lesern. Briefe, Besuche kamen May ins Haus. Und nun tauchten die verfänglichen Fragen auf: „Das haben Sie wirklich alles erlebt?" – „Winnetou war wirklich Ihr bester Freund? – „Ah! Das ist also seine Silberbüchse und das Ihr Henrystutzen?" – Was sollte May antworten? – „Die Wahrheit bekennen!" sagen seine Gegner. Hm! Was hätten die Herren wohl an seiner Stelle getan? Ihren Ruhm, ihre Beliebtheit in Trümmer geschlagen? Sich als einstige Gesetzesfrevler bekannt? Literarisch und gesellschaftlich Selbstmord begangen? Sie behaupten es wohl. Da sie aber nie in eine solch peinliche Lage gekommen waren, sind sie den Beweis für solche Mannhaftigkeit noch schuldig. May jedenfalls handelte menschlich. Das heißt, er sagte „B", nachdem er einmal „A" gesagt hatte und nahm nun bewußt die Maske vors Gesicht. Ich glaube kaum, daß ihm dabei sonderlich wohl zumute gewesen ist. Er erhielt sich die Möglichkeit und Lust, weiter so lebendig zu schaffen wie bisher, bezahlte das aber mit Gewissensbissen und allerlei peinlichen Gefühlen. Sein Seelenfrieden war gestört und sollte bald völlig vernichtet werden.

Eine Gruppe von Feinden – über deren Personen und Beweggründe hier nicht weiter gesprochen zu werden braucht – begann im Vorleben des bekannt, ja berühmt gewordenen Mannes herumzustöbern. Die mordenden Angriffe setzten ein. May wich Schritt um Schritt zurück, machte Eingeständnisse, immer zögernd, immer bangend vor weiteren Enthüllungen, bangend vor allem um sein Werk. Endlich gab er die bisherige Schaffensweise preis. Zwar behielt er die Ich-Form **[121]** bei, aber seine Gestalten wurden zu Symbolen. Er sprach nunmehr nur noch davon, „innerlich wirklich Geschautes und Erlebtes zu schildern". Der Riß klaffte. Mühselig wurde eine Notbrücke zu schlagen versucht, indem May bei jeder

Gelegenheit betonte, er habe seine Erzählungen v o n j e h e r nur symbolisch verstanden wissen wollen. Ich für mein Empfinden muß gestehen: das ist die einzige Verschleierung aus Mays Mund oder besser aus seiner Feder, die mich peinlich berührt. Der Meister verleugnet bis zu gewissem Grad sein Werk. Gehetzt, in die Enge getrieben von unerbittlichen Gegnern tut er es … Schade! Ewig schade! … Wenn sie geschwiegen hätten …!

Wenn sie geschwiegen hätten, wären gewiß die s y m b o l i s c h e n Romane Mays[52] in der Form, wie sie uns vorliegen, nicht geschrieben worden, behaupte ich. Es hätte trotz aller Hinneigung Mays zum Symbolismus der äußere Anstoß zur Flucht ins Land der Bildlichkeit gefehlt. Wäre das wohl ein Verlust gewesen? Viele von Mays Anhängern werden auf diese Frage eifrig mit „Ja!“ antworten; denn viele schätzen „Im Reiche des silbernen Löwen“ am höchsten von Mays Schriften. Ich bin in diesem Punkt andrer Meinung. Ich verkenne nicht den Wert der tiefen Gedanken, die in dieser Erzählung wie auch in „Ardistan und Dschinnistan“, in „Friede auf Erden“, in „Am Jenseits“ und in „Winnetous Erben“ verborgen liegen, verkenne nicht die Kunst der Durchführung eines Plans, der darauf ausgeht, jeder Person, jeder Oertlichkeit, jeder Teilhandlung einen tiefern Sinn **[122]** unterzulegen. Ích weiß auch die erhabenen Endgedanken zu würdigen, auf die die genannten Werke zustreben. Aber ich halte es doch für gewiß, daß sich Karl May mit diesen Romanen a l l e i n seinen Weltruhm niemals erschrieben hätte. Hier ringt er um einen Preis, der ihm seiner ganzen Veranlagung nach nicht bestimmt war. Sein eigenstes Gebiet ist der im Orient oder in Wild-West spielende Abenteuerroman. Hier schuf er eine Gattung von guter, bildender, erzieherisch wirkender Unterhaltungsliteratur, die es vor ihm in deutscher Sprache nicht gab (denn auch Männer wie Cooper hat er meines Erachtens übertroffen) und die nach ihm keiner wieder so meistern wird wie er. Ein kurzer Beweis für diese Behauptung sei gestattet: Wie prächtig sich steigernd ist etwa Winnetou I aufgebaut! Wo hat die rührende Liebesgeschichte der schönen Nscho-tschi in der Wildwest-Literatur ihresgleichen? Ist der listig-lustige Sam Hawkens mit den kurzen Sichelbeinen, dem kichernden Kinderstimmchen und dem kreuzbraven Herzen nicht ein Kerl aus einem Guß? Und Hadschi Halef Omar, der seinen Sihdi zum rechten Glauben bekehren will, der sich überall mit seiner Nilpferdpeitsche Achtung verschafft, der so bilderreich zu plaudern und ‚das Gezwitscher des Gespötts‘ anzustimmen weiß! Sie alle, alle sind dem Leser Mays wie lebende Freunde ans Herz gewachsen. Man lacht und weint, man hofft und bangt mit ihnen. Und dann? Was wird aber in den „sinnbildlichen“ letzten Werken aus Hanneh, die sich so drollig vor dem beweglichen Teufelchen, dem Brautgeschenk ihres Hadschi Halef Omar fürchtet, was aus Halef Omar selbst, aus Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi? Als Symbolgestalten, als blutlose Schatten **[123]** verblassen sie in der Vorstellung derer, die sie liebgewannen. Der gesunde Hauch des Lebens weicht von ihnen. Kara Ben Nemsi legt sogar die herrlichen Waffen ab. Halef Omar wird – mit seinem früheren Ich verglichen – fast zum Duckmäuser. Dafür drängen sich Absichtlichkeiten des Verfassers in den Vordergrund. Er ringt, um überall das „Bild“ scharf durchführen zu können. Was der Leser in den früheren Erzählungen, fast ohne es zu merken, an guten Lehren, an Mahnungen zur Nächstenliebe usw. in sich aufnahm, wird ihm nun weit handgreiflicher aufgetischt. Eine so greifbar nahe, fesselnde Gestalt wie Marah Durimeh wird fast ins Uebersinnliche entrückt. Der Puls des Lebens aber – der frisch vorwärts drängenden Handlung – im ganzen Werk stockt und pocht kaum noch zuckend unter einer künstlichen Hülle. Mays goldiger, oft kindlich harmloser Humor schweigt. Breiter und breiter klafft der Riß. Die um des Winnetou oder etwa um der Bände 1 bis 6 willen Karl May lieb gewannen, erkennen enttäuscht, daß sie in den letzten Schriften des viel geplagten, aus seiner Welt verdrängten Mannes ihren Lieblingserzähler kaum noch wiederfinden. Und an alledem tragen die die Hauptschuld, die Karl May ins Reich der Symbolik verscheuchten. Ohne ihr Eingreifen hätte er gewiß auch keinen zweiten Winnetou, keine zweite Verfolgung des Schut und seiner Sippe geschrieben. Das bekennt er selbst, indem er ständig von höheren Zielen spricht, für die alles bisher Geleistete nur eine Vorarbeit sei. Das wäre ja anders nicht zu wünschen gewesen; denn Karl May mußte sich mit jedem neuen Werk wie jeder Künstler weiter und aufwärts entwickeln. Auch hier wäre Stillstand Rückgang gewesen. Aber – das meine **[124]** ich – so sehr in die Schattenwelt der Dinge, die sich nicht greifen lassen, hätte er sich ohne äußeren Zwang nicht verloren. Und seine Gemeinde wäre jetzt, nach seinem Tod gewiß um einige natürlich und unbeeinflußt gewachsene Werke reicher.

[52] Ges. Werke Bd. 25–33, sowie kleine Teile in Bd. 48.

Und um welchen Preis sind diese Verluste erkauft? War das Ergebnis der Schnüffeleien in Mays Leben wirklich so groß und bedeutsam, daß man um seinetwillen die deutsche Literatur um ein paar Meisterwerke betrügen durfte – Meisterwerke für die breiteste Menge – indem man den Quell verschüttete, aus dem sie unweigerlich geflossen wären? Ihr Herren, die ihr Anklage selbst noch gegen den Toten von Radebeul erhoben habt, hier wird Anklage gegen euch erhoben. Fragt euch selbst und die Nachwelt, ob ihr verantworten könnt, was ihr wagen zu können glaubtet!

Ungeheuerlich! höre ich die Gegner Mays sagen. Kritisch – verwundert aber werden mich auch des Toten Freunde ansehen. Denn wo bleibt hier die Moral? Selbst Prof. Dr. L. Gurlitt sagt in seiner Schrift ‚Gerechtigkeit für Karl May!': ‚M. aber m u ß t e lügen, um leben zu können … Aber er wollte von der Lüge loskommen. Er gehörte zu den Reuigen …' Gewiß, diese Sätze enthalten lautere Wahrheit. Sie sind unanfechtbar. Ich aber gehe noch weiter und meine: Es ist ein Unterschied zwischen Lüge und Selbsttäuschung, zwischen Lüge und Verschleierung von Dingen, um die selbst zu wissen dem Wissenden genügen kann. Oder belasten wir uns täglich nicht alle mit sogenannten Notlügen? Gibt es heute einen Mitteleuropäer, der überall die Wahrheit äußern kann? Seien wir doch keine Pharisäer! Erkennen wir lieber, worauf es ankommt! Denken wir an [Henrik] Ibsens **[125]** „Wildente" mit ihrer verschwiegenen Predigt: Jeder Mensch hat seine Lebenslüge. Nimm sie ihm und du schleuderst ihn aus seiner Bahn!

So wahr ich die Wahrheit liebe: Dem Werk Karl Mays und damit dem deutschen Schrifttum wäre besser gedient gewesen, und die allgemeine Moral wäre nicht geschädigt worden … wenn „sie" geschwiegen hätten!

Durch Nacht zum Licht[53]

Von Dr. Arthur B e r g e r

Heute vor 86 Jahren wurde Karl May als Sohn eines Webers in dem damals kleinen, ärmlichen Ernstthal im Erzgebirge geboren. Wie er selbst von sich sagt: „ein Lieblingskind der Not, der Sorge, des Kummers." Er war eins der vielen Kinder, der sich kümmerlich durchs Leben schlagenden Weberfamilie. Seine beiden Großväter verunglückten tödlich; die Großmutter war Scheuerfrau und verdiente bis 25 Pfennig täglich! Die Mutter war, nach Mays Worten, eine Heilige, von früh bis spät im Haushalt tätig, stets hilfsbereit für andere, und von ihrem Wesen ist wohl ein gut Stück auf den Dichter überkommen. Der Vater war hart, unermüdlich in der Arbeit. Nie hatte er eine Schule besucht und doch im Selbstunterricht lesen und schreiben gelernt. Er las mit großem Eifer, war geschickt in allem Handwerk, auch in der Holzbildhauerei.

Bis zu seinem vierten Lebensjahr aber war Karl May so gut wie blind, angeblich infolge falscher Behandlung mit Hausmitteln. Kümmerliche örtliche Verhältnisse, Unterernährung spielten wohl die **[127]** Hauptrolle. Nachdem er in richtige ärztliche Behandlung kam, wurde er bald gesund und wuchs zu einem kräftigen Jungen heran, der es mit jedem Altersgenossen aufnehmen konnte. Früh zeigte sich bei diesem einzigen Sohn der armen Weberfamilie seine große Begabung, und deshalb setzten die Eltern alles daran, daß er Lehrer werden konnte.

Nun wird man sich fragen, wie kam Karl May überhaupt auf den Gedanken, Bücher zu schreiben, die ganz und gar aus dem Rahmen der Umgebung herausfielen, in der er aufgewachsen war? Auch hierüber gibt er uns Auskunft. Es hat den Anschein, als ob es der Familie May in früheren Jahrhunderten besser gegangen wäre, auch erhielt sich die Kunde hiervon von Geschlecht zu Geschlecht fort. Danach waren die Vorfahren Gerichtsherren und Aerzte gewesen. Und aus diesen fernen Zeiten hatte sich nichts fortgeerbt, als eine Anzahl wissenschaftlicher, naturwissenschaftlicher und Reisewerke, sowie eine alte mit Holzschnitten versehene Bibel. Alle Generationen hatten aus diesen Büchern ihre Bildung geschöpft. Auf diese Weise war in dem Jungen frühzeitig die Liebe für Natur und fremde Länder erwacht. Dazu kam, daß die Großmutter nicht nur aus den Schriften vorlas, sondern mit den Kindern das Gelesene auch besprach, mancherlei aus eigner Phantasie hinzufügte. Da, wie schon erwähnt, Karl May in der Jugend blind und zweifellos ein recht begabter Junge war, fielen diese Geschichten natürlich bei ihm auf besonders fruchtbaren Boden, hafteten fester, prägten sich tiefer ein als bei andern Kindern, die sie im Spiel, der ewigen Abwechslung, die der Tag bringt, gar zu leicht wieder vergessen. Grade eine Geschichte von der „verlorengegangenen **[128]** und vergessenen Menschenseele" ließ ihn nicht los; er grübelte darüber nach, was wohl aus der Seele geworden war und wir dürfen annehmen, daß diese kleine Geschichte den Grundstein legte zu dem eigentümlich Seelischen, das viele seiner Erzählungen neben dem reinen Erleben durchweht. Von großem Einfluß war auch, daß der Vater als Kind eine Zeitlang auf einer Oberförsterei gewesen und hier von dem Forstmann in die Kenntnis der Pflanzen eingeführt worden war. Die Liebe zur Natur und der Sammeleifer waren aber in ihm wach geblieben, als er wieder nach Ernstthal zurück mußte und so benutzte er jede freie Stunde – auch noch als Mann – dazu, um zu sammeln. Gern erzählte er seinen Kameraden und Kindern von seinen Kenntnissen und Erlebnissen in Wald und Feld, wobei er mit blühender Phantasie stark übertrieb und ausschmückte.

In den damaligen Zeiten gab es namentlich in den kleinen Orten noch keine öffentlichen oder Schulbibliotheken, aus denen die Kinder ihren Wissensdrang hätten stillen können. Bei der allgemein herrschenden Armut besaßen nur die wenigsten unter ihnen Jugendbücher. So kam es denn, daß die heranwachsenden Jungen sich allabendlich auf den Stufen vor der Kirchentür trafen und Geschichten erzählten. Wer nicht in den Kreis paßte, wurde weggetrieben. Aber Karl May, der jüngste von der Gesellschaft, war besonders gern gesehen, denn er wußte ja so viel vorzutragen. Alle die Märchen, die die Großmutter ihm in der Zeit der Blindheit erzählt hatte und die in seinem Gehirn gesammelt ruhten, gab er zum besten. Wenn aber sein Stoff auszugehen drohte, half die Großmutter nach.

[53] Der vorliegende Aufsatz wurde am 25. Februar 1928, dem 86. Geburtstag Karl Mays, vom Verfasser im Rundfunk vorgetragen und durch den Berliner Sender verbreitet. Fürs Jahrbuch haben wir lediglich das Abdrucksrecht erworben, und Rundfunkstellen, die den Durchspruch zu wiederholen gedenken, müßten die Erlaubnis bei Dr. A. Berger, Charlottenburg, Thüringer Allee 1, einholen.
Die Herausgeber.

Nun wertete sich die Zeit des Nichtsehendseins auch **[129]** noch in andrer Hinsicht bei dem Knaben aus. Alles, was er damals gehört hatte, waren ja mehr oder weniger nur Begriffe gewesen, er durchlebte die Geschichten in ganz andrer Weise als ein Sehender, denn er konnte sich ja alles nur seelisch vorstellen. Nachdem ihm dann das Augenlicht wiedergegeben war, trat mit einemmal die Wirklichkeit, die ungeheure Fülle der Bilder in Erscheinung und nun arbeitete sein Gehirn zwangsläufig ganz anders; es wurde ihm infolgedessen leicht, aus dem Vorrat im Gehirn und dem Gesehenen neue Zusammenhänge und damit neue Geschichten zu erfinden. So wurde bereits der noch sehr jugendliche May ein selbstschaffender Erzähler, bahnte sich den Weg für sein späteres Arbeiten in der frühen Jugend, schon bevor er die Schule besuchte!

Damit war Karl Mays Jugend eigentlich, also mit dem 6. Lebensjahr, wie er selbst wehmütig schreibt, zu Ende. „Nun folgt das Leben voll Arbeit, Sorge und Leid bis zur Qual am Marterpfahl“, an den ihn auf dem Gipfel des schriftstellerischen Erfolgs seine Feinde und Neider aus Mißgunst zu stellen suchten, jahrelang quälten, bis ihr Tun endlich entlarvt wurde, und Karl May siegreich aus dem Kampf hervorging, der ihn aber zermürbt und vorzeitig ins Grab getrieben hatte.

Seine Schulzeit war eine Reihe schwerer Jahre des Hungers, aber seine geistige Erziehung ging weiter. Namentlich der Kantor war es, der sich des frühgeweckten Jungen annahm, ihn im Klavier-, Orgel- und Geigenspiel, sogar in der Harmonielehre, unterrichtete. Das Lernen fiel ihm nur zu leicht und so kam es, daß er als neunjähriger Junge bereits in der Schule mit den zwölfjährigen in gleicher Klasse saß. Durch diesen Altersunterschied wurde er aber seinen **[130]** Kameraden klassenfremd. Sie betrachteten ihn nun mehr als Eindringling, waren mißgestimmt gegen den Kleinen, der so viel leistete wie die Großen, oft sogar mehr. Dazu kam, daß der Vater, im Bestreben, daß der Junge recht viel lernen sollte, wohl das Beste wollend, ganz falsche Wege einschlug. Was er an Büchern erwischen konnte, aus denen etwas zu lernen war, das brachte er dem Jungen. Gebetbücher, Rechenbücher, Naturgeschichten, geographische Werke, alles mußte das Kind durcharbeiten oder gar, um es sich tiefer einzuprägen, abschreiben. So z. B. eine Erdkunde von Deutschland, 500 Seiten stark aus dem Jahr 1802, also vollkommen veraltet, namentlich, was die Einwohnermenge der einzelnen Städte betraf. Anderseits sorgte der Vater Mays dank seiner ausgezeichneten Pflanzenkenntnisse auf sehr vielen Spaziergängen durch Wald und Feld, auf denen er immer den Jungen mitnahm, dafür, daß dieser sich ein großes botanisches Wissen aneignete, das ihm bei seinen späteren Schriften sehr zustatten kam. Die Wanderungen vertieften natürlich in dem aufgeweckten Knaben den Sinn und die Liebe zur Natur. Aber ständig war der Junge unter Erwachsenen, hörte viel zu viel vom Leben, vom Ernst des Daseins, und da er eine tiefgründige, nicht leichte Natur war, so lastete das besonders schwer auf ihm.

In seinem Drang, den Sohn möglichst zu bilden, nahm der Vater ihm die Jugend.

In diese Zeit fiel auch Mays erster Besuch eines Theaters, wenn es auch nur ein Puppentheater war, der Platz zu 5 Pfennig. Gegeben wurden uralte Volksstücke. Diese machten den tiefsten Eindruck auf den Jungen, fast ebenso stark wie der allsonntägliche Kirchenbesuch. Arbeitete der junge May nicht, so las **[131]** er, oder half Handschuhe nähen, um etwas Geld zu schaffen. Daneben trieb er im Selbstunterricht Lateinisch. Als dann infolge der schweren Zeiten eine Reihe von Familien aus Ernstthal den Entschluß faßten, nach Amerika auszuwandern und deshalb Englisch lernten, fehlte auch Karl May in seinem unstillbaren Arbeitseifer nicht unter den Schülern. Aber alles konnte er nicht allein lernen, es waren auch Stunden erforderlich und die kosteten Geld, das er sich durch Aufsetzen vom Kegelspiel erarbeiten mußte. Oft bis in die später Nacht hinein dauerte der Aufenthalt in dem stickigen, staubigen Raum; als Abendbrot erhielt der Junge ein Butterbrot und ein Glas abgestandenes, meist aus Resten zusammengegossenes Bier. Wurde er matt, so gab es ein Glas Schnaps. Was er aber hier Tag für Tag auf der Kegelbahn an unflätigen Witzen und Reden zu hören bekam, das wirkte tief abstoßend auf den von den Eltern und Lehrern sorgfältig erzogenen Knaben. Wurde einmal eine Stunde nicht gekegelt, so gab ihm der Wirt Bücher aus seiner Bibliothek, Räubergeschichten der schlimmsten Sorte, die nur verwirrend auf den Knaben wirkten, aber seine strenge Gläubigkeit, die er sein ganzes Leben lang bewahrt hat, nicht erschüttern konnten. Dieser Zwiespalt, der sich hier herausbildete, war wohl auch ausschlaggebend für seine späteren Schriften, indem er die Charaktere scharf zu zeichnen wußte, sich bei aller Abenteuerlichkeit seiner Erzählungen fern hielt von der kolportagehaften Schreibweise. Im Kopf des Heranwachsenden bildete sich ein gewisses Gedankengemisch: die Gedankengänge der Räubergeschichten verwebten sich mit den gesammelten geographischen und ethnographischen Kenntnissen.

[132] Und Karl May wuchs weiter auf, in Not und Sorge, um sich das Elend der armen Weber, die am Sonnabend, wenn Zahltag war, durch Schnaps sich in Stimmung zu setzen versuchten. Ein trauriges Los für einen geistig vorwärtsstrebenden Menschen. Anfangs schien alle Mühe umsonst zu sein, im Seminar anzukommen, das er, um Lehrer werden zu können, besuchen sollte. Dann aber erhielt er das nötige Geld vorgeschossen, bezog das Seminar in Plauen und war einer der besten Schüler. In diese Seminarzeit fällt seine erste schriftstellerische Betätigung. Alle Pfennige, die er sich absparen konnte, verwandte er für Schreibpapier. Und darauf schrieb er seine erste literarische Arbeit: eine Indianergeschichte, die er an die damals neugegründete Gartenlaube einschickte. Die Antwort war ein vier Seiten langer Brief des Chefredakteurs Ernst Keil, der genau erkannte, was in diesem angehenden Schriftsteller lag, und ihn anfeuerte, zugleich aber auch die Fehler, die seiner Arbeit anhafteten, nicht verschwieg. Und wenn May das auch als einen Mißerfolg buchte, so war es doch in Wirklichkeit ein Erfolg, denn welcher Verfasser kann sich rühmen, eine Erstlingsarbeit mit einem solch ausführlichen Schreiben zurückzuerhalten.

Da trat ein Ereignis ein, das, an sich unbedeutend, schwere Folgen haben sollte. Als er eines Tages dabei war, die Lichthalter zu reinigen – damals brannte man noch Unschlittkerzen – kam seine kleine Schwester, drei Tage vor Weihnachten, zufällig zu ihm und klagte, wie traurig es zu Haus sei: keine Arbeit, Hunger und Not, nicht einmal ein Licht für den kleinen hölzernen Weihnachtsengel, geschweige denn ein Baum oder gar ein Geschenk zum Weihnachtsfest. **[133]** Und da der junge May die niedergebrannten Kerzenreste, die höchstens noch als Stiefelschmiere verwendet werden konnten, zur Hand hatte, gab er der Schwester davon einen Teil. Ein Mitschüler sah es, warnte ihn nicht, sondern zeigte es heimtückisch an. Die Folge war, daß Karl May als „Dieb“ von der Schule gejagt wurde. Eine Strafe, die allerdings auf die Eingabe von Mays Vater hin vom Ministerium aufgehoben wurde, so daß er wieder in dieselbe Klasse kam und sein Examen dann auch glänzend bestand. Aber traurige Weihnachten waren es für ihn, wie so oft grade dieses Fest ihm die schwersten Schläge versetzte. War doch auch sein Großvater väterlicherseits an einem Weihnachtstag umgekommen und der mütterlicherseits um diese gleiche Zeit verunglückt.

Und nochmals traf ihn ein Jahr später ein schwerer Schlag grade am Weihnachtstag: er hatte mit einem andern jungen Mann zusammen das gleiche Zimmer als Fabriklehrer bewohnt. Dieser Jüngling besaß eine alte Uhr, die er nicht mehr brauchte, und lieh sie May. Als dieser in die Ferien reiste, nahm er sie mit und wurde deshalb wegen Diebstahl angezeigt. Statt nun den Sachverhalt klarzustellen, tat er das Dümmste in solchem Fall und leugnete den Besitz der Uhr. Man fand sie aber bei ihm, und er wurde zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt. Eine Strafe, die uns heute gradezu ungeheuerlich klingt, die aber nun einmal bestand und von seinen Gegnern später in der gemeinsten Weise ausgenützt wurde, um zu beweisen, daß Karl May innerlich ein schlechter Mensch sei und in seinen Schriften das Gute nur betone, um seine begangenen Fehltritte zu verbergen.

Die Zeit der Haft ging vorüber. May kehrte in die **[134]** Heimat zurück, arbeitete, gab Sprach- und Musikunterricht, schrieb viel, hatte guten Erfolg, fand für alle seine Arbeiten willige Verleger. Aber im Innern des jungen Dichters gärte es. Es waren zu viel der Gestalten, die in seinem Geist auftauchten, die gegeneinander stritten. Immer deutlicher trat in ihm der Kampf zwischen Gut und Böse auf und das Merkwürdige war, er schien, wie er selbst schreibt, gegen die bösen Charaktere nicht aufkommen zu wollen. Hier sehen wir die furchtbaren Nachwirkungen der freudlosen, ja trostlosen Jugend, des ewig harten Kampfes. Es wäre ja auch unverständlich, wenn das alles spurlos an ihm vorübergegangen wäre.

Aber grade durch dieses Ringen, durch den eisern festen Willen Mays zum Guten, zum unerschütterlichen Gottesglauben, war er erst in der Lage, das zu schaffen, was wir in der stattlichen Zahl seiner Bücher vor uns haben. Er fand, ohne eine bestimmte Absicht, sondern nur einem innern, unwiderstehlichen Drang folgend, die richtige Gestaltung des Stoffes, den Gedanken des endlichen Sieges des Guten über das Schlechte im Menschen, in den Völkern. Und diesen ewigen Kampf kleidete er in Geschichten über fremde Länder. Auch daraus ist ihm ein Vorwurf gemacht worden, ja, es hieß, er habe die Länder gar nicht besucht, deshalb sei er auch nicht berechtigt, darüber zu schreiben. Etwas Törichteres kann man sich kaum vorstellen, denn dann dürften ja auch keine historischen Romane und nur recht wenige Erzählungen über ferne Länder verfaßt werden. Ob Karl May den größeren oder kleineren Teil der von ihm in seinen Werken behandelten Länder bereist hat, ist gleichgültig. Jedenfalls ist er sehr viel herumgekommen. Kannte er aber **[135]** die Länder nicht aus eigener Anschauung, so muß der Dichter in unsern Augen um so höher steigen. Dürfen wir doch nicht vergessen, daß in den Zeiten, als die Bücher entstanden, die Reiseliteratur noch sehr

klein war. Und doch hat May alles in einer gradezu erstaunlichen Naturtreue geschildert. Auf meinen vielen Reisen habe ich oft Gelegenheit gehabt, gar vieles nachzuprüfen, was er über Land, Leute und Sitten gesagt hat – und es stimmte!

Warum entstand nun der Kampf gegen Karl Mays Schrifttum? Nur aus Neid, aus schmutzigstem Brotneid. Man wollte ihn vernichten. Doch das Gegenteil haben die Herren erreicht. Sie selbst haben sich in die Verborgenheit zurückziehen müssen, Karl Mays Werke haben aber, ganz besonders seit Beginn des Streites, eine ungeahnte Verbreitung gefunden. Sind doch in deutscher Sprache mehr als 4½ Millionen Bände verkauft. Sie sind in fast alle Kultursprachen übersetzt, sogar in französischen Schulen als Musterbeispiel guter Jugendlektüre offiziell vom Ministerium für Unterricht eingeführt worden[54]. Welches andre deutsche Jugendbuch könnte sich dessen rühmen?

Was verdanken wir Deutschen aber Karl May? Nicht weniger oder mehr, als daß unzähligen Deutschen die Augen geöffnet worden sind, daß hinter unsern Grenzpfählen auch Menschen wohnen von Fleisch und Blut mit einem Herz im Leib. Wie viele, die hinausgezogen sind als Kulturpioniere, haben durch das Lesen der Erzählungen Karl Mays den ersten Ansporn hierzu erhalten. Und nicht schlecht war der **[136]** Einfluß, den seine Bücher hatten, denn dadurch, daß May immer die gute Seite der Charaktere betonte, ihr zum Sieg verhalf, ist er manchem eine Stütze geworden in schweren inneren Kämpfen.

Und stimmt einmal dies oder jenes in Karl Mays Schriften nicht vollkommen, so wollen wir ihm deshalb keinen Vorwurf machen. Haben doch selbst Welt- und Forschungsreisende, namentlich in früherer Zeit, vielfach die Welt durch eine ganz besonders gefärbte Brille betrachtet, so daß ihre Berichte, ganz abgesehen von den inzwischen veränderten Verhältnissen, heute einer genauen Nachprüfung nicht mehr standhalten. In dieser Hinsicht in Mays Schriften auftretende Ungenauigkeiten, die obendrein meist ganz untergeordneter Art sind, fallen wahrlich, was den Wert seiner Werke ausmacht, nicht ins Gewicht, es sind dichterische Freiheiten, die wir ihm gern gönnen wollen. Wer sich aber nun einmal die Mühe machte, zu prüfen, ob die Leute, die auf Karl May schimpfen, seine Schriften genau kennen, wird die erstaunliche Feststellung machen, daß diese Herren in 99 von 100 Fällen keins seiner Bücher gelesen haben. Sie blasen nur in das große Horn, weil sie ihre literarische Unkenntnis verschleiern wollen. Es ist das eine Beobachtung, die ich schon wiederholt gemacht habe. Als Gegenstück aber möchte ich erzählen, daß ich viele ältere Herren kenne, darunter Inhaber unsrer größten Verlage, die offen zugeben, daß sie zu ihrem Karl May greifen, zu „Winnetou“ und andern, wenn sie sich einmal eine recht behagliche Stunden machen, sich loslösen wollen vom Alltag des Lebens.

Heute ist der Kampf um May ausgefochten. Nach seinem Tod ist der Radebeuler Erzähler als Sieger **[137]** daraus hervorgegangen, die Neider sind unterlegen. Vor einigen Wochen aber ist dem Toten eine Huldigung dargebracht worden, so eigenartig und doch ganz dem Sinne Karl Mays entsprechend. An seinem Grab hielt ein Indianerhäuptling in vollem Kriegsschmuck eine Rede, tanzten echte Indianer unter dem Gesang eines Trauerliedes einen Totentanz, sie, die letzten Vertreter eines sterbenden Volkes, dem Karl May ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

Unter anderm führte der Häuptling in seiner Rede aus:

„Du großer toter Freund, Du hast unserm sterbenden Volk im Herzen aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet. Wir möchten Dir Totempfähle in jedem Indianerdorf aufstellen. In jeder Hütte sollte Dein Bild hängen, denn nie hat ein roter Mann einen besseren Freund gehabt als Dich. Deshalb ehren wir Dich, Du toter, weißer Bruder, und legen an Deinem Grab einen Kranz zur Erinnerung und Verehrung nieder. Howgh!“

So sprach Susetscha tanka, die Große Schlange.

[54] Vgl. die Anmerkung zum Aufsatz „Volkes Stimme“ im Jahrbuch 1927, S. 91.

[(138)]

Karl May an Fr. Ernst Fehsenfeld

(Diese launigen Verse sandte der Dichter am 3. Dezember 1891 an seinen damals neu gewonnenen Verleger in Freiburg, während grade der erste Band seiner Gesammelten Werke gedruckt wurde.)

Im lieben, schönen Lößnitzgrund
da saßen zwei selbander;
die schlossen einen Freundschaftsbund,
gehn niemals auseinander.
Der eine schickt Romane ein,
der andre läßt sie drucken,
und ’s Ende wird vom Liede sein:
’s wird beiden herrlichen glucken!

15 Jahre Karl-May-Verlag

1. Juli 1928

Von Heinrich A d a m

Vielfachen Wünschen unsrer Mitarbeiter und Leser folgend, weisen wir auf den beiden folgenden Seiten den derzeitigen Auflagenstand von Karl Mays Gesammelten Werken nach. In der ersten Spalte sind jene deutschen Buchausgaben aufgezählt, die bei Fehsenfeld, Freiburg, und bei der Union, Stuttgart, (1890 bis 1913) bis zur Gründung unsres Verlags (1. Juli 1913) gedruckt wurden. Die mittlere Zahlenreihe zeigt die von uns selber innerhalb der vergangenen 15 Jahre hergestellten Neuauflagen. Die letzte Spalte gibt die heutige deutsche Buchauflage der Gesammelten Werke bekannt. Nicht berücksichtigt sind die zahlreichen Nebenausgaben, die im Laufe der Jahre da und dort erschienen waren, wie die mannigfachen Feldpostwerke u. dgl. Beispielsweise sollen die Bände 51–55 unsrer Sammlung (früher: „Waldröschen“) in der vorherigen Ausgabe nach Mitteilung des damaligen Verlegers, eine Auflage von weit mehr als 500 000 erreicht haben. Ebenso fanden keine Berücksichtigung die gleichfalls nach Millionen Bänden zählenden Uebersetzungen der May-Schriften. Die Werke dieses erfolgreichsten deutschen Volksschriftstellers sind, teils mit unsrer Erlaubnis, teils auch ohne unsre Genehmigung, in dänisch-norwegischer, schwedischer, holländischer, englischer, französischer, italienischer, spanischer, tschechischer, kroatisch-slowenischer, ungarischer und polnischer Sprache erschienen und tragen den Ruhm unsres toten Volksgenossen hinaus in alle Welt.

[140]	Karl Mays Gesammelte Werke	Auflagenstand am 1. Juli 1913	Zuwachs in 15 Jahren	Auflagenstand am 1. Juli 1928
Bd. 1	Durch die Wüste	84 000	116 000	200 000
“ 2	Durchs wilde Kurdistan	69 000	102 000	171 000
“ 3	Von Bagdad nach Stambul	62 000	100 000	162 000
“ 4	In den Schluchten des Balkan	60 000	94 000	154 000
“ 5	Durch das Land der Skipetaren	57 000	93 000	150 000
“ 6	Der Schut	59 000	102 000	161 000
“ 7	Winnetou Band I	72 000	148 000	220 000
“ 8	Winnetou Band II	70 000	139 000	209 000
“ 9	Winnetou Band III	67 000	135 000	202 000
“ 10	Orangen und Datteln	52 000	54 000	106 000
“ 11	Am Stillen Ozean	49 000	61 000	110 000
“ 12	Am Rio de la Plata	50 000	61 000	111 000
“ 13	In den Kordilleren	50 000	60 000	110 000
“ 14	Old Surehand Bd. I	52 000	83 000	135 000
“ 15	Old Surehand Bd. II	50 000	77 000	127 000
“ 16	Im Lande des Mahdi Band I	42 000	44 000	86 000
“ 17	Im Lande des Mahdi Band II	42 000	40 000	82 000
“ 18	Im Lande des Mahdi Band III	42 000	39 000	81 000
“ 19	Kapitän Kaiman	47 000	59 000	106 000
“ 20	Satan und Ischariot Band I	40 000	43 000	83 000
“ 21	Satan und Ischariot Band II	40 000	40 000	80 000
“ 22	Satan und Ischariot Band III	40 000	40 000	80 000
“ 23	Auf fremden Pfaden	37 000	63 000	100 000
“ 24	Weihnacht	44 000	49 000	93 000
“ 25	Am Jenseits	34 000	51 000	85 000
“ 26	Im Reiche des silbernen Löwen Bd. I	39 000	55 000	94 000
“ 27	Im Reiche des silbernen Löwen Bd. II	39 000	51 000	90 000

[141]	Karl Mays Gesammelte Werke	Auflagenstand am 1. Juli 1913	Zuwachs in 15 Jahren	Auflagenstand am 1. Juli 1928
“ 28	Im Reiche des silbernen Löwen Bd. III	31 000	51 000	82 000
“ 29	Im Reiche des silbernen Löwen Bd. IV	29 000	49 000	78 000
“ 30	Und Friede auf Erden	24 000	41 000	65 000
“ 31	Ardistan und Dschinnistan Band I	10 000	40 000	50 000
“ 32	Ardistan und Dschinnistan Band II	10 000	40 000	50 000
“ 33	Winnetous Erben	10 000	72 000	82 000
“ 34	„Ich“	–	50 000	50 000
“ 35	Unter Geiern	21 000	91 000	112 000
“ 36	Der Schatz im Silbersee	21 000	113 000	134 000
“ 37	Der Ölprinz	15 000	99 000	114 000
“ 38	Halbblut	–	65 000	65 000
“ 39	Das Vermächtnis des Inka	15 000	89 000	104 000
“ 40	Der blaurote Methusalem	15 000	67 000	82 000
“ 41	Die Sklavenkarawane	15 000	89 000	104 000
“ 42	Der alte Dessauer	–	40 000	40 000
“ 43	Aus dunklem Tann	–	40 000	40 000
“ 44	Der Waldschwarze	–	40 000	40 000
“ 45	Zepter und Hammer	–	20 000	20 000
“ 46	Die Juweleninsel	–	20 000	20 000
“ 47	Professor Vitzliputzli	–	15 000	15 000
“ 48	Das Zauberwasser	–	15 000	15 000
“ 49	Himmelsgedanken (Gedichte)	5 000	13 000	18 000
“ 50	In Mekka	–	25 000	25 000
“ 51	Schloß Rodriganda	–	37 000	37 000
“ 52	Vom Rhein zur Mapimi	–	37 000	37 000
“ 53	Benito Juarez	–	37 000	37 000
“ 54	Trapper Geierschnabel	–	37 000	37 000
“ 55	Der sterbende Kaiser	–	37 000	37 000
		1 610 000	**3 368 000**	**4 978 000**

Der Weg zum Buch[55]

Eine Erfassung der Käuferschichten

Von Horst K l i e m a n n

©

[55] Diese Abhandlung erschien im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“ (Nr. 222 vom 22. September 1927). Die Herausgeber.

[56]

[(149)]

Begleiterscheinungen zur Absatzstatistik

Von Adolf Volck

Im Nachgang zu vorstehendem Aufsatz mögen noch einige Ergänzungen folgen. So kann man z. B. die Zahl der Antworten, die ein treffendes Bild von der Wirkung und dem Einfluß der Erzählungskunst Karl Mays bieten, sehr erheblich vermehren. Außer den bereits oben (Seite 146) erwähnten soll hier noch einigen bemerkenswerten Aeußerungen Raum gegeben werden:

Elbing, 1. Mai 1924.

….. weil ich den literarischen Wert der May-Bände in den letzten Jahren besonders durch das Karl-May-Jahrbuch 1922 kennengelernt habe. Friedr. K., Handl.-Geh.

Bas-de-Sachet, Cortaillod (Neuenburg, Schweiz, 9. Oktober 1924.

….. weil er spannenden und guten Lesestoff enthält und sprachlich sowie geographisch belehrend wirkt. Zum Studium der deutschen Sprache ist das May-Werk eine tadellose Hilfe, da es anregt und fesselnd ist.

Walter Fred M., Buchhalter.

Illnau, Kt. Zürich, Schweiz, 9. September 1922.

Mich veranlaßte zum Kauf der May-Bände:

I. Der Name des Verfassers, den ich schon durch andere Bände kenne.

II. Der Titel des Buches in Verbindung mit dem wirkungsvollen Deckelbild. Werner B., Landwirt.

St. Will College, Kalwyk a. Rihn., Holl., 9. Jan. 1923.

Ich habe 80 May-Bände gekauft, weil ich die Bücher geeignet finde für die Deutsch lernen Schüler, und daher diese Bücher in der Schulbibliothek zu haben wünsche, und weil ich die Bücher als Preise am Ende des Schuljahrs geben will.

N. N., Lehrer und Bibliothekar.

[150] Konstantinopel, 20. Oktober 1921.

Ich erhielt den May-Band von meinem Vater, damit ich Fortschritte in der deutschen Sprache mache.

Mustafa S., Schüler d. dtsch. Oberealschule.

Halle a. S., 16. April 1918.

….. weil ich durch Zufall einen Karl-May-Band zu lesen bekam, und zwar in der Gouvernementsbücherei Tsingtau (China), als ich dort als Matrose gedient habe. Hans K., Lokom.-Heizer, Königl. Eisenb.

Chicago, U.S.A., 28. Dezember 1925.

Nach langem Suchen ist es mir geglückt, hier in Chicago einen Karl-May-Band zu erhalten und es erscheint mir überflüssig, Ihre Fragen zu beantworten, weil ja diese Bücher ein großartiger Lesestoff für jeden sind, der sie liest.

Joe D.

Chicago, U.S.A., 18. März 1924.

Ich bin durch die *States* gereist, immer mit dem Gedanken an meinen lieben unvergeßlichen Karl May, der mich durch seine Werke auf den richtigen Weg des Lebens geführt hat. Oskar C.

Depok (bei Batavia, Java), 12. Dezember 1919.

Lieber Herr Old Shatterhand! Wir haben viel von Ihren Büchern gelesen, wir finden sie sehr schön und wir lieben Winnetou und seine Freunde sehr. „Wir“ sind mein kleiner Bruder und ich, wir heißen Marie und Piet und wohnen in Depok (bei Batavia, Java). In Ihren Büchern sind viele Bilder, aber wir wollen so gern ein Bild von Ihnen haben. Damit würden wir sehr glücklich sein. Ich bin auf der höheren Bürgerschule und erlerne erst seit kurzer Zeit die deutsche Sprache. Aber ein freundlicher Herr hilft mir bei diesem Brief.

Piet ist 12 Jahre und kann noch nicht Deutsch sprechen.

Wir würden sehr glücklich sein, wenn Sie meinen Brief beantworten wollten.

Herzliche Grüße von Ihren kleinen Freunden Marie und Piet H.

Landau (Pfalz), 30. November 1922.

….. weil ich als Gymnasiast viele May-Bände kannte. Nun bin ich 43 Jahre alt, habe außer den Polargegenden **[151]** alle Erdteile bereist und will meinen drei Söhnen (10, 11, 12 Jahre alt) den gleichen Genuß verschaffen, den mir

damals und heute noch Karl May bereitet, damit ihr Auge und Herz weit wird für die Vielheit der Länder und ihrer Bewohner. Ed. M., Dolmetscher.

Viele Zuschriften laufen von Erwachsenen ein, die ihrer Dankbarkeit dem Freund ihrer Jugend gegenüber auf diesem Weg Ausdruck verleihen.

Inzwischen hat nun die Fragekarte die von Kliemann vorgeschlagene Aenderung (vgl. oben Seite 148) erfahren, so daß die Fragestellung jetzt so aussieht:

a) wie oben Seite 143.

b) Haben Sie das Buch geschenkt erhalten? Zu Weihnachten oder bei einem andern Anlaß? Von Eltern, Verwandten, Bekannten? Ging der Gedanke des Geschenks von Ihnen oder vom Geber aus? Aus welchem Grund wurde ein May-Band gewählt?

Der Nichtfachmann wird sich bei Betrachtung der fertigen Statistik wohl kaum vorstellen können, welch umfangreiche Vorarbeiten der endgültigen Fassung vorangehn. Wie oft muß jede einzelne Karte in die Hand genommen werden, bevor die einzelnen Fragen erschöpfend ausgewertet sind! Es ist sogar erforderlich, sämtliche Karten zweimal, d. h. nach zwei Gesichtspunkten zu ordnen: einmal nach Kaufveranlassung und Käufergruppen und dann nach den einzelnen Ländern.

Aber dadurch, daß die Antworten in allen Einzelheiten statistisch erfaßt werden, bieten sie viel Belehrung und Anregung. Man erkennt daraus, aus welchen Bevölkerungsschichten sich die Karl-May-Gemeinde zusammensetzt, welchen Wert eine Zeitungsbeilage, eine Anzeige, eine Schaufensterausstellung, **[152]** eine literarische Besprechung usw. haben, und dergleichen mehr. Für die Werke Mays, wie überhaupt für phantastische und spannende Bücher, bilden beispielsweise die Volks- und Leihbüchereien eine starke Werbung. Aus vielen Zuschriften geht nämlich hervor, daß die Leser das Buch deshalb kauften, weil sie einen andern (oft aber auch denselben!) May-Band vorher leihweise gelesen hatten.

*

Anmerkung der Herausgeber: Der statistischen Abteilung des Karl-May-Verlags liegt noch sehr viel für die Oeffentlichkeit geeigneter Stoff vor, und die Jahrbücher werden sich wohl häufig mit solchen Zahlenreihen zu befassen haben. Schon jetzt weisen wir auf bedeutsame Ausführungen von Dr. Arnold Fratzscher, Fr. W. Pollin und Dr. L. Zollitsch hin, die wegen Raummangels erst im Jahrbuch 1929 folgen können.

[(153)]

Karl May in Wien

Von Dr. Alexander Salkind

1. Die Todesfahrt.

Es ist kaum allgemein bekannt, daß Karl May sich den Keim zur Todeskrankheit, der er am 30. März 1912, wenige Wochen nach Vollendung seines 70. Jahres, erlag, in Wien geholt hat. Karl May war im Winter 1911 auf 1912 von dem damals neu gegründeten akademischen Verband für Literatur und Musik eingeladen worden, in Wien einen Vortrag zu halten. Dieser Verband, zusammengesetzt aus jungen Leuten, die begeistert waren für Schönheit, Edelmut, Gerechtigkeit und Fortschritt, empfand es als unbillig, daß May, der so vielen Hunderttausenden Freude und Zerstreuung gespendet hatte, wehrlos den Schmähungen und Angriffen der geschlossen gegen ihn vorrückenden Neider und Hasser preisgegeben sei. Mit dem Vorrecht der Jugend, unbedenklich und ungehemmt für ihre Ideale einzutreten, stellten sich die jungen Studenten in die Bresche und boten May an, ihm zumindest in Wien, wenn schon nicht in seiner Heimat, die Möglichkeit zu verschaffen, wie sie es damals nannten, „sein Herz auszuschütten“. May war von diesem Gedanken entzückt und ließ sich, obwohl er gerade erst eine schwere Erkrankung überstanden hatte, nicht davon abbringen, die Fahrt nach Wien zu unternehmen, die seine Todesfahrt werden sollte. Die Aufregungen, das schlechte Wetter, der Gegensatz zwischen dem überheizten Sofiensaal, worin er vortrug, und **[154]** der rauhen Nachtluft warfen ihn neuerdings aufs Krankenlager. Erkältet und fiebernd reiste er in sein Heim zurück, wo er genau acht Tage später starb.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dieser Vortrag, den Karl May am 22. März 1912 in Wien gehalten hat, seinen Lebensabend verschönte und verklärte. Bot er ihm doch den Beweis, wie groß und leidenschaftlich die Schar seiner Anhänger auch außerhalb Deutschlands und gerade in einer kulturell und literarisch so maßgebenden Stadt wie Wien sei. May traf am 20. März 1912 in Wien ein, wo er im Hotel Krantz abstieg. Noch am selben Tag gewährte er einem Mitarbeiter des „Neuen Wiener Tagblatt“ eine Unterredung, in der er darlegte, daß er keinesfalls, wie man dies so oft von ihm sage, ein Jugendschriftsteller sei. Er schreibe vielmehr für das ganze Volk, hauptsächlich aber für die Erwachsenen. Alles, was er bisher verfaßt habe, betrachte er nur als eine „Etüde“, um sein Publikum zu prüfen. Nun, da er wisse, wie es zu ihm stehe und er es entsprechend geschult habe, werde er trotz seiner siebzig Jahre sein Lebenswerk schaffen, wozu er sich durchaus nicht zu alt fühle. Auf dem Tempel der Sekte „*Christian sience*“ in New York, den er kürzlich besucht habe, prange als Leitstern das Wort „*Love!*“ Diesem zu dienen, sei sein Glaubensbekenntnis. Seine Feinde hätten zwar den Versuch begonnen, ihn zu vernichten, er lasse sich aber nicht wieder in den Abgrund stoßen, aus dem er sich durch ein Menschenalter emporgerungen habe. May fügte noch hinzu, er sei um so lieber nach Wien geeilt, als man hier Gefühl für einen Dichter habe und die richtigen Augen besitze, um auch in seine Seele zu schauen. Der Interviewer betonte noch, welchen tiefen Eindruck die **[155]** Persönlichkeit Mays, namentlich beim Sprechen, auf ihn ausgeübt habe.

Gleichzeitig mit Karl May weilten in jenen Tagen drei hervorragende Besucher als Gäste des Kaiers Franz Joseph in Wien, nämlich Kaiser Wilhelm II., der König von Sachsen und der Fürst von Monaco. An diesen Aufenthalt knüpften sich allerlei politische und intime Mutmaßungen, die in der Presse mehr oder minder verblümt zum Ausdruck gelangten. Ein eigentümlicher Zufall, daß der deutsche Kaiser und einer der mächtigsten Bundesfürsten, dazu Mays Landesherr, zur selben Zeit wie der deutscheste der deutschen Schriftsteller jenes Zeitraums in Wien waren. Und eine überaus tragische Fügung, daß May, der in seinem Wiener Vortrag den Uebergang zu seinem Lebenswerk herzustellen gedachte, nach acht Tagen in jene bessere Welt abberufen wurde, die keiner wie er so ergreifend und plastisch zu schildern verstanden hatte.

2. Am Vortragstisch

Karl May hatte bestimmt abgelehnt, für seinen Vortrag ein Honorar entgegenzunehmen, das ihm die Veranstalter anboten. Das Thema, über das er zwei Stunden sprach, lautete „Empor zum Edelmenschen!“. Die Wiener Presse mit Ausnahme des „Neuen Wiener Tagblatt“ stand bereits unter dem Bann des gegen May geführten Vernichtungskampfes und versagte ihm daher jene Würdigung, die sie ihm sonst unzweifelhaft gegönnt hätte. Denn bis zu dem Augenblick, da die „Enthüllungen“ über May bekannt wurden,

hatte May in Wien fortgesetzt schmeichelhafte, ja überschwengliche Zeitungsartikel über jedes seiner Bücher, **[156]** seine Persönlichkeit, sein Wirken. Nach dem Vortrag beschränkten sich die meisten Zeitungen auf kurze Bemerkungen. Man kennzeichnete May als einen hageren, altmodisch gekleideten Herrn, der abwechselnd einen Hornzwicker oder eine Brille zur Verstärkung seiner vergnügten Blauaugen benütze, gut rede und sich dabei von echtem Pathos sowie von religiöser Begeisterung leiten lasse. Der große Sofiensaal, sonst einer der beliebtesten Tanzsäle Wiens mit einem bedeutenden Fassungsraum, war überfüllt. In der Hauptsache waren das Bürgertum, die Beamtenschaft und die – Jugend vertreten. Den Ausführungen Mays, die einem erschütternden Selbstbekenntnis, dem gellenden Aufschrei einer gequälten Seele, eines zu Tode gehetzten Menschen, der um sein Lebenswerk kämpft, gleich kamen, folgte stürmischer, nicht enden wollender Beifall. May war beim Beginn des Vortrags sehr aufgeregt und leichenblaß; erst als er bemerkte, wie rasch der Zusammenhang zwischen ihm und seinen Hörern sich herstellen lasse, wie man seinen Darlegungen in atemloser Spannung lausche, färbte eine leichte Röte seine Wangen, straffte sich seine Gestalt, wurde er sicher und hinreißend. Dabei darf man nicht übersehen, daß ein Großteil der Anwesenden, wie man aus den Aeußerungen im Zuhörerraum unschwer zu entnehmen vermochte, nicht darauf gefaßt gewesen war, tief schürfende Philosophie, psychologische Probleme, Menschliches, Allzumenschliches zu hören. Man war zu „Old Shatterhand“, zu „Kara Ben Nemsi Effendi“ geeilt in der Erwartung, die Silberbüchse, den Bärentöter zu sehen und über die mit diesen Waffen verrichteten Heldentaten vom Helden selbst packende Berichte zu vernehmen. Wie gewaltig muß also May gewirkt **[157]** haben, daß sich die Zuhörerschaft nicht enttäuscht fühlte, sondern ihm im Gegenteil brausende Huldigungen bereitete, die dem greisen, so unbarmherzig verfolgten und geschmähten Manne unendlich wohl taten.

3. Wiener Stimmer über Karl May

Die Ziffern, die über Karl Mays Bücherauflagen bekannt geworden sind, haben mit Recht in der ganzen Welt Verblüffung hervorgerufen. Man geht in der Behauptung nicht fehl, daß Wien eine stattliche Leserschar beistellte, und noch heute, sechzehn Jahre nach dem Tod Mays, kann man in den Wiener Buchhandlungen und Leihbüchereien hören, wie stark die Nachfrage nach den May-Bänden geblieben ist. Natürlich war die Begeisterung für May zu seinen Lebzeiten, als neue Werke aus seiner Feder den Büchermarkt bereicherten, kräftiger, was man wieder in Wien am deutlichsten beobachtete. Erst Jahre nach dem Hinscheiden Mays hat man erfassen gelernt, daß dieser Schriftsteller seiner Zeit weit vorauseilte, daß er den Weltkrieg kommen und sich in all seinen Greueln austoben sah und daß er deshalb mit solch flammender Beredsamkeit und innerer Ueberzeugung dem Frieden auf Erden zum Herold wurde. Als die Nachricht vom Ableben Mays in Wien verbreitet wurde – es geschah erst drei bis vier Tage, nachdem er seinen Geist ausgehaucht hatte – widmeten doch alle Zeitungen dem Verblichenen eingehende Nachrufe. Um die Einstellung Wiens zu May zu kennzeichnen, mag es am besten sein, einige der bemerkenswertesten Stimmen führender Zeitungen wiederzugeben.

Die „Neue Freie Presse“ schrieb, das große Verdienst Mays sei es gewesen, dem gefährlichen Indianerbüchel, **[158]** das die Jugend vergiftete, den Garaus gemacht zu haben. Seine Werke, die gesammelt ein regelrechtes Konversationslexikon ergäben, hätten einen beispiellosen buchhändlerischen Erfolg aufzuweisen. Es sei unbegreiflich, daß man nachher von May einen Wahrheitsbeweis für seine Phantasieerzeugnisse forderte und ihn um diese Frage herum zu vernichten versuchte. Das „Neue Wiener Tagblatt“, wie erwähnt, zu Karl May besonders freundlich und ihm überaus wohlgesinnt, legte dar, daß Karl May der meistgelesene deutsche Verfasser sei, dem auch seine Feinde hohe Eigenschaften nicht abzusprechen imstande seien. Die christlich-soziale „Reichspost“ führte aus, Karl May stehe mit der Riesenzahl seiner Leser vereinzelt da. Er habe das schädliche Indianerbüchel verdrängt, eine unfaßbare Fruchtbarkeit bekundet und dabei stets alles Anstößige vermieden.

Besonders fesselnd sind die Aeußerungen hervorragender Persönlichkeiten, die anläßlich des Todes Karl Mays in der Wiener Presse abgedruckt wurden. Hermann Bahr erklärte, May sei eine Kraft, die beachtet werden müsse. Die Baronin Berta v. Suttner, die berühmte Friedens-Suttner, deren „Die Waffen nieder!“ Mays Zielen geistesverwandt war, bemerkte, May nehme einen achtunggebietenden Rang in der Kulturwelt ein. Heinrich Mann versicherte, die Angriffe gegen May bewiesen, daß er wirklich ein Dichter sei. Maximilian Harden anerkannte, daß May Hunderttausende lesen und loben. Roda Roda stellte fest, daß die

undurchschauten Dummköpfe in der Welt leider zahlreicher seien als die Genies und daß diese undurchschauten Dummköpfe, die Mays Gegnerschaft bilden, ihn beneiden, weil er Phantasie besitze.

[159]

4. Die Beurteilung Mays in Wien

Oft hat sich Gelegenheit geboten, durch Rundfragen und an der Hand privater statistischer Anhaltspunkte einen Ueberblick darüber zu gewinnen, aus welchen Schichten und Altersklassen sich in Wien die Leserschaft Karl Mays zusammensetze. Zum erstenmal wurde ein solcher Versuch im Jahre 1908 anläßlich einer öffentlichen Fehde gegen Karl May unternommen, dann 1912 nach Eintreffen der Todesnachricht, endlich 1924 bei Besprechung des Karl-May-Jahrbuches. Der Durchschnitt aus den hiebei aufgenommenen Zahlen zeigt, daß May buchstäblich in allen Gesellschaftsklassen und von allen Altersstufen gelesen wird. Allerdings ist in Wien der Prozentsatz der Leser unter 16 Jahren größer, und zwar beträgt er ungefähr 70 % gegen 30 % der Leser über 16 Jahren. Es ist bezeichnend, daß angesehene Männer des Wiener Geisteslebens, darunter Universitätsprofessoren von internationaler Bedeutung, zur Ablenkung, zum Ausspannen nach May greifen. Aus ungeklärten oder zu durchsichtigen Gründen, die zu erörtern einstweilen unterlassen sei, um nicht ins parteipolitische Fahrwasser zu geraten, hat man vor einigen Jahren in Wien begonnen, in Verbindung mit der heiß umstrittenen Schulreform gegen die May-Bücher als Jugendlektüre erbittert anzukämpfen. Leider wird ja, wie erwähnt, im Wien von heute jede, auch die unpolitischste Angelegenheit irgendwie zu einem Politikum gestempelt, und so erlebte man denn das Schauspiel, daß der Ruf für und gegen May zu einem publizistischen Feldzug zwischen der christlich-sozialen und der sozialdemokratischen Partei in Wien wurde. Allmählich **[160]** freilich verdrängten wichtigere Streitpunkte zwischen den beiden Hauptparteien des neuen Oesterreich die Teilnahme für May, der zwar gegenwärtig öffentlich von den Wiener Schulbehörden und den unter ihrer Aufsicht befindlichen Büchereien abgelehnt, tatsächlich aber wieder, auch von der Jugend, geradezu verschlungen wird. Allerdings darf man nicht außer acht lassen, daß die für österreichische Verhältnisse hohen deutschen Bücherpreise hemmend wirken und daß anscheinend auch die Werbung in Oesterreich nicht sonderlich rührig betrieben wird. Vielleicht ist dies ein leicht behebbarer Mangel, dessen sich jene, die pietätvoll und in seinem Geist Mays Erbe angetreten haben, bald bewußt werden sollten.

In der Natur des Oesterreichers und namentlich des Wieners mag es begründet sein, daß von den Werken Mays jene, in denen die Buntheit und Plastik der Handlung, die Fülle des Geschehens überwiegen, stärker fesseln als die Bände, die ausgesprochen philosophischen Einschlag bekunden und die Symbolik unterstreichen. Merkwürdig, daß May in derselben Stadt, die für diesen Sinn seiner Bücher das geringste Verständnis aufbrachte, den Vortrag „Empor zum Edelmenschen!“ hielt, worin er auseinandersetzte, was er mit seinem Shatterhand, seinem Winnetou, seinem Kara Ben Nemsi, Halef usw. eigentlich ausdrücken wollte. Zufall oder Absicht? May würde sagen: Fügung.

In den Krieg für und gegen May haben auch Oesterreicher eingegriffen, worüber die Jahrbücher viele bemerkenswerte Einzelheiten aufweisen. Von bekannten Wiener Literaten sind es in erster Reihe Dr. Richard v. Kralik und Dr. Karl Hans Strobl, der gegenwärtige **[161]** Vorsitzende der Deutsch-Oesterreichischen Schriftstellergenossenschaft, die mit Entschiedenheit für Karl May eintreten (Jahrbuch 1921), in den letzten Jahren Dr. Franz Cornaro und Ingenieur Gustav Urban, die in den Jahrbüchern zum Wort gelangen. Bei diesem Anlaß sei es mir auch erlaubt, nachdem ich mich bisher nach Kräften bemühte, den objektiven Wiener Chronisten in der May-Frage abzugeben, auch einige persönliche Bemerkungen und Wahrnehmungen anzufügen. Die Wiener Presse, der ich seit anderthalb Jahrzehnten angehöre, hat sich in diesem Zeitraum, wie bereits mehrfach festgestellt, mit May nur selten beschäftigt. Lediglich die Nachricht seines Todes, der so unmittelbar nach seinem Wiener Aufenthalt erfolgte, rief ausführliche Darstellungen seiner Person, seines Schaffens und seines Wertes hervor. Die Neuauflagen der May-Bücher, deren Ergänzungen und Umarbeitungen, die Jahrbücher sind, von den Fachblättern und Ausnahmen in der Tagespresse abgesehen, hier keineswegs so erörtert und gewürdigt worden wie im Deutschen Reich und – wie es selbstverständlich wäre. In der „Wiener Mittags-Zeitung“, deren Hauptschriftleiter ich von 1915 bis 1920 war, und nachher in der „Fremden-Presse“, die ich seit 1920 leite, habe ich als einer der wenigen Tagesschreiber wiederholt das May-Problem aufgerollt und zu den deutschen Veröffentlichungen dieser Art Stellung genommen. Daß ich unzweideutiger Anhänger und Verfechter Mays bin, ohne deshalb seine Mißgriffe und Fehler zu leugnen, ist bekannt. Man vermag sich

also ohne weiteres auszumalen, welchen Inhalt meine nicht selten ziemlich polemischen Ausführungen hatten. Trotzdem wurde von keiner Seite der Gegner in Oesterreich darauf geantwortet. **[162]** Ein Beweis dafür, daß der Streit für und gegen May doch nur ein sozusagen wissenschaftliches Aufeinanderprallen der Gegensätze bildet, eine theoretische Abwicklung, die nicht in die der Praxis und dem Alltag dienenden Tageszeitungen hineinpaßt. Aber auch ein Beweis dafür, daß die breiten Massen von diesem Streit nichts wissen wollen, was die Zeitungen, die den Geschmack sowie die Neigungen ihrer Leser kennen und achten, gar wohl erfaßt haben, weshalb sie vermeiden, sich an diesen Fehden zu beteiligen. Das Wiener Publikum schätzt und liebt seinen Karl May, unbekümmert darum, ob er Jugendsünden begangen, ein „Doppelleben“ geführt, in Ichform über Länder, Völker und Ereignisse fabuliert hat, die ihm fremd waren. Den Dichter Karl May sucht und verehrt es, und daß ihm dieser Dichter auch menschlich so nahe zu kommen vermochte, bestätigt, wie wertvoll der Mensch sein mußte, der dieser Dichter war.

[(163)]

Harfenklänge zu „Babel und Bibel“

Von Carl Ball

©

57

58

59

[(176)]

‚… Und wen ich da oben auf dem Felsen fand?‘

Von Franz K a n d o l f

Karl May erzählt in „Nur es Sema – Himmelslicht“ (Orangen und Datteln) von einem einsam auf dem Felsen Wahsija wohnenden Eremiten, der, ohne Zweifel ein Christ, über die räuberischen Anazeh und andre Araberstämme große Macht ausübte. Aus allen Gegenden kamen Pilger, die ihm ihre Anliegen anvertrauten. Niemand, selbst kein Räuber und kein Bösewicht, wagte es, gegen die Weisungen zu handeln, die er von dem frommen Marabut erhielt. Und auch die friedliche Lösung der Angelegenheit, die Kara Ben Nemsi und die Haddedihn an diesen Felsen geführt hatte, war in der Hauptsache auf die Losung zurückzuführen, die am Heiligen Abend aus der Höhle hoch oben auf dem Felsen zu den sich bekämpfenden Stämmen herniederstieg: Ehre sei Gott in der Höhe, und F r i e d e den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!

Vielleicht ist so manchem Leser ein Zweifel an der inneren Wahrhaftigkeit dieser Erzählung aufgestiegen: ein christlicher Einsiedler, dem sich eine fanatisch mohammedanische Bevölkerung vorbehaltlos und bedingungslos beugt? Unmöglich! So etwas gibt es in Wirklichkeit nicht! Da hat sich Karl May einmal von seiner Phantasie fortreißen lassen!

Mit nichten, zweifelsüchtiger Leser! Die folgenden Ausführungen sollen beweisen, daß sich das Leben **[177]** nicht von der Phantasie übertrumpfen läßt. Sie sind entnommen einem Aufsatz im Dezemberheft des „Hochland“, 1922, betitelt: „Ein Heiliger der Wüste, Charles de Foucauld“, von Luzian Pfleger, der wieder auf dem berühmten Buch von René Bazin fußt: „*Charles de Foucauld explorateur du Maroc eremite au Sahara*“, Paris 1921.

Luzian Pfleger schreibt in der Einleitung zu seinem bemerkenswerten Aufsatz:

„Am 1. Dezember 1916 ist das wilde Bergland des Hoggar der Schauplatz eines tragischen Mordes geworden. Räuberische Tuaregs haben im armseligen Hochlandsdorf einen Mann getötet, dessen Tod in der ganzen französischen Sahara und im Mutterland das größte Bedauern hervorrief: den ehemaligen Vicomte Charles de Foucauld, jetzt Einsiedler im Wüstenlande, den größten Wohltäter der Wüstenbewohner, einen Mann, dessen außergewöhnlicher Lebensgang auch den Gleichgültigsten packt und ergreift. Wie verblaßt auch der farbigste Abenteuerroman gegen dieses farbenbunte, bewegte und innerlich so reiche Menschenschicksal, das in einer Zeit des trostlosesten Materialismus fast wie ein Märchen anmutet!“

Geben wir das Lebensbild dieses merkwürdigen Mannes in kurzen Worten wieder!

Charles de Foucauld wurde 1858 in Straßburg geboren. Als junger Offizier, der den Glauben seiner Kindheit verloren hatte, trieb er es so arg, daß er nach Algerien versetzt wurde. Doch auch hier führte er sein wüstes Leben weiter, bis er gezwungen wurde, den Abschied zu nehmen. Aber er war doch zu sehr Franzose, als daß er, als im folgenden Jahr (1881) der Aufstand des Marabut Bu Amama [1833? – 1908] ausbrach, hätte untätig bleiben können. Er trat wieder in sein Regiment ein und zeichnete sich in einer Weise aus, daß man den früheren Lebemann nicht wieder erkannte.

[178] Nach Beendigung des Feldzugs nahm er abermals seinen Abschied und begab sich 1883, als verachteter jüdischer Rabbiner verkleidet, auf eine Forschungsreise ins Innere Marokkos, die elf Monate währte. Die Ergebnisse dieser Reise (Foucauld fügte zu den Leistungen seiner Vorgänger 2250 km neu hinzu, bestimmte 40 Längen und Breiten und brachte 3000 neue Höhenmessungen) machten ihn mit einem Schlag zum berühmten Mann, dem eine glänzende Laufbahn winkte.

Aber in Foucauld war eine vollständige Wandlung eingetreten: der Ruhm der Welt reizte ihn nicht mehr und die Genüsse seiner Jugendzeit ekelten ihn an. Sein Mitschüler, der spätere General Laperrine [Marie Joseph François Henry Laperrine d'Hautpoul], schreibt über ihn:

„Das Leben, das de Foucauld inmitten überzeugter Glaubensanhänger führte, versetzte seinem Zweiflertum den letzten Stoß. Er sah mit Staunen, welche Kraft alle Marokkaner aus ihrem Glauben schöpften, sowohl diese fanatischen Muselmänner als auch diese Juden, die trotz jahrhundertelanger Verfolgung unerschütterlich an ihrer Ueberzeugung festhalten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich hatte er Hunger und Durst nach Religion.“

Im Jahr 1886 kehrte er zum Glauben seiner Kindheit zurück und vier Jahre später bat er um Aufnahme in den Trappistenorden, worin er bis 1896 verblieb. In diesem Jahr wurde er nach Rom berufen, um Theologie

zu studieren. Und nun ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges: er suchte um die Erlaubnis nach, den Orden verlassen zu dürfen. Denn – man höre und staune! – der Trappistenorden, dieser strengste alle Männerorden, ist ihm nicht streng genug! Dieser „Fanatiker der Selbsterniedrigung", wie ihn Pfleger **[179]** nennt, denkt an die Gründung einer kleinen Gesellschaft mit eigenartiger Regel:

„So genau als möglich das Leben unsers Herrn führen, nur von der Arbeit der Hände leben, ohne irgendein Geschenk anzunehmen, … nichts besitzen, jedem, der fordert, geben, nichts verlangen, so viel als angängig sich alles versagen, … sich besonders in ganz ungläubigen oder verlassenen Ländern verbreiten …"

Die erbetene Enthebung von den Gelübden wurde ihm gewährt, mit der Weisung, noch drei Jahre lang sein Vorhaben zu bedenken. Diese Wartezeit verbrachte Foucauld in Nazareth als – Klosterknecht, der das bißchen Brot und die wenigen Früchte, die er als Entgelt für seine Arbeit erhielt, an die Bettler verteilte.

1901 empfing er die Priesterweihe, und dann ging er sofort daran, sein Ideal zu verwirklichen. Er hatte in jungen Jahren Algerien und Marokko durchwandert. Marokko, so groß wie Frankreich, besaß im Innern keinen einzigen Priester, die Sahara, siebenmal größer, nur ein Dutzend Missionäre. Hier sollte sein Wirkungsfeld sein.

Aber nicht Missionär im gewöhnlichen Sinn wollte er sein. Er erkannte recht wohl, daß mit Katechese und Predigt bei diesen dem Christentum so schroff gegenüberstehenden Stämmen nichts auszurichten sei. Ihre Bekehrung konnte nicht in einem Lebensalter erfolgen, sondern mußte erst in mühseliger Arbeit vorbereitet werden. Ein Wegbereiter wollte er sein; nicht ein Apostel der christlichen Lehre durch das Wort, sondern durch die Tat, durch sein Leben. „Wenn die bedauernswerten Muselmänner als sogenannte Christen nur ungerechte, tyrannische Ausbeuter kennen, die ein lasterhaftes **[180]** Beispiel geben, wie sollen sie sich bekehren, wie nicht unsre heilige Religion hassen?", schreibt er in seinem Tagebuch. Wir sehen, es ist ein Gedankengang, ähnlich dem, wie wir ihn oft und oft bei Karl May in seinen Werken finden.

Mit Genehmigung seiner Oberen sehen wir nun Foucauld zuerst in der Oase Beni Abbes, dann ab 1905 in den Hoggarbergen, mitten in der Sahara, seine Klause bauen. Er ist der einzige Europäer, der einzige Christ, mitten unter einer wilden, unberechenbaren Bevölkerung, 1500 km von der Zivilisation entfernt. Er weiß genau, daß es ihm nicht vergönnt sein wird, die Früchte seiner mühseligen Aussaat reifen zu sehen. Aber er bleibt. Und gerade dieser Verzicht auf allen und jeden sichtbaren Erfolg, dieses Sichbegnügen mit der für gewöhnliche Sterbliche undankbaren Rolle des Wegbereiters erscheint mir als die großartigste Leistung in dem Leben dieses merkwürdigen Mannes, der die Selbsterniedrigung auf seine Fahne geschrieben hat.

„Schon der Gedanke, daß zwischen El Golea (der bis dahin südlichsten Missionsstation der Sahara) und Timbuktu wenigstens e i n e Seele den Herrn anbetet, daß er für die irrenden, in der weiten Wüste umherstreifenden Schäflein beten kann, daß er sie an den Anblick und das Leben eines Priesters gewöhnt, ist ihm Trost und Freude. Aber er tut mehr. Er wird Wohltäter, Freund, Arzt, Berater dieser unzivilisierten Nomaden. Er studiert sie, ihre Sprache, ihre Sitten, belauscht ihre Seele, lernt ihre vielen Fehler und das wenige Gute an ihnen kennen, besucht sie in ihren Zelten, folgt ihnen nach entlegenen Weideplätzen, macht sich unentbehrlich, wird der Freund des Stammeshauptes, das er zur Gerechtigkeit und Billigkeit erzieht ….. Seine ganze Persönlichkeit ist eine lebendige Predigt des Evangeliums. Durch langjährigen, vertrauten Umgang kennt er seine Tuaregs **[181]** hinlänglich, um zu wissen, wie weit er gehen kann auf dem Weg, den ihm sein apostolischer Eifer vorzeichnet. Er weiß, daß er nichts übereilen darf. Er spricht ihnen immer von Gott, bewegt sich in dem Rahmen der natürlichen Religion, trägt immer und immer die erhabenen Lehren der Bergpredigt vor. Er will vor allem das ganze Vertrauen des Muselmannes gewinnen…

….. Er wirkte als Zivilisator ersten Ranges. Was man nie für möglich gehalten hätte, schien sich zu verwirklichen: die ruhelosen Nomaden fingen schon an, seßhaft zu werden, das Wanderzelt in ein festes Haus zu verwandeln, Acker- und Gartenbau zu treiben. Und der nimmermüde Apostel sah schon ein leuchtendes Bild der Zukunft, in der seine Nachfolger auf dem von ihm vorbereiteten Boden mit vollen Händen den Samen der Heilslehre ausstreuen könnten.

Sein Leben ist geteilt zwischen Gartenarbeit, Studium, Gebet, Unterricht … Seine Nahrung besteht aus Gerstenbrot, einigen Datteln und einem für alle andern ungenießbaren Teeaufguß aus einer Wüstenpflanze. Die Ausgaben für seine Küche belaufen sich auf 7 Franken monatlich. Alle andern Mittel, die er von seiner Familie erhält, wandern den Weg der Nächstenliebe … Wundert man sich, daß ihn eine Verehrung ohnegleichen umgibt, daß selbst die rohesten Legionäre, die wohl anfangs den sonderbaren Heiligen spöttisch betrachteten, ihn achten und lieben, daß die schlichten Wüstensöhne ihm die Hochachtung und Liebe entgegenbringen, die sie ihren frömmsten Marabuts zollen?"

Am 1. Dezember 1916 ist er unter den Kugeln senussischer Räuber gefallen. Aber sein Name ist nicht vergessen, und sein Grab wird von betenden Moslemin aufgesucht, die den christlichen Marabut ehrlich und aufrichtig betrauern. – – –

Charles de Foucauld könnte beinahe dem Einsiedler auf dem Felsen Wahsija Pate gestanden haben. Aber das ist nicht der Fall. Karl May hat seine Erzählung geschrieben, Jahre bevor der Franzose auf seiner Lebenslinie angekommen war!

[182] „… Und wen ich da oben auf dem Felsen fand?“ Karl May hat diese Frage leider nicht beantwortet und den Leser auf später vertröstet. Aehnlich wie bei seinem Buch „Am Jenseits“. Die Neugier der Leser ist unbefriedigt geblieben. Auch im Nachlaß des Dichters befindet sich keine Andeutung über diese geheimnisvolle Gestalt. Wahrscheinlich ist nur, daß er sich eine Person vorstellte, mit der er uns in seinen Reiseerzählungen bereits vertraut gemacht hatte. Vielleicht wollte er über sie in seinem oft angekündigten Buch „Marah Durimeh“ schreiben. Und vielleicht hat er sich darunter – – – aber das will ich lieber nicht verraten. Wenn seinerzeit „Marah Durimeh“ im Druck erscheint, wird auch diese Frage ihre Antwort finden.

[(183)]

Herbstgedanken[60]

Von Karl M a y

„Vernimm auch du des Herbstes Stimme,
Hör, was er sagt und folge ihm!“

Weder der zu traulichem Beisammensein ladende Winter noch der liebeglühende Frühling oder der Rosen spendende, Früchte reifende Sommer übt einen so ergreifenden Eindruck aus auf das menschliche Gemüt, wie der Herbst mit seinen welkenden Blumen, hinsterbenden Fluren und erbleichenden Farben.

Der große Zug nach der Mutter Erde, dem selbst der Stärkste und Gewaltigste gehorsamen muß, zeigt triumphierend seine Herrschaft über die Natur. Das letzte Lied der Nachtigall ist verklungen; schräg und schräger fallen die Strahlen der Sonne; leer wirds auf Feld und Flur. Die schaffende Kraft will ausruhen von der segnenden Arbeit der verflossenen Wochen. Schon glänzt am Morgen der Reif auf den Spitzen der Gräser; der „Nachsommer“ löst sich von den Stoppeln, und „eindringlich mild“ zieht der Geruch des Herbstes durch die Lüfte.

Es ist die Zeit des Scheidens. Und wie die Gefühle des Herzens höher flammen in der Stunde des Abschieds und alle Regungen des Innern emporwallen in das tränenumflorte Auge, so sendet das Jahr die schönsten seiner Tage in den Herbst, und süße, beseligende Wehmut breitet sich über die weichen, sehnsuchtsatmenden Abende.

[184] Und diese Weichheit, diese Sehnsucht bemächtigt sich des menschlichen Herzens. Sie mildert seine Leiden, verklärt seine Freuden und wirkt veredelnd auf alle seine Stimmungen. Wie an dem keuschen, unter dem Weh des Scheidens seufzenden und von hoffenden Wünschen erfüllten Busen der Geliebten, so ruht der Empfängliche in der Umarmung des Herbstes und saugt aus seinem Kuß die Ahnung, das Glück und Seligkeit wohl fliehen, nicht aber uns für immer fern bleiben können.

Mag das Laub fallen und die Blume welken, es liegt doch im Fallen und Welken kein spurlos Verschwinden und Vergehen, sondern die liebe, alte Mutter Erde ruft ihre Kinder nur zurück, um sie verjüngt und verschönert wieder ins Leben zu führen. So ist auch der Tod nicht ein Aufhören alles Seins, sondern ein Zurückkehren zur ursprünglichen Kraft, um die Errungenschaften dieses Lebens für ein neues Bestehen zu verwerten.

Denn wie da draußen in der Natur, so naht auch dem Menschenkind ein Herbst, der ihm die Stirn furcht, das Haar lichtet und den Nacken beugt, der es zur ernsten Forschung stimmt und nach den Früchten seines Lebens fragt. Wie manch stolzer Mann wird da der tauben Aehre gleichen, die ihr Haupt hoch heben darf, weil es keine Körner trägt, und wie mancher mag da am Boden kriechen, weil ihn die Last und Sorge der Arbeit niederdrückt! „Säen muß man hier mit Fleiß zu der Ernte jenes Lebens“ [„Gott wie flügelschnell“, Dresdner Gesangbuch (1837), Nr. 582] klingts im alten Kirchenlied. Aber nicht dort erst, sondern schon hier beginnt diese Ernte und

wohl dem Baum, der Früchte trägt,
wenn die Hand des Alters an ihm rüttelt!

[60] Aus der von Karl May geleiteten Zeitschrift „Schacht und Hütte“, Jahrgang 1876. Vgl. dazu Bd. „Ich“, S. 451. Die Herausgeber.

[(185)]

Das Trapperheim in Radebeul

Von Heinrich Z e r k a u l e n[61]

©

[61] Der Verfasser schilderte seine Eindrücke eines Besuches in der Villa „Shatterhand“ in der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 13. April 1927, sowie in zahlreichen andern Blättern. Wir erwarben den Aufsatz zum Abdruck. Die Herausgeber.

Dreißig Jahre später

Ein Wiedersehn in Australien

Von Patty F r a n k

©

Nach der hohen Wasserscheide

Von Karl B u d d e , U.S.A.[62]

Etwa ein Jahr nach meinem ersten Versuch, die große Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean zu erklimmen, sah ich die Windriverberge wieder vor mir liegen. Obgleich mir mein damaliges Vorhaben nicht geglückt war, so hatte ich den Rest meines Reiseplans doch ausgeführt; die Gros Ventre Berge, die „Drei Tetons“, sowie den Yellowstone Park hatte ich inzwischen aufgesucht. Jetzt war ich nach den Windriverbergen zurückgekommen, um abermals zu versuchen, die Wasserscheide zu übersteigen. Diesmal befand ich mich jedoch nicht östlich, sondern westlich davon.

Mit einem Gepäck von mehr als sechzig englischen Pfund (etwa 27 kg) auf dem Rücken erreichte ich den Fuß der vorgelagerten Berge. Soweit ich von der Ebene aus hatte erkennen können, schien die westliche Abdachung dieser Bergkette nicht ganz so wild zu sein wie ihre östliche. Aber der Wald, worin ich mich befand, war nicht viel leichter zu durchdringen als drüben. Als ich noch vor Sonnenuntergang an einem See anlangte, bezog ich an seinem Ufer Lager. Ich fand viel dürres Holz unter den Bäumen, und es dauerte nicht lang, so hatte ich ein Feuer angemacht, **[197]** auf dem ich mein Abendessen zubereitete. Das Wichtigste, das ich letztes Jahr nicht zur Genüge mitgehabt hatte, befand sich diesmal reichlich in meinem Rucksack; er war geradezu vollgestopft mit Nahrungsmitteln. In einem Rucksack, wie er etwa in den Alpen oder im Harz gebraucht wird, hätte man nicht die Hälfte des Gepäcks unterbringen können. Der meinige war von starkem waldgrünen Segeltuch angefertigt, und aufgeschnallt bedeckte er mehr als meinen Rücken, d. h. er stieß oben an die Krempe meines Sombrero und reichte nach unten über den Saum meines derben Rockes hinaus. Außer den breiten Schulterriemen besaß er noch einen Kopfgurt, der an der rechten und linken Seite des oberen Rucksacks befestigt war und über der Stirn getragen dazu diente, ein Hintenüberziehen des Körpers zu verhindern. Um mir einen solchen „Schleppsack“ aufzupacken, mußte ich ihn zunächst aufrecht auf den Boden stellen; dann setzte ich mich rücklings gegen ihn, schnallte mir so seine Riemen an, worauf ich mich, nach vorn überlegend, zunächst in eine kniende und dann in eine stehende Stellung brachte. Als ich dieses „Kunststück“ zum erstenmal versuchte, wäre ich beinahe in den Knien zusammengebrochen, und zweifelte schon, daß ich mit einer solchen Last Berge erklimmen könnte. Jedoch später habe ich noch schwerere Lasten getragen und meine Annahme bestätigt gefunden, daß der Mensch im Vergleich zum Pferd dieses nicht nur auf langandauernden Märschen, sondern auch, im rechten Verhältnis genommen, im Tragen von Lasten übertrifft.

Als die Sonne unterging, hatte ich das Abendessen schon eingenommen, und bald darauf legte ich mich zum Schlafen in der Nähe des Feuers nieder. **[198]** Obgleich ich müde war, konnte ich nicht in Schlaf kommen; es gab hier nämlich viele Biber, die etwa in der Mitte des Sees ihre Burg hatten. Bei Anbruch der Dunkelheit „belebten“ sie alle das Wasser, und durch ihr fortwährendes Untertauchen, wobei sie den breiten, flachen Schwanz jedesmal lautschallend auf das Wasser fallen ließen, wurde die Stille des Urwalds in einen Höllenlärm verwandelt. Ich erhob mich daher, sammelte eine Anzahl Steine und ließ mit Hilfe meiner elektrischen Laterne einen grellen Schein über die Wasserfläche wiederholt aufblitzen. Aber wie diese „Baumfäller“ das brennende Lagerfeuer nicht zu fürchten schienen, so ließen sie sich auch von der Blitzlaterne nicht verscheuchen. Ich ging deshalb zu einem Steingefecht über, und dies brachte schließlich den gewollten Erfolg; die rastlosen Schwimmer und Nager zogen sich bald von dieser Seite des Sees zurück und verhielten sich auch drüben ziemlich ruhig. Fast glaubte ich schon, mit dem Revolver dreinsprechen zu müssen, denn ich fühlte mich beinahe in derselben Stimmung wie jener biedere Bauer, der, mit der Faust wuchtig auf den Tisch schlagend, wütend ausrief: „Mein Ruh will i ham!“ Während der Nacht wachte ich jedoch drei- oder viermal wieder auf, teils weil durch das niedriggebrannte Feuer die Nachtkühle empfindlich wurde, teils durch den allmählich wieder zunehmenden Lärm der Biber.

Schon früh fing ich daher an, das Frühstück zu bereiten, und packte dann alles für den Aufbruch zurecht. Wieviel weiter östlich würde ich heute Abend Lager machen? Und wann sollte ich wohl die Wasserscheide

[62] Der Verfasser fährt in den beiden vorliegenden Aufsätzen mit der Schilderung seiner Reise ins nordamerikanische Felsengebirge fort. Vgl. Jahrbuch 1923, S. 367, Jahrbuch 1924, S. 303, Jahrbuch 1925, S. 128, Jahrbuch 1926, S. 394 und Jahrbuch 1927, S. 125.
Die Herausgeber.

zu Gesicht bekommen? Den Hunger brauchte ich diesmal nicht zu fürchten, aber ich hatte jetzt eine **[199]** Last auf dem Rücken, die mich nur langsam vorwärtsdringen ließ. Nicht weit von meiner Lagerstelle ergoß sich ein kleiner Bach in den See. Diesem folgte ich aufwärts, nachdem ich das Feuer gelöscht hatte. Es ließ sich hier gut gehen, weil sich vom Ufer ab nach dem Waldrand zu ein schmaler Grasgürtel entlang zog. Einmal gelangte ich jedoch an eine Stelle, wo Biber mehrere Bäume „umgenagt" und natürlich vom Waldrand nach dem Bach zu gefällt hatten. Trotz meiner Vorsicht hakte ich plötzlich mit dem Fuß unter einen dünnen Baumstamm, der vom hohen Gras völlig verdeckt gewesen war. Beim Sturz nach vorn gab mir der schwere Rucksack einen solchen „Hieb" an den Hinterkopf, daß ich für mehrere Sekunden ein ähnliches Gefühl verspürte, wie es Karl May beschreibt, wenn Old Shatterhand nach einem erhaltenen Kolbenhieb langsam wieder zu sich kommt. Mich von dem Gepäck losschnallend, erhob ich mich – – etwas mißmutig. Einen solchen Ruck hatte ich allerdings nicht erwartet, und erst jetzt kam mir zum Bewußtsein, daß der Name „Rucksack" zu Recht bestand. Ich stellte den Uebertäter gegen einen Baum, schnallte ihn mir nach der bereits beschriebenen Weise wieder auf und folgte dann dem Bach weiter. Für eine Weile ging es ohne viel Steigung aufwärts. Einmal erhob sie eine Schar wilde Enten mit einem lauten „Rrrrrrrrr – – –" vom Wasser und flog bachabwärts, gefolgt von dem schwerfällig fliegenden *blue heron* (blauer Fischreiher), den ich durch mein Erscheinen ebenfalls aufgescheucht hatte.

Um die Mittagszeit erreichte ich eine lange Schlucht, die glücklicherweise nach Osten verlief, und der ich deshalb aufwärts folgte. Wie wohl meist Gebirgsschluchten **[200]** dem Wasser als Abzugslauf dienen, so auch hier: ein Bach hatte sich ein Bett gegraben. Er war aber, wie man leicht erkennen konnte, erst seit kurzer Zeit ausgetrocknet. Seit Aufbruch vom Lager hatte ich noch nichts wieder getrunken. Ich verspürte daher einen ungewöhnlich starken Durst, denn das schwere Gepäck trieb mir den Schweiß aus den Poren. Daß dieser Bach hier oben kein Wasser führte, war erklärlich. Der vergangne Winter war nämlich im Westen außerordentlich milde gewesen, mit nur ganz geringem Schneefall. Darauf folgte ein ebenso ungewöhnlich regenarmer Frühling, der seinerseits von einem trocknen, heißen Sommer abgelöst wurde. Wie ich am Ufer des Sees und auch des Bachs gesehen hatte, war bei beiden der Wasserspiegel bedeutend gefallen. Da außerdem diese Seite der Bergkette von der Sonne tagsüber länger beschienen wird und deshalb weniger Schnee aufweist als ihre östliche, so durfte ich von Glück sagen, wenn ich hier oben bald auf Wasser stoßen würde. Je weiter ich nach Osten vordrang, desto unerträglicher wurde mein Durst. Obendrein trat der Wald bald nur noch in Baumgruppen auf, und die von dem felsigen Boden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen entwickelten daher zu dieser Tageszeit eine bedeutende Hitze. Ich machte häufig Rast, wobei ich mich jedesmal das schweren Gepäcks entledigte. Ich hoffte, wenigstens am Ende der Schlucht auf Wasser zu stoßen; vielleicht war dort der Quellsitz dieses Baches.

So verging der Nachmittag, und ich kam nur langsam vorwärts. Je mehr die Sonne sich dem Horizont näherte, desto erträglicher wurde die Hitze, was aber leider meinen Durst nicht milderte. Zuweilen kam ich **[201]** an einige Espen vorbei, die schon zerstört waren, während fast alle übrigen ihre Blätter schlaff herabhängen ließen. Ich riß einige Blätter ab und kaute sie, um den Speichel etwas aufzufrischen. So schleppte ich mich langsam weiter, hier und da auf allen Vieren mühsam über einen Fels hinwegkletternd, wenn ein solcher nicht zu umgehen war. Ich fühlte nicht nur im Mund eine große Trockenheit, sondern eine Dürre im ganzen Körper. Falls ich da oben kein Wasser finden sollte, so würde ich die Nacht nicht schlafen können, das wußte ich. Eine fieberhafte Unruhe lag mir im Blut: ich hatte mich zweifellos überanstrengt! Das Gepäck hier liegen lassen und wieder bergabsteigen, um den Bach aufzusuchen, dazu war es zu spät; die Sonne war nunmehr untergegangen, und in der Dunkelheit den felsigen Hang hinabzuklettern, war gefährlich. Also langsam weiter aufwärts! Noch während der Dämmerung langte ich auf einer Bergstufe an, und wie ich vermutet hatte, war hier wirklich der *head* (Kopf), wie der Amerikaner einen Quellsitz nennt, des ausgetrockneten Baches. Ein kleiner See lag vor mir. Ich ging mitten hindurch. Sein felsiger Grund ließ mich nicht einsinken, meine Schuhe wurden nicht feucht, denn auch er war vollständig – – ausgetrocknet. Solch ein Mißgeschick! Es schien sich heute alles gegen mich verschworen zu haben. Zuerst der „Ruck" an den Hinterkopf, dann, als ich den Bach da unten verließ, vergaß ich zu trinken, darauf erklomm ich diese dünnbewaldete Schlucht, in der die Strahlen der Mittags- und Nachmittagssonne eine backofenähnliche Hitze erzeugten, nirgends Wasser hier oben, dazu das schwere Gepäck, das viel zu essen, aber nichts zu trinken enthielt. Nach ich mich einige Minuten **[202]** ausgeruht hatte, holte ich die Blitzlaterne hervor, und das Gepäck hier zurücklassend, wo ich natürlich Lager machen mußte, folgte ich der Bergstufe, die eine

sanfte Steigung nach Osten zeigte, weiter aufwärts, um die vor mir liegende Gegend zu erkunden. Ich war etwa fünf Minuten gegangen, als ich zu meiner Ueberraschung an dem oberen Rand eines tiefen Cañons anlangte. Dieser Umstand wäre mir unter andern Verhältnissen keineswegs willkommen gewesen; aber gar nicht weit von meinem Standpunkt vermochte ich noch eben in der hereinbrechenden Dunkelheit eine kurze, aber dichtbewaldete Seitenschlucht zu erkennen, die in diesen Cañon mündete. Jetzt faßte ich neue Hoffnung, denn wenn es überhaupt hier oben noch Wasser gab, so mußte es da in der kleinen Schlucht zu finden sein. Ich ging, nein, ich eilte nach dem Gepäck zurück, schnallte es mir abermals auf und erreichte mit Hilfe der Blitzlaterne schließlich ohne Unfall die kleine Schlucht: hier gab es Wasser! Allerdings sickerte es nur spärlich, aber am Fuß einer breitstämmigen Tanne, wo der Boden ganz von Moos überzogen war, erspähte ich eine waschschalenähnliche Vertiefung, angefüllt mit dem köstlichen Naß. Der bloße Anblick des Wassers wirkte schon kräftigend und beruhigend auf mich, und ohne irgendwelche Hast stillte ich nun in langen, langsamen Zügen meinen Durst.

Einen guten Platz zum Lagern gab es hier wohl kaum; diese kleine Schlucht hatte steile Wände. Ich befand mich natürlich gleichzeitig in dem großen Cañon, obgleich nicht tief von seinem oberen Rand. An einer Stelle, die am wenigsten abschüssig war, legte ich mich zum Schlafen nieder, ohne ein Feuer anzumachen und ohne zu essen, denn ich fühlte mich **[203]** ungewöhnlich warm und verspürte keinen Hunger. Es war wirklich ein anstrengender Tag gewesen!

Als ich kurz nach Mitternacht aufwachte, hatte ich wieder starken Durst, aber zugleich auch einen ebenso starken Hunger; der Schlaf hatte meinen Körper wieder hergestellt. Ich trank also abermals. Es war inzwischen empfindlich kalt geworden. Deshalb sammelte ich beim Schein der elektrischen Lampe Brennholz, worauf ich am wärmenden Feuer meinen Hunger stillte. Danach schlief ich abermals ein, und es dämmerte bereits, als ich wieder aufwachte. Eine Stunde später nahm ich das Frühstück ein und musterte gleichzeitig den nun überblickbaren Cañon. Er sah, nach amerikanischer Bezeichnung *rough* (rauh, roh) aus und war von beträchtlicher Tiefe. Er wurde von einem Bach durchflossen, offenbar der gleiche, dem ich nach Verlassen des Lagers gefolgt war. Die gegenüberliegende Seite des Cañons war nicht so hoch wie die diesseitige. Man konnte nach Südosten zu über sie hinwegsehen. Es gab da eine Gegend, die uneben und dünnbewaldet war; sie wies zahllose Felserhöhungen auf, die von hier aus etwa wie viele Bienenkörbe aussahen. Dort mußte es besonders „*rough*“ zu gehen sein. Nach den andern Himmelsrichtungen gab es teils wenig, teils gar keine Ausschau. –

Kurz nach Sonnenaufgang hatte ich die Höhe erklommen. Ich drang in östlicher Richtung vor und entfernte mich damit schnell von dem Cañon, der in einer andern Richtung verlief. Anfangs schritt ich durch einen herrlichen, etwas offenen Hochwald. Der Boden war hier nicht mehr felsig, sondern reichlich mit Tannennadeln bedeckt. Meine Schritte machten **[204]** daher nur dann Geräusch, wenn ich gelegentlich auf abgefallene Zweige trat. Das Gepäck kam mir heute weniger drückend vor, und etwa eine Stunde lang machte ich gute Fortschritte. Einmal hörte ich einen Laut und hielt an; wirklich, das melodische „Orgeln“ eines *bull elk* hallte jetzt im Wald wider. Da sein Ruf von der Seite kam, durfte ich nicht hoffen, ihm zu begegnen.

Noch vor Mittag geriet ich in eine Gegend, die mich zwang, bedeutend langsamer zu gehen. Sie war von einem Waldbrand heimgesucht worden, und viele halbverkohlte Baumstämme lagen am Boden oder hingen noch ineinander. Wohl ein halbes Dutzend Jahre mußte seit dem verheerenden Feuer vergangen sein, denn viele Bäumchen waren inzwischen dem Boden entwachsen, um es ihrerseits mit den Unbilden in der Natur aufzunehmen. Es war nicht leicht, mit dem schweren Gepäck über die vielen am Boden liegenden Baumstämme hinwegzukommen, eine Erfahrung, die der sehr ähnelte, die ich jenseits der Bergkette gemacht hatte. Einige alleinstehende und vom Feuer kaum beschädigte Tannen wurden zuweilen sichtbar. Einmal konnte ich in schneller Gangart einen offenen Platz überschreiten; ein See, der in der Mitte noch etwas Wasser enthielt, ermöglichte dies. Da ich beim Verlassen des Lagers reichlich getrunken hatte, verspürte ich jetzt keinen Durst. Daß ich, je weiter ich nach der Wasserscheide vordrang, um so häufiger auf Wasser stoßen würde, nahm ich als gewiß an, obgleich ich gestern beim Ersteigen der Höhe keins angetroffen hatte. Als ich den See hinter mir hatte, wurde der weiche Waldboden allmählich etwas felsig. An einigen Stellen zeigte er längliche, **[205]** aber kahle Vertiefungen, in die während der Schneeschmelze das Wasser abläuft. Da auch die Bäume nicht so dicht standen, so schritt ich schließlich an einer Stelle vorbei, wo der Waldbrand zum Halten gekommen war. In den Bodenvertiefungen stieß ich zuweilen auf Wasser.

Nach und nach traten auch kleine Seen auf, die, je weiter ich nach Osten vorwärts kam, an Zahl und Größe zunahmen; bei allen jedoch war der stark gefallene Wasserspiegel bemerkbar. So schritt ich heute dahin, ohne Durst zu leiden und ohne merklich steigen zu müssen. Alte und frische Spuren von Wild wurden öfters sichtbar, doch die Urheber selbst bekam ich nicht zu Gesicht. Aber das Knacken dürrer Zweige und eilig davontrabende Geräusche verrieten zuweilen, daß sich Wild vor meiner Annäherung flüchtete. Einmal schritt ich auf eine Stelle zu, wo zwei längliche, aber niedrige Felserhöhungen wie in einem stumpfen Winkel zusammenliefen. An diesem waren sie jedoch nicht vereinigt; es gab da eine etwa zwei Ellen breite Oeffnung, in die ein abgestorbner Baum derart gestürzt war, daß er ungefähr in Mannshöhe quer über dem Durchlaß ruhte. Das viele Geäst würde mich gezwungen haben, eine der beiden Erhöhungen zu übersteigen, wenn nicht Wild die nach unten hängenden Zweige mit dem Geweih abgebrochen hätte, um so den Durchgang offen zu halten. Ein andermal gelangte ich an einen quer durch den Wald laufenden Cañon, der keineswegs tief, aber zum Abwärtssteigen zu steil war. Es ist nun oft meine Gewohnheit, den vom Wild mehr oder weniger stark ausgetretenen Pfaden zu folgen, d. h. wenn immer sie in ungefähr derselben Richtung verlaufen, die ich einzuhalten beabsichtige. Dies hatte **[206]** ich vorhin eine Zeitlang getan und war so auf jenen Durchlaß gestoßen, was sich als eine Ersparnis an Zeit und unnötiger Anstrengung ergab. Von dort bis zu diesem Cañon hatte ich mitunter schwache Wildfährten bemerkt, ohne sie aber aus dem oben erwähnten Grund zu verfolgen.

Trotzdem oder sonderbarerweise gelangte ich nun gerade an eine Stelle des Cañons, in dessen Tiefe es nicht nur einen ziemlich gefahrlosen Abstieg, sondern auch einen ebensolchen Aufstieg an der gegenüber liegenden Seite gab. Dieser Uebergang mußte dem Wild weit und breit bekannt sein, denn zahllose Fährten stießen hier zusammen. Daraus war wohl zu schließen, daß in einem gewißlich nicht kleinen Umkreis weiter kein Uebergang sein dürfte, und ich konnte dem Geschick danken, das mich geradewegs hierher geführt hatte. Drüben gestaltete sich der Boden und der Wald nach und nach anders. Der Boden wurde noch felsiger und unebener, und die Bäume erschienen nicht mehr so stattlich und hoch. Es ging jetzt auch leicht bergan; ich mußte häufiger um Felserhöhungen biegen, und um nicht zu sehr von der Richtung abzukommen, gebrauchte ich den Kompaß fleißig. Plötzlich wurde die überall herrschende Stille von einem Krach unterbrochen. Stillstehend lauschte ich mehrere Sekunden lang. Nichts ließ sich jedoch weiter hören. Wahrscheinlich war ein abgestorbener Baum umgefallen und sein trockener Stamm hatte sich dabei auf einem Fels zersplittert. Weiterschreitend bog ich gerade um eine der erwähnten Erhöhungen, als ich einen Coyoten erblickte, der, wie von Furien gejagt, blindlings auf mich zurannte. Erst als er nur noch wenige Schritte von mir entfernt war, bemerkte er mich **[207]** und in noch größerer Hast nach der Seite rennend, verschwand er schnell unter den Bäumen. Der hatte es aber eilig! Zweifellos war er in der Nähe des umgestürzten Baumes gewesen, und der krachende Laut hatte ihm einen gewaltigen Schrecken eingejagt, der durch mein Erscheinen gewiß noch gesteigert wurde.

Ein andermal hatte ich spähend vor einer kleinen Wiese angehalten und wollte – nichts Auffallendes bemerkend – gerade weitergehen, als ich plötzlich doch etwas sich bewegen sah. Es gab da einige Tannen, die, wie eine schmale Landzunge, in diese Waldblöße hineinragten. Gerade dort und wo es am sonnigsten war, stand ein Coyote, jetzt in bewegungsloser und lauschender Haltung. Doch nein, es war ein noch nicht ausgewachsener, junger *timber wolf* (Waldwolf, auch *gray wolf* = grauer Wolf, genannt). Er schien mich schon gewittert zu haben, aber ich sah auch, daß er im ungewissen war, von woher sich ihm die Gefahr nähern mochte. Den Kopf hochhebend, zog er prüfend die Luft in die Nase, und, sich dabei um sich selbst drehend, schnüffelte er nach allen Seiten hin. Ich stand vollständig still, denn das ist beim Belauschen von Wild unumgänglich. Da ich mich noch unter den Bäumen befand und auch meine waldfarbige Kleidung kaum auffallen durfte, so hoffte ich, unbemerkt zu bleiben. Auch hatte ich schon öfter die Erfahrung gemacht, daß Wölfe und Coyoten im Sonnenlicht ziemlich geblendet sind; sie streifen ja meist des Nachts umher. Obendrein war es windstill, und die Luft enthielt viel Feuchtigkeit. Vielleicht hatte bloß sein scharfes Gehör das Geräusch meiner dumpfen Schritte soeben noch aufgefangen. Er war sich vielleicht selbst im Zweifel darüber, denn wie beruhigt machte er jetzt **[208]** einige behende Sprünge auf die Wiese hinaus, wo – – – was? Da waren ja noch drei andere junge Wölfe! Sie lagen in einer kleinen Vertiefung im Gras und hatten nur die Köpfe hochgehoben. Zweifellos war dort die Stelle, wo sie ihr tägliches Sonnenbad nahmen. Gerade jetzt aber bildeten die drei ein wüstes Knäuel; sie spielten nämlich und balgten sich, was nur das Fell herhalten wollte, aber alles völlig lautlos. In dieser lustigen Rauferei mußten sie demnach auch schon vorhin

beschäftigt gewesen sein. Halb unwillkürlich langte ich nach meiner Kamera. Aber die Entfernung nach jener Stelle war zu weit, um eine wirklich gute Aufnahme erwarten zu können. Ich beschloß, mich anzuschleichen. Erst ließ ich mich sehr langsam auf die Knie nieder, dann legte ich mich lang auf den Boden und nahm sogleich das Gepäck und auch den Sombrero ab. Darauf schob ich mich wie ein Old Shatterhand auf Händen und Fußspitzen zunächst nach einem etwas von der Richtung abgelegenen kleinen Busch zu, wobei mir freilich der Apparat sehr hinderlich war. Von da ging es auf einen alleinstehenden Baum zu, den ich auch, ohne bemerkt zu werden, erreichte. Ich befand mich nun im Freien. Da ich vom Boden aus schwerlich eine Aufnahme machen konnte, so richtete ich mich hinter dem Baum auf. Um diesen vorsichtig mit einem Auge herumlugend, sah ich, wie einer der Wölfe gerade einen Satz aus jener Vertiefung machte, um sich wohl für einen Augenblick vor einer zu tollen Zerzausung zu flüchten. Er schüttelte sich zunächst das Fell aus, wobei die andern ihm zuschauten, die wahrscheinlich alle zusammen über ihn hergefallen waren. Schon schickte er sich an wieder mitzumachen, als er plötzlich stutzte. Im **[209]** Nu stand ein andrer neben ihm und beide fingen an, in der Luft herumzuschnüffeln. Diesmal war ich bestimmt gewittert worden, das sah ich sofort. Ich befand mich ja auch nicht mehr im schützenden Wald. Aber erspäht hatten sie mich noch immer nicht, denn sie schauten nach verschiedenen Richtungen hin. Das Sonnenlicht war für ihre Augen zu grell hier auf der Wiese. Da sie keine Minute dort länger verweilen würden, zog ich jetzt hastig die Kamera aus ihrem Schutzbehälter, doch fast im selben Augenblick schon verschwanden sie alle mit federnden Sprüngen in jener Waldzunge. Raubtiere zu beschleichen ist eben beinahe unmöglich, man müßte denn ein Winnetou sein. Leichter ist es, sich an Hirsche und sonstiges Wild zu schleichen. Von solchen Tieren habe ich gelegentlich Ausnahmen gemacht, auch von Bären, aber ohne sie vorerst um „Bitte recht freundlich!“ ermahnt zu haben. Lichtbilder, die das Wild in ihrer natürlichen Umgebung deutlich und scharf erkennen lassen, sind selten. Es hält sich tagsüber im dichten Gebüsch oder Wald auf, wo es für eine Augenblicksaufnahme meist zu dunkel ist. Des Morgens und Abends, wenn Wild auf die Wiesen heraustritt, um zu äsen, ist ebenfalls nicht genügend Licht gegeben. Zuweilen geschieht es jedoch, daß Wild vor Ueberraschung oder aus Neugier für mehrere Sekunden lang unbeweglich steht, und in einem solchen Fall könnte man wohl eine Zeitaufnahme wagen, d. h. wenn man alles schnell genug fertig bringen kann. –

Wie häufig auf meinen Reisen, wenn zu Fuß oder zu Pferd, so hatte ich zur Mittagszeit nicht angehalten, um zu essen und Rast zu machen. Dafür beziehe ich aber oft um so früher das Nachtlager.

[210] Als ich daher in den späten Nachmittagsstunden an einer Stelle vorbeikam, die als Lagerplatz einladend für mich aussah, so hielt ich an, um über Nacht zu bleiben. In der Ausbuchtung einer großen Felswand ruhte ein kleiner See. Abgesehen vom Wasser ist für einen geeigneten Lagerplatz natürlich auch Brennholz vonnöten. Solches gab es reichlich in diesen Bergen, aber hier lag es überdies sehr handgerecht. Wie nämlich leicht zu erkennen war, hatten am Fuß dieser Felswand entlang die Tannen sehr dicht gestanden. Ein orkanartiger Wind mußte sich aber hier einmal „verfangen“ haben, denn viele Bäume, die sich wegen der vermeintlich schützenden Wand nur oberflächlich eingewurzelt hatten, lagen teils zerschmettert, teils ausgerodet am Boden, der deshalb mit den mir so willkommenen zerbrochenen Holzstücken wie besät war. Dies ersparte mir die Mühe, mit meiner kleinen tomahawkähnlichen Axt Holz zu splittern; es war schon fertig für das Feuer. Von dem vernichtenden Wind war eine Tanne jedoch unbeschädigt davongekommen. Ihre Wurzeln hatten zum Teil in dem weichen Waldboden tiefen Halt gesucht, und zum Teil hatten sie sich wie Arme fest um einen Fels geschlungen. Da sie von den andern Bäumen, die sie dicht umdrängt hatten, an ihrem Wachstum nicht mehr gehindert werden konnte, so hatte sich diese bis dahin schwer um Licht und Raum kämpfende Tanne inzwischen zu einer stolzen Höhe emporgerungen. Und wie sich solche und ähnliche „Dramen“ oft in der Natur abspielen – – – so ist es auch im Leben des Menschen. Denn mancher Große wurde von neidischen Mitmenschen an seinem lobenswerten Vorhaben absichtlich gehindert, bis sie schließlich durch das „Geschick“ **[211]** gezwungen wurden, von ihm abzulassen, um ihm einen Platz einzuräumen, den er durch seine tiefbegründete und vorgefaßte Lebensaufgabe beanspruchen durfte. Bekanntes Beispiel? Karl May! Und wer an Stelle dieser großen Felswand, vor der sich das Naturdrama abspielte, die Leserwelt Karl Mays einsetzt, der wird auch den übrigen Mitspielern im Lebensdrama die ihnen gebührenden Rollen zuteilen.

Am nächsten Morgen verließ ich den Lagerplatz in der Erwartung, die Wasserscheide noch vor Sonnenuntergang zu Gesicht zu bekommen. Die kuppelartigen Felserhöhungen traten immer zahlreicher auf, ebenso die Seen, ein Umstand, der das Innehalten einer geraden Richtung schwierig gestaltete. Weil es

sich sonst aber an vielen Stellen gut gehen ließ und das Gepäck, das inzwischen an Gewicht etwas eingebüßt hatte, mir heute morgen viel weniger lästig vorkam, so konnte ich verhältnismäßig schnell ausschreiten. Die Schultern hatten sich anscheinend nunmehr an das Tragen der Last gewöhnt. Der Rücken selber durfte wegen einer „Mißhandlung“ kaum klagen, denn um ihn vor Wundwerden zu schützen, hatte ich eine „Erfindung“ gemacht. Diese bestand in der Anwendung eines aufgepumpten Luftkissens, das ich zwischen Rücken und Gepäck derart trug, daß nirgends eine drückende Stelle aufkommen konnte. Dieses Luftkissen mußte des Nachts selbstverständlich auch als Kopfkissen dienen.

Ein andrer „Bequemlichkeitsgegenstand“ meiner Ausrüstung war eine indianische Satteldecke, die ich mir auf einem Ritt durch die Reservation der Navajo-Indianer erstanden hatte. Sie diente mir als Unterlage beim Schlafen und während eines frostigen Morgens **[212]** im Lager als Schulterdecke[63]. Zu einer weiteren Ausrüstung hätte wohl ein Gewehr gehört. Aber ein solches in dichten Wäldern über die Schulter gehängt zu tragen, ist seiner Länge wegen sehr hinderlich, und es deswegen dauernd in der Hand schleppen zu müssen, würde zu ermüdend sein. Ueberhaupt ist im Dickicht und beim Klettern der Gebrauch beider Hände sehr vonnöten. Deshalb trug ich in dem aus schwarzen und weißen Pferdehaaren und nach indianischem Muster geflochtenen Gürtel nur das kleine Beil nebst Jagdmesser und Revolver. Mit diesem kann man ja auch kleines Wild töten. Kaninchen, Hasen und Enten habe ich gelegentlich sogar mit Steinen und Knüppeln „erlegt“. Größeres Wild, und selbst Raubtiere, töte ich fast nie. Das erste gibt für eine einzelne Person zu viel Fleisch, und die andern haben zweifellos nicht minder Anrecht auf Leben wie das größte Raubtier der Erde – – – der Mensch. Vorteilhafter als ein Gewehr ist mir mein kostbares und sehr lang ausziehbares Fernrohr. Seine starken Linsen verschaffen mir nicht nur das Vergnügen, Wild in der Ferne gelegentlich beobachten zu können, sondern geben auch gute Auskunft über Ersteigbarkeit der Berg- und Cañonwände. Schließlich verdient wohl noch der zusammenklappbare Gegenstand meiner Ausrüstung Erwähnung, den ein Indianer mit *medicine box* (Zauberkasten), ein gebildeter Europäer aber mit *Camera obscura* bezeichnen würde.

Es mochten nach Verlassen des Lagerplatzes etwa drei Stunden vergangen sein, als ich auf eine länglich verlaufende Waldblöße hinaustrat, die sich etwa wie eine ungewöhnlich breite Landstraße ausnahm. **[213]** Sie strebte einer Anhöhe zu, und weil es sich auf ihren mit einem schönen Grasteppich bezogenen Boden gut gehen ließ, folgte ich ihr natürlich aufwärts. Ich hätte darauf wetten mögen, daß diese Waldblöße in derselben Weise drüben wieder bergab führte. Vielleicht konnte man da oben endlich einmal einen Rundblick gewinnen. Ich sehnte mich geradezu nach einer, wenn auch nur kurzen Aussicht. Als ich an einem Punkt abgekommen war, von dem aus man gerade über die Höhe hinwegschauen konnte, hielt ich freudig überrascht an; nicht eine beschränkte, sondern eine weite Ausschau bot sich von hier. Schnell tat ich die noch fehlenden Schritte, und nun auf der Höhe stehend, sah ich, was ich vermutet hatte: die Waldblöße senkte sich wieder vor mir. Aber was war da weit hinten? – – Wirklich, da erhob sich ja die gewaltige, hohe Wasserscheide![64] Wie schön, wie rein, wie stolz sie aussah, umflossen von einer klaren Gebirgsluft, gebadet im Glanz der Morgensonne. Gleichzeitig bot sich mir ein herrlicher Blick über den lichten Wald hinweg, der sich bis an den Fuß der Wasserscheide hinzog. Von da ab aufwärts gab es nur noch nackten Fels, und wo es nicht zu steil war, lag Schnee.

Soweit war ich also ohne Schwierigkeiten vorwärtsgekommen; ein Teil der Wasserscheide war jetzt sichtbar. Wäre ich aber nicht auf diesen offenen Platz gestoßen, so hätte ich sie noch nicht so früh erblicken können. Und ob ich sie ebenso leicht erreichen und übersteigen würde, blieb abzuwarten. So nahe, wie sie mir mein Auge von hier aus vortäuschte, war die Wasserscheide natürlich nicht, denn bekanntlich unterschätzt man die Entfernung hoher Berge in reiner **[214]** Luft sehr leicht. Obgleich das Sonnenlicht die vor mir liegende Landschaft gut erleuchtete, und obgleich sich meine Augen einer guten Sehkraft erfreuen, so holte ich jetzt doch das Fernrohr hervor, um es besonders auf die Wasserscheide scharf einzustellen. Ihr wellenartiger, sich scharf gegen den blauen Himmel abhebender Umriß zeigte an einer Stelle einen winkelförmigen Einschnitt, und als ich diesen durch das Rohr genügend gemustert hatte, ging ich einige Minuten später auf jenen Punkt mit einer leicht zu erratenden Absicht zu. Ich wurde aber sogleich vom Wald wieder aufgenommen, von wo aus die Wasserscheide nicht mehr zu sehen war. Dies kümmerte mich jedoch wenig, selbst wenn ich keinen Kompaß zur Verfügung gehabt hätte. Anfänglich blieb der Boden ungefähr auf

[63] Vgl. das Bild im Jahrbuch 1923 (neben S. 80).
[64] Vgl. das Bild im Jahrbuch 1925 (neben S. 304).

gleicher Höhe wie bisher, dann aber fiel er leicht ab, anscheinend nach einem länglich gestalteten Becken zu, das sich, wie ich vorhin zu erkennen geglaubt hatte, am Fuß der Wasserscheide hinzog. So verlor ich freilich etwas von der bis jetzt gewonnenen Steigung. Die Gegend wurde zusehends felsiger und wilder, und es galt nun manches Hindernis zu überwinden, obgleich der Wald an Dichtigkeit nachließ. Wasserläufe und Seen wechselten einander ab; ihre felsigen Ufer bestanden mitunter aus steilen und hohen Wänden, denen nicht immer leicht zu folgen war. Von diesen hatten sich öfters ganze Gerölle von Felsenblöcken losgelöst und hielten diesen oder jenen See halb verschüttet. Um über solche wüsten „Rutsche“ hinwegzuklettern, mußte ich oft auf Knien und Händen kriechen, damit der schwere Rucksack nicht einen Fehltritt oder Fehlsprung verursachte.

Manchmal, wenn ich nicht umhin konnte, eine der **[215]** Erhöhungen oder Kuppeln zu übersteigen, erhaschte ich wohl einen Blick von der Wasserscheide. Bei einer solchen Gelegenheit verbesserte ich dann meine Richtung auf den, wenn auch nicht jedesmal sichtbaren Einschnitt, der somit eine ähnliche Rolle spielte, wie jener im vorhergehenden Aufsatz erwähnte. Ueberhaupt ging es jetzt viel bergauf und bergab, und mitunter wurde es ringsherum so wild, daß ich einmal schon fürchtete, nirgends durchkommen zu können und wieder umkehren zu müssen. Zufällig oder glücklicherweise stieß ich aber auf eine Stelle wie die gestrige. Diese hier mochte wohl ein Aussehen haben wie die von Schiller bezeichnete „Hohle Gasse“. Sie entpuppte sich als ein Schlüssel, denn sie eröffnete mir eine Gegend, die weniger „rauh“ war. Jetzt konnte ich leichter und auch etwas schneller vorwärts kommen. Mehr Aussicht bot sich ebenfalls. Zuweilen schaute gerade von dem höchsten Punkt einer Felswand herab ein gewaltiger Block. Es würde wohl manchen in Verwunderung gesetzt haben, wie er da hinauf gekommen sein mochte; die Eiszeit hatte ihn dort „liegen gelassen“. Da solche Blöcke von allen Seiten dem Wind und Wetter ausgesetzt waren, so hatte die Zeit als Bildhauer Gelegenheit gefunden, aus ihnen sonderbare und mitunter tierähnliche Gestalten zu formen.

Ein Riese der Wasserscheide
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

Bisher hatte ich meine beste Freundin – die Sonne – als lachende Begleiterin gehabt. Jetzt aber schob sich eine wenig vertrauenerweckende Wolke wie in Eifersucht zwischen uns. Die empfindliche Kühle, die sich sofort verbreitete, ließ mich anfangs gleichgültig, als aber die Winde parteiergreifend für sie auftraten und mit bösem Fauchen um die Felsecken **[216]** zu wehen begannen, sehnte ich mich vergeblich nach den erwärmenden Liebkosungen meiner verschwundenen Gefährtin. Gegen Abend hielt ich bei einem überhängenden Felsen an, der gegen die Witterung guten Schutz versprach. Hier, von wo aus ein Teil der nun näherliegenden Wasserscheide zu sehen war, ließ ich mich „häuslich“ nieder, und als es später, während ich am wärmenden Feuer saß und mir das Abendessen schmecken ließ, zu stürmen und zu regnen begann, konnte ich von meinem geschützten „Heim“ aus dem Tun und Treiben dieser Welt ruhig zuschauen.

Während der Nacht legte sich der Sturm, und als ich am Morgen das Lager verließ, hatte auch der Regen aufgehört. Die Wasserscheide war über Nacht vollständig verschwunden, d. h. für die Augen nur; sie wurde von Wolken dicht umhüllt. Dies war wohl wenig erfreulich, aber es beunruhigte mich nicht besonders, denn die Richtung auf den Einschnitt hatte ich mit dem Kompaß festgelegt. Der Himmel zeigte zwar noch ein trübes Aussehen, drohte aber, wie es mir schien, vorläufig mit keinem neuen Regen, der übrigens in solcher Höhe selten allein fällt. Ich befand mich nämlich zwischen 9000 bis 10 000 englische Fuß über dem Meeresspiegel, und in diesen Höhen des Felsengebirges fällt selbst während der wärmsten Sommertage kaum ein Regen ohne „Zutaten“, meistens wird er von Schnee oder zum mindesten von Graupeln abgelöst.

Noch vor Mittag fingen die Wolken an, sich an der Wasserscheide „aufzurollen“, und in den Nachmittagsstunden hingen nur noch einige Hauben um die höchsten Spitzen. Kurz vor Sonnenuntergang langte ich endlich am Fuß der Wasserscheide an und machte **[217]** an einer Stelle Lager, wo sich vielleicht die letzte Gelegenheit dazu bot. Es gab hier nämlich nur noch einige „Inseln“, die sich aus niedrigen,

verkrüppelten Tannen zusammensetzten. Bei einer derartigen Insel legte ich das Feuer an, und weil sie nur wenig Brennholz liefern konnte, mußte ich solches von andern Inseln herbeischaffen.

Als es am nächsten Morgen hell wurde, konnte ich die Wasserscheide besser in Augenschein nehmen als abends vorher. Auch von hier aus war sie nur teilweise sichtbar. Nach links hinüber bot sie den schönsten Anblick. Sie bildete dort, wie ich es zu nennen pflege, ein großes „Hufeisen“, das sich aus hohen, steilen Wänden zusammensetzte. Durch seine Oeffnung, die gerad mir zugekehrt war, konnte man zwei Seen erkennen, in deren klarem Wasser sich die schneebedeckten Bergspitzen malerisch widerspiegelten. Dort war der Umriß der Wasserscheide nicht wellen-, sondern sägeförmig. Es gab da oben zwischen ihren Zacken einige hängende Gletscher, die aber zum Teil noch mit Schnee bedeckt waren. Die ganze herrliche Aussicht in dieses „Hufeisen“ hinein mußte jeden Naturfreund mit Bewunderung erfüllen und ihn zur Erkenntnis bringen, daß nur in der Natur die wahre „Kunst“ zu finden ist. Von jenem Blick weiter nach rechts, etwa mir gegenüber, erhob sich ein „Dom“, der hier herum wohl der höchste Punkt der Wasserscheide sein mochte. Von diesem noch weiter nach rechts lag der Einschnitt; er war aber nur teilweise sichtbar. Um viel Schnee oder gar einen Gletscher zu tragen, war der „Dom“ zu steil, und wie es damit in dem Einschnitt bestellt sein würde, konnte ich nicht erkennen.

Die felsige Messerklinge
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

Der Himmel zeigte noch immer ein „unsicheres“ **[218]** Aussehn. Trotzdem nahm ich mir jetzt vor, noch heute die Ersteigung der Wasserscheide zu versuchen, um vielleicht, falls dort ein Hinüberkommen möglich sein sollte, nach der Gegend hinunterzusteigen, die damals, von jenem Indianerdorf ausgehend, die ruhmlose Scheiterung meines ersten Unternehmens gesehen hatte.

Nach Verlassen des Lagers folgte ich bald dem Lauf eines Baches aufwärts, der, wie ich annahm, von dem Einschnitt herunter kam, wenn auch nicht geradeswegs. Der Aufstieg gestaltete sich anfangs etwas anstrengend, ohne jedoch bemerkenswerte Schwierigkeiten zu bieten. Erst als ich eine gewisse Höhe erreicht hatte, bot sich eine bessere Aussicht. Wie ich bereits gestern zuweilen hatte erkennen können, war der Einschnitt in Wirklichkeit nicht winkelartig, sondern ausgerundet wie etwa ein mexikanischer Sattel. Mit dem Fernrohr erkundete ich jetzt die nach dort zu liegende Gegend. Ich sah, daß ein Aufstieg jedenfalls weniger anstrengend sein würde, wenn ich dem Bach überhaupt nicht weiter folgte. Ich verließ ihn also, und es erwies sich bald als richtig, was ich durch das Glas festgestellt hatte. Ohne viel Mühe und ohne eigentliches Klettern konnte ich höher und höher steigen. Der Himmel hatte sich noch immer nicht aufgeklärt, und es sah aus, als ob der Tag eher noch trüber werden sollte. Eine gute Fernsicht durfte ich wohl deshalb da oben an der Wasserscheide nicht erwarten, obgleich sie heut frei von Wolken war. Auch der Himmel selbst zeigte keine eigentlichen Wolken, sondern war von einem gleichmäßig trüben und dunkelgrauen Aussehen. Deshalb war es auch keineswegs warm, und jedesmal, wenn ich kurze Rast nahm, kam mich schnell ein Frösteln an. Als ich einmal eine **[219]** Stelle erreichte, die eine gute Rückschau bot, zog ich das Fernrohr hervor. Was ich von da unten aus nicht gut hatte erkennen können, sah ich von hier oben: ich hätte einen noch viel kürzeren und leichteren Aufstieg haben können, wenn ich mich gleich von Anfang an am Fuß des „Doms“ entlang gehalten hätte, anstatt erst umständlich dem Bach zu folgen. So hatte ich einen Fehler gemacht, indem ich von vornherein unterlassen hatte, die Gegend zunächst nach beiden Seiten hin zu erkunden.

Die Schlucht begann sich zu verengen. Während des ganzen Aufstiegs war es nahezu windstill gewesen. Hier aber gelangte ich in eine Luftschicht, die mir mit einem Wind in den Rücken fiel. Je näher ich dem Sattel kam, desto stärker wehte der Wind. Wenn er nicht so heftig gewesen wäre, würde er mir das Steigen wohl erleichtert haben. Bald wurde es so schlimm, daß ich zuweilen fast vom Boden gehoben wurde. An den jetzt nahen Felswänden, die schon ganz „zerfressen“ aussahen, arbeitete der Wind mit solcher Wut, daß sich öfters Steine loslösten und herabrollten. Es gab am Eingang des Sattels eine lange Felsenzacke, die wie ein

Finger nach dem Himmel deutete, aber die genaue Form einer Messerklinge hatte. Schnee lag im Sattel selbst überhaupt nicht; die Winde hielten ihn gewiß stets reingefegt. Was für fürchterliche Blizzards mochten hier oben wohl im Winter toben! Gelegentlich nahm ich hinter einem dicken Felsblock Schutz, wo ich erleichtert aufatmen konnte. Von hier sah der Sattel U-förmig aus, oder wie ein großes, umgekehrtes Tor. Als ich jetzt hinter dem letzten, schützenden Felsblock hervorkam, wurde ich sofort vom Wind gepackt und in dieses Höllentor **[220]** buchstäblich hineingeblasen. Es befiel mich wirklich etwas Angst, denn der Wind zwängte oder preßte sich durch diese Vertiefung der gewaltigen Wasserscheide mit einem solchen Druck, daß ich fast zu ersticken glaubte. Mit dem Gepäck auf dem Rücken, in das ich den Sombrero längst untergebracht hatte, mußte ich jetzt – ob ich wollte oder nicht – die große Trennungslinie der pazifischen und atlantischen Zuflüsse laufend nehmen. Ohne zu fallen oder zu straucheln, kam ich auf diese Weise schnell an die östliche Seite der großen Wirbelsäule des amerikanischen Festlandes. Ebenso rasch fand ich auch wieder einen Felsblock, hinter den ich mich sofort niederduckte. Während der Wind wie in großer Wut heulend und brummend an den Seiten vorbeiraste, warf ich jetzt den ersten Blick nach Osten.

Der Stihi-Creek
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

Vor mir senkte sich ein großer Gletscher in der Form eines riesigen Gewölbes nach einem tiefen, tiefen Canon hinunter. Ich befand mich hier nahe am obersten Rand dieses Gletschers. Der diesjährigen Dürre wegen war er fast frei von Schnee geworden, und unter ihm hinweg, da weit unten, quoll ein starker Gebirgsbach hervor, den der jetzt langsam schmelzende Gletscher vor dem Versiegen schützte. Denn wie während einer Landesnot das in den Bankgewölben aufgestapelte Geld notlindernd verwendet werden soll, so wirkt während einer Dürre das aufgebaute Eis dieser gewölbten Gletscher segenspendend für das Tiefland. Der Bach war nur für eine kurze Strecke sichtbar, weil er aus seiner anfänglich östlichen Richtung sich bald nach Süden umwandte, wohin es von hier aus keine Aussicht gab.

Im Osten, weit im Hintergrund, war ein Höhenzug **[221]** zu sehen, der sich so hoch erhob, daß man ihn für eine zweite Wasserscheide hätte halten können. Und seltsam, auch da gab es einen einzigen Einschnitt, der aus der Ferne ebenfalls winkelförmig aussah. Nach dorthin und hinauf zu kommen schien nicht leicht zu sein. Die dazwischen liegende Gegend und der Höhenzug selbst wiesen weder Baum noch Strauch auf. Ein Reich der Oede und Verlassenheit gähnte von dort herüber. Die alles einhüllende trübe Witterung, die nichts deutlich und scharf erkennen ließ, verlieh der ganzen Gegend ein fast abschreckendes oder drohendes Aussehen. Jener gewaltige Höhenzug bildete ein schroffes Gegenstück zu der Wasserscheide. Er war sozusagen ihre schlecht geglückte Nachahmung. Es gab da fast gar keinen Schnee mehr, und Gletscher anscheinend auch nicht. Jetzt, in der Stunde der Not, wurden die Bäche von dieser gefälschten Wasserscheide im Stich gelassen. – Nach links und rechts, nach Nordost und Südost, konnte ich von meinem Windschutz noch nicht sehen. Ich machte also einen abermaligen Sprung nach vorn, der mich aus dem Höllentor vollends herausbrachte, und mich schnell nach rechts wendend, hatte ich bald die hohe Wasserscheide im Rücken und kam gleichzeitig in eine vom Wind kaum bestrichene Stelle. Jetzt befand ich mich dicht am Gletscher, und an der östlichen Seite des „Doms“ vorüberspähend, sah ich ein langes Gletscherfeld, das sich an der Wasserscheide entlang in leichter Steigung nach Norden zog. Nach dorthin mußte sie noch höher sein als hier herum. Nach rechts umfaßte ein Teil der Wasserscheide den ersterwähnten der vor mir liegenden Gletscher in Hufeisenform, so daß eine Aussicht nach Südosten und Süden verhindert wurde. **[222]** Sein gegenüberliegendes Ende war sichtbar, aber den Bogen, der nach rechts, also nach Süden lag, konnte ich nicht ganz überschauen.

Was ich noch vor dem Dunkelwerden unbedingt erreichen mußte, war die Waldgrenze oder zum mindesten eine Bauminsel. Hier oben durfte ich keinesfalls bleiben, denn ohne Lagerfeuer und ohne Decken konnte ich nicht hoffen, mich mit Leibesübungen allein die ganze Nacht warm zu halten. Schon jetzt, da es noch nicht vier Uhr war, verspürte ich eine empfindliche Kälte. Ja, das Wetter machte den Eindruck, als ob

es jeden Augenblick Schnee bringen wolle. Infolgedessen hieß es: schnell vorwärts! Als ich jetzt an den Rand des Gletschers trat, blieb ich erstaunt wieder halten, denn etwas Sonderbares hatte sich hier zugetragen. Ein großer Heuschreckenschwarm lag festgefroren auf dem Eis. Er hatte versucht, hier über die Wasserscheide zu kommen, und wahrscheinlich war dies auch vielen Heuschrecken gelungen. Wann dieser Schwarm hier übergewechselt hatte, war nicht leicht festzustellen, denn Eis verhindert bekanntlich auf lange Zeit die Verwesung. Beim Aufstieg hatte ich nirgends Spuren von Heuschrecken vorgefunden. Merkwürdig war es wohl, daß diese Tiere gerade auf diesen sattelartigen Paß zugestrebt hatten, um nach der pazifischen Seite, wo der Sommer etwas länger dauert als diesseits, gelangen zu können.

Der übrige Teil des Gletschers schien nicht mehr von Heuschrecken bedeckt zu sein, aber während ich nun einen Blick über seine Wölbung hinwegwarf, bemerkte ich erst jetzt ein ganze Reihe drohender – Spalten! Diese verliefen nicht etwa gerade, sondern mit der gewölbten Form des Gletschers halbkreisförmig. **[223]** Rüstig wanderte ich weiter, und zwar trat ich nun gleich auf den Gletscher, der gerade an dieser Stelle keine Spalte zu haben schien und auch nur wenig gewölbt war. Ich folgte einer erkennbaren, aber nur etwa handbreiten flachen Rille, die, wie ich sehen konnte, von wilden Bergschafen ausgetreten worden war. Dieser schmale Pfad, den die Tiere als einen Wegabschneider des höher gelegenen und im Bogen verlaufenden Gletscherrandes angelegt hatten, kam mir sehr erwünscht; zweifellos würde er um manches Hindernis hinwegführen. Bald gelangte ich aber an eine Stelle, wo es nach unten, also nach links, steiler abfiel als mir lieb war. Hier war Vorsicht geboten, und um nicht etwa das Gleichgewicht zu verlieren, schnallte ich zunächst die Riemen des Rucksacks so kurz, daß er fest am Rücken zu liegen kam und keine schwingenden Bewegungen machen konnte. Das Luftkissen erübrigte sich hier. Dann lehnte ich mich so weit nach rechts über, bis die rechte Hand Stütze auf dem Eis fand. In dieser Stellung oder Haltung bewegte ich mich dann auf der Rille weiter fort, jedesmal dem aufhebenden Fuß mit dem Stiefelabsatz vorerst einen guten Halt verschaffend. Dies ging etwas langsam, aber ich kam so eine ganze Strecke vorwärts, bis ich wieder eine weniger abschüssige Stelle erreichte. Bald darauf hielt ich auf eine Felsecke zu mit der Absicht, von da ab, wenn möglich, am oberen Rand des Gletschers entlang zu gehen. Als ich diesen erreichte, mußte ich viel über Klippen auf- und absteigen, und was für Bergschafe Spielerei gewesen wäre, war für mich nicht nur ermüdend, sondern auch zeitraubend. Nun erst erkannte ich, daß ich in solch mühsamer Weise um den hier überall gewölbten **[224]** Gletscher herum mußte. Eine Busch- oder Bauminsel noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, war vollständig ausgeschlossen. Was ich auf Reisen oder Wanderungen sorgsam zu vermeiden suche, das war ich jetzt gezwungen zu tun: ich mußte umkehren. Vielleicht konnte ich das gestrige Lager noch um die Dämmerungszeit erreichen. Wenn nicht, so mußte das Blitzlicht bei dem einigermaßen bekannten Abstieg dazu verhelfen. Also zurück durch das windige Höllentor! Wahrscheinlich mußte ich da kriechen, um hindurchzugelangen. Wieder ging es über Klippen auf und ab, und bald stand ich an der Stelle, wo ich über den Gletscher herübergekommen war. Anstatt aber nach der Rille zu streben, glaubte ich jetzt weniger Zeit zu verlieren, wenn ich hier oben den Umweg am Rand des Gletschers entlang machte. Diesem folgte ich deshalb, mußte aber kurze Zeit später wieder über Klippen klettern, bis ich schließlich vor einer derartigen Steigung anlangte, daß ich weder darüber hinweg, noch vorbei konnte. Jetzt blieb zweierlei übrig. Entweder nochmals umkehren, um dann wieder auf der Rille zurückzukommen, oder gleich hier langsam nach ihr abgleiten. Während ich so für einige Sekunden unschlüssig umherschaute, wollte es mir scheinen, als ob der Wolkenhimmel trüber aussah als bisher. Hoffentlich fängt es nicht auch noch an zu schneien, dachte ich jetzt. Eile tat not, um den Lagerplatz zu erreichen. Also gleich hier hinunter! Halb sitzend, halb auf der Seite liegend, glitt ich langsam vom Rand ab. Aber die Hände waren kaum eine Elle von diesem entfernt, als ich meine unbedachte Hast schon bereute und gleichzeitig ein wahnsinniges Verlangen verspürte, wieder nach aufwärts zu streben. **[225]** Doch zu spät! Anstatt langsam gleiten zu wollen, rutschte ich, wenn auch nicht schnell, so doch gegen meinen Willen; ich konnte mich nicht mehr aufhalten, das Gepäck zog mich. Wenn ich nun über die Rille, die noch gut zu

Ein verlassener Wigwam der Apatschen
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

sehen war, hinwegrutschen würde, nach unten, wo die vielen und gewiß tiefen Spalten waren? Ich erschrak. Ich war in eine Falle gegangen. Schnell den Rucksack vom Rücken! Als ich ihn hastig losgeschnallt hatte, ging die Fahrt etwas langsamer. Bis dahin hatte ich vergeblich versucht, mit den Fingernägeln in das Eis zu krallen. Jetzt aber drückte ich mit aller Kraft auf den halb unter mir liegenden Rucksack, damit sich seine Schnallen in das Eis kratzen sollten; doch zum Unglück wurde die Bahn noch abschüssiger. Ich rutschte wieder schneller. Ich war verloren! Mein Gott! Mein Gott! Jetzt tauchte die Rille auf! Würde ich über sie hinwegfahren? Doch noch bevor ich sie erreichte, erspähte ich eine kleine, ausgehöhlte Stelle, worin ein Stein lag, der, wie viele andre, von der Wasserscheide abgerollt, im Schnee steckengeblieben war. Nun faßte ich Hoffnung, obgleich ich keineswegs geradlinig auf den Stein zurutschte. Aber es gelang mir, mich nach ihm hinzusteuern, und während ich ein Bein weit vorstreckte, stieß der Fuß bald gegen den Stein. Er hielt! Er war sogar sehr fest eingefroren. Im letzten Augenblick mußten aber die Hände schnell den beinahe entschlüpften Rucksack ergreifen. War ich schon gerettet? Noch nicht ganz. Aber im Rucksack befand sich ja ein Hilfsmittel: - das Jagdmesser! Heraus damit! Vorsichtig, damit ich den Halt am Stein nicht verlor, brachte ich den „Rettungsanker“ hervor, und bald hatte ich ein scharfkantiges Loch in das Eis gegraben, **[226]** das für die vier Finger einen guten Halt gab. Schnell grub oder richtiger stach ich ein zweites aus, aber etwas tiefer abwärts. Mich dann mit einer Hand in diesem festhaltend, schob ich mich etwas hinab, indem ich gleichzeitig den Fuß von dem Stein zog und gegen diesen das Knie legte. Nun lehnte ich mich etwas über und stach eine weitere Vertiefung unterhalb des Steins aus als neuen Halt für den Fuß. So arbeitete ich fort und kam langsam tiefer und tiefer. Dabei war ich in einer solch fieberhaften Eile begriffen, daß ich erst einen leichten Schmerz in der Hand verspürte, als ich Blutstropfen sah; ich hatte über das Heft des Jagdmessers gegriffen und mich dabei geschnitten. Dies brachte mir sofort die Ruhe zurück, und als ich schließlich bei der Rille anlangte, war ich sozusagen wieder bei mir und auch gerettet. Den Rucksack vorsichtig hinter mir herschleifend, bewegte ich mich von dieser abschüssigen Stelle der Rille dem Höllentor wieder zu. Darauf brachte ich das Messer wieder im Gepäck unter und erst jetzt bemerkte ich das kleine Beil darin. In der Aufregung hatte ich an dieses gar nicht gedacht. Wie viel schneller als das Messer würde es wohl gearbeitet haben! Es hätte mir auch die unnütze Sorge, daß die Klinge jeden Augenblick abbrechen konnte, erspart. Doch ohne Zaudern schnallte ich jetzt das Gepäck auf, und noch einen letzten Blick nach dem trüb beleuchteten Gletscher zurückwerfend, schritt ich auf das Höllentor zu.

Wider Erwarten fand ich kaum Schwierigkeit, hindurchzukommen; der Wind hatte sich inzwischen bedeutend gelegt und ich gelangte deshalb verhältnismäßig rasch wieder an die westliche Abdachung der Great Continental Divide (Große Festland-Wasserscheide). **[227]** Noch nie zuvor war ich wohl so schnell und so froh von einer Bergeshöhe herabgekommen. Wo es nur eben möglich war, lief ich, wobei ich die Daumen hinter die Riemen des angeschnallten Rucksacks legte. Als die Dämmerung hereinbrach, hatte ich bereits jene Stelle hinter mir, wo ich beim Aufstieg von dem Bach herübergewechselt war. Diesmal eilte ich einmal am Fuß des „Doms“ entlang und erreichte schließlich – obgleich in der Dunkelheit – wohlbehalten den Lagerplatz. Mit dem noch übriggebliebenen Brennholz war schnell ein weitleuchtendes Feuer gemacht, und dann schaffte ich auch beim Schein des Blitzlichts noch mehr Holz von den andern „Inseln“ herbei. Während ich kurze Zeit später mit einem Wolfshunger – ich hatte den ganzen Tag über nichts gegessen – schmausend beim Feuer saß und froh war, daß nicht nur ich selber, sondern auch der Rucksack mit seinem mir notwendigen Inhalt jetzt nicht eingezwängt in einer Gletscherspalte da oben lag, dachte ich gleichzeitig darüber nach, ob ich mein Leben nun einem Zufall, den es für Karl May bekanntlich nicht gibt, verdankte oder nicht. Ein etwa faustdicker Stein hatte zu meiner Rettung beigetragen. War er zufällig an jener Stelle liegen geblieben, oder hatte ich zufällig auf ihn zurutschen müssen? Aehnliche „Zufälle“ habe ich später erlebt, und mancher May-Leser, der nach einer Antwort auf obige Fragen sucht, wird sie wohl in dem nachfolgenden Spruch finden können: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen!“ [Psalm 50 : 15]

Wieder auf dem Indianerpfad

Von Karl B u d d e, U.S.A.

Etliche Jahre waren vergangen, seitdem ich auf der östlichen Seite der Windriverberge den Indianerpfad entdeckte[65]. Inzwischen hatte ich die westlichen Staaten viel durchreist; vom Felsengebirge bis an den Stillen Ozean und von der kanadischen Grenze bis hinunter zur mexikanischen. Während dieser Zeit war ich auch öfter auf der Westseite der Windriverberge umhergestreift, hatte aber nur einmal versucht, von dort aus die hohe Wasserscheide zu übersteigen[66]. Ich beabsichtigte dabei, in jene Gegend hinabzuklettern, wo ich auf den Indianerpfad gestoßen war. Zwar glückte mir der Versuch der Ueberquerung, doch sah ich mich, wie geschildert, aus besondern Gründen zur Umkehr gezwungen. Auf dem Heimweg erlebte ich noch ein gefährliches Abenteuer hoch oben auf den Gletschern, wovon ich im nächsten Jahrbuch erzählen werde.

Seit diesem Ueberstieg waren zwei Jahre verflossen. Jetzt kam ich wieder von Osten, hatte aber die *foot hills* oder vorgelagerten Berge nunmehr an einer andern Stelle erklommen. Der Indianerpfad war endlich wieder einmal mein Ziel, denn während der ganzen Jahre hingen meine Gedanken zäh daran fest, meinen ursprünglichen Plan dennoch zu verwirklichen.

[229] Nach meiner Berechnung mußte ich mich jetzt östlich, und zwar nicht sehr weit von jenem dem Leser wohl noch erinnerlichen Einschnitt befinden. Die Gegend, die leider keine Umschau ermöglichte, zeigte mir jedoch ein gänzlich fremdes Aussehen. Aber trotzdem, wie schon erwähnt, Jahre vergangen waren, seit ich hier herum irgendwo durchgekommen sein mußte, war ich jetzt doch fest überzeugt, daß ich dem Einschnitt und auch dem Indianerpfad nicht fern sein konnte.

Um mich zu vergewissern, erklomm ich die Seite einer kleinen Schlucht, worin ich bislang nach Westen vorgedrungen war. Von oben aus konnte ich indes auch keinen Ausblick nach der Bergkette nehmen; ringsherum stand Wald, der hier und da von Felsklippen überragt wurde, die eine Fernsicht verhinderten. Ich nahm daher südwestliche Richtung. Nach dahin gab es weniger Klippen. Von dort konnte ich ja dann wieder nach Westen umwenden. Ich erreichte bald eine ebenere Gegend. Es gab da eine Waldwiese, die ich von weitem hatte sehen können, und auf die ich zuhielt. Als ich sie erreicht hatte, schritt ich in einiger Entfernung an einem Felsblock vorbei, der groß genug war, um von jeder beliebigen Stelle der Waldwiese aus erblickt werden zu können. Ich schenkte ihm kaum Beachtung. Als ich mich aber einmal unwillkürlich umschaute, fiel mir auf, daß zwei kleine Steine auf ihm lagen. Diese hatte ich vorhin von der andern Seite aus nicht sehen können. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, Steine auf Felsblöcken zu finden, aber ich lenkte trotzdem sofort nach diesem Felsblock um, denn ich hatte in den letzten Jahren viel an Erfahrung gesammelt.

[230] Als ich vor ihm stand, sah ich, daß die beiden Steine etwa eine Elle voneinander entfernt auf dem Felsblock ruhten, an sich also gar nichts Auffälliges. In Gedanken jedoch zog ich jetzt eine Linie von dem einen Stein zum andern und verlängerte sie bis zum Waldesrand hinüber. Nach diesem Punkt ging ich. Am ersten Baum konnte ich anfangs nichts Besonderes erblicken. Dann aber erspähte ich an dem Stamm, halb von einem toten Zweig verdeckt, der von oben herabgefallen und an den untern Zweigen hängen geblieben war, eine – – – Kerbe. Also richtig! Hier mußte der Indianerpfad sein. Ich drang nun tiefer in den Wald ein und konnte bei aufmerksamer Musterung noch weitere Kerben an den Bäumen feststellen.

Ich war herzlich froh, den Pfad gefunden zu haben. Allerdings hatte ich fortwährend nach Baumkerben und andern Zeichen Ausschau gehalten, aber um ein Haar, sozusagen, hätte ich ihn unbemerkt überschritten.

Da sich der Tag bereits neigte, nahm ich meinen wohlgefüllten Rucksack – er mochte ungefähr 50 Pfund an Inhalt wiegen – von den Schultern, um gleich hier in der Nähe des Pfades Lager zu machen. Ich war nicht nur ermüdet, sondern auch hungrig. Zunächst nahm ich aus dem Gepäck den aus Segeltuch angefertigten und zusammenklappbaren Eimer hervor und holte von einem nahen Bächlein, das sich durch die erwähnte Waldwiese schlängelte, Wasser herbei. In einen Aluminiumbecher schüttete ich etwas gepulverte Milch, die ich mit Wasser mengte, und aß zu diesem erfrischenden Getränk *grape nuts*, eine Art Gerstenzwieback, kernlose Rosinen und als Nachtisch **[231]** mehrere Tafeln Milchschokolade. Zufrieden und wohl gesättigt nahm ich dann eine kurze Rast.

---

[65] Siehe meinen Aufsatz: „Im Schutzgebiet der Schoschone-Indianer“ (Jahrbuch 1926, S. 394).

[66] Vgl. meinen vorigen Beitrag: „Nach der hohen Wasserscheide.“

Ich war diesmal viel reichlicher mit Vorräten versehen als bei meinem ersten Ausflug von jenem Indianerdorf aus. Da ich außerdem in den letzten Jahren einen großen Teil dieser Windriverbergkette durchstreift hatte und mich nunmehr in ihrem Wirrwarr von Schluchten und Cañons besser „zu Hause“ fühlte, so schien es mir jetzt gewiß, daß mir diesmal der Ueberstieg über die Wasserscheide gelingen würde, und zwar verhältnismäßig leicht. Auch wußte ich, daß dieser Teil der Bergkette nicht so hoch lag wie ihr nördlicher, wo ich inzwischen mehrmals an der von Gletschern bedeckten Wasserscheide entlang gewandert war.

Bevor es dunkel wurde, sammelte ich trockenes Brennholz, wovon es genug gab. Als dann die Abendkühle fühlbar wurde, machte ich ein Feuer an. Just beim Auflodern der Flammen ließ sich ein kurzes Krachen in einem nahen Dickicht hören; ich ergriff schnell Jagdmesser und elektrische Taschenlampe und ging vorsichtig dem Dickicht zu. Als ich das elektrische Licht spielen ließ, hörte ich nur noch ein schwaches, sich entfernendes Geräusch. Ich durchstöberte zwar nun das Dickicht, das aus dichtstehenden jungen Tannen bestand, konnte aber nichts entdecken; irgendein Tier mochte hier, als ich auf der Bildfläche erschien, Zuflucht genommen haben, war aber dann wohl vom Schein des Feuers verscheucht worden.

Bald darauf legte ich mich zum Schlafen nieder. Als Unterlage diente mir eine handgewobene und schön gefärbte Satteldecke, die ich mir vor einigen Jahren auf einem Ritt durch Neu-Mexiko bei den Navajo-Indianern erstanden hatte.

[232] Ich war, mit dem Rücken dem Feuer zugekehrt, schon in einen Halbschlummer gefallen, als mich ein leises Geräusch veranlaßte, die Augen langsam zu öffnen. Aber hurtig sprang ich auf, denn dort unter den Bäumen, wo der Schein des Feuers nicht voll hinreichen konnte, bewegte sich täppisch ein noch ganz junger Bär, in dessen Nähe beim Schein der schnell angedrehten Lampe noch ein zweiter auftauchte. Ich erschrak nun doch, denn die Jungen einer Bärin sind selten allein; die Alte mußte in der Nähe sein, und wenn sie zu der gefährlichen Art der Grislybären gehörte, so hatte ich sehr auf der Hut zu sein. Wie öfters auf meinen Wanderungen, so hatte ich auch auf dieser kein Gewehr mitgenommen. Meine einzigen Waffen bestanden aus einem Revolver, einem langen Jagdmesser oder Hirschfänger und einem kleinen tomahawkähnlichen Beil.

Schnell warf ich etwas Reisig ins Feuer, um die Umgebung besser zu erleuchten. Als es prasselnd und knisternd in Flammen aufging und zugleich einen Funkenregen in die Luft sandte, trollten sich die beiden Bärenkinder erschrocken davon. Aber kurz darauf hörte ich im Wald ein sich schnell näherndes Geräusch von brechenden Aesten, und einige Augenblicke später sah ich einen ausgewachsenen Bären am nahen Waldesrand erscheinen, dem sich die beiden Jungen gerade zugesellt hatten. Ich stand dicht am Feuer und ließ den grellen Schein der elektrischen Lampe auf die seltsame Tiergruppe spielen. Die Bärenmutter schenkte mir jedoch nur geringe Beachtung und, indem sie unruhig die Luft einschnüffelte, entfernte sie sich, dicht von ihren Jungen gefolgt, in etwas hastiger Weise. Ich atmete erleichtert auf. **[233]** Denn bei dem Schein der Lampe hatte ich deutlich gesehen, daß es eine Grislybärin und nicht etwa die braune oder schwarze Art gewesen war. Diese beiden werden vom Menschen nicht so sehr gefürchtet.

Der graue Bär ist der König der Tiere im Felsengebirge. Man hat ihm zwei verschiedene Namen gegeben, nämlich *grizzly* und *silvertip*. Das erste Wort heißt auf deutsch „der Graue“ und das zweite bedeutet „Silberspitze“, mit Rücksicht auf die silberfarbigen Endspitzen eines Haarringes, der sich bei dieser Bärenart in der Nähe der Schultern um den Körper zieht. Im allgemeinen fürchten die schwarzen und braunen Bären den Menschen, und auch der graue Bär meidet ihn am liebsten, greift ihn jedenfalls nur unter gewissen Umständen an. Begegnet man einem solchen Bären und läßt ihn unbelästigt, ohne jede Furcht zu zeigen, so trollt er in den meisten Fällen zur Seite. Folgt man ihm aber, selbst nur für kurze Strecken, so kann man sich auf einen sofortigen Angriff gefaßt machen.

Ich weiß von einem Fall, wo ein Jäger, ohne seinen Gefährten mitzunehmen, das Lager verließ und auf die Spur eines „Grauen“ stoßend diesem nachging, um ihn zur Strecke zu bringen. Der zurückgebliebene Gefährte fand dann später seinen Freund tot in einem ausgetrockneten Bach liegen; das ganze Gesicht war ihm von dem Untier weggerissen worden. Ein solcher Bär wird dann sehr gefährlich, weil ihm die wohl allen wilden Tieren angeborene Furcht oder Scheu vor dem Menschen nunmehr vollständig abhanden gekommen ist. Letztes Jahr, als ich mich in den Gros Ventre Bergen aufhielt, ereignete sich dort ein Fall, in dem ein Grisly von einem Jäger mit dem ersten **[234]** Schuß nicht sofort getötet worden war. Seine Freunde fanden ihn glücklicherweise noch am selben Tag auf; er lag besinnungslos und übel zugerichtet nur wenige Schritte

von dem inzwischen verendeten Bären entfernt. Diesem Jäger war es geglückt, in dem sich entwickelnden Nahkampf dem Bären noch mit Revolver und langem Messer Todeswunden beizubringen. Er hatte sich dem herankommenden Bären, nach Abfeuerung einiger Revolverschüsse buchstäblich in die Arme geworfen und ihm mit dem Jagdmesser schnell eine Reihe klaffender Wunden zugefügt; zu seinem Schaden nicht so geschickt, wie es Old Shatterhand und Winnetou zu tun pflegten. Hätte sich dieser Vorfall jedoch im Spätherbst ereignet, so hätte der Bär zweifellos den Sieg davon getragen; es war ein Glück für den Jäger, daß sich der Kampf im Frühjahr zutrug, da die Bären dann noch keine dicke Fettschicht tragen. So hatte das Messer tief genug durch das zottige Fell dringen können.

Auch ereignet sich ein solcher Kampf deshalb sehr selten, weil ein Grisly den Menschen gar nicht so dicht heranlassen würde, sondern ihm mit einem gewaltigen Tatzenhieb zuvorkäme. Die außerordentliche Kraft, die ein *silvertip* in seinen Vorderpranken besitzt, ist so gewaltig, daß er einen sich etwa auf ihn stürzenden Löwen zweifellos mit einer einzigen „Ohrfeige“ heimschicken könnte. Es sind verbürgte Fälle bekannt, daß ein vom Tatzenhieb eines Grisly getroffener Mensch einen 10 Meter weiten Purzelbaum durch die Luft schlug und schwer verletzt liegen blieb.

Sehr gefährlich ist es, wenn man im Wald zufällig und ahnungslos zwischen die Jungen einer grauen **[235]** Bärin geraten sollte, die sich in Begleitung ihrer Mutter befinden. In einem solchen Fall würde die Bärenmutter den Menschen sofort und bedenkenlos angreifen, weil sie ihre Jungen in Gefahr wähnt.

Trifft man also, wie es mir hier erging, die Jungen einer Bärin an, so ist große Vorsicht geboten, denn man kann nicht wissen, von welcher Richtung aus die „Alte“ zurückkommen mag, um sich mit ihren *cubs* (junge Bären), die sie zuweilen für längere Zeit allein läßt, wieder zu vereinigen. –

Hoffend, daß es mit dieser glimpflich abgelaufenen Störung genug sein würde, legte ich mich wieder am Feuer nieder. Während der Nacht wachte ich mehrere Male auf, immer wenn das Feuer dem Ausgehen nahe kam und die Nachtkühle mich aus dem Schlaf weckte.

Mit dem frühesten Morgengrauen erhob ich mich. Ich warf von dem übriggebliebenen Holzvorrat den größten Teil ins Feuer, so daß die ganze Waldlichtung taghell erleuchtet wurde. Darauf zog ich mit einem hakenartigen Knüppel glühende Holzkohlen aus dem Feuer, auf die ich den kleinen mit Wasser gefüllten Aluminuimtopf setzte. Um diesen häufte ich dann ringsherum noch mehr Holzkohle, schüttete Reis in das bald kochende Wasser und vermengte ihn mit gepulverter Milch und etwas Zucker, nachdem die Körner weich gekocht waren. Dazu briet ich in einer kleinen Bratpfanne einige Scheiben geräucherten Speck. Zwieback, Schokolade, Rosinen und getrocknete Feigen waren eine willkommene Bereicherung meiner Frühstückstafel. Diese war eine halbe Stunde hernach sauber abgeräumt. Weitere dreißig Minuten später schritt ich wohlgemut auf dem Pfad dahin, der hier eine ziemlich genaue Richtung nach Westen innehielt.

[236] Es ging immer im Wald langsam bergan, bis ich auf einer paßartigen Höhe anlangte, von der man eine Strecke weit nach Westen ausschauen konnte. Vor mir, jedoch tiefer gelegen, erstreckte sich eine beckenartige, gleichfalls bewaldete, aber ebene Gegend. Fern im Hintergrund waren einige hohe Berge sichtbar, die, wie ich vermutete, einen Teil der Wasserscheide ausmachten.

Wenn ich mich jetzt nicht sehr irrte, befand ich mich gerade in dem Einschnitt, den ich damals, allerdings viel weiter von Norden aus erspäht hatte. Jetzt wußte ich, daß dieser Pfad nicht derselbe war, dem ich seinerzeit folgte, den ich so oft verlor und ebenso oft wiederfand. Wahrscheinlich war es nur ein Seitenpfad gewesen, der sich jedoch irgendwo östlich von hier mit diesem Pfad vereinigen mußte. Ich hegte jedoch auch jetzt noch die Absicht, jene Gegend, die zweifellos reizvoll war, gelegentlich wieder aufzusuchen, um dann vielleicht nördlich bei jener Biegung des mauerartigen Bergzugs umherzustreifen. –

Bevor ich in das vor mir liegende Becken hinunterstieg, nahm ich hier oben eine kurze Rast. Ich holte aus dem bereits abgenommenen Rucksack mein Fernrohr hervor, das eine 33fache Vergrößerungskraft besaß und ausgezogen nicht ganz einen Meter lang war. Mit Hilfe dieses Geräts, das, wenn auch nicht leicht an Gewicht, für mich doch von größerem Nutzen war als ein Gewehr, ließ ich mir jetzt die schöne bewaldete Landschaft mit den schneebedeckten Bergen im Hintergrund nah vor die Augen rücken. Ich erblickte einige Waldseen, die im Sonnenlicht schimmerten. Gerade hatte ich das Fernrohr auf einen solchen eingestellt, als sich dort ein großer Vogel über den Wald erhob **[237]** und dann zufälligerweise auf meinen Einschnitt zugeflogen kam. Ich schaute bis jetzt noch auf ihn hinab. Als er aber allmählich höher stieg und ich das Fernrohr absetzte, erkannte ich, daß es ein Adler war, der eine Beute in den Klauen trug. Da mir die Sonne im Rücken stand und ihr Schein deshalb voll auf den herankommenden Raubvogel fiel, so konnte ich ihn

genau mustern. Es handelte sich nicht um einen Vertreter der Gattung *bald eagle* (Adler mit weißen Kopffedern), sondern es war ein kleiner *golden eagle*. Ich konnte sein goldschimmerndes Gefieder, dem er seinen Namen verdankt, deutlich sehen. Sein Opfer war noch nicht tot, sondern stieß fortwährend laute und jammervolle Schreie aus, die im weiten Umkreis zu hören waren und vom Wald herauf im Echo widertönten. Das bedauernswerte Geschöpf war ein *squirrel* (Eichhörnchen). Als es von seinem unerbittlichen Ueberwinder schräg über mir vorbeigetragen wurde, klatschte ich plötzlich laut in die Hände. Der Adler zuckte leicht zusammen, ließ sich aber nicht weiter beirren und flog schnurstracks nach Osten.

Ich schob das Fernrohr wieder zusammen und durchstöberte die nahe Umgebung ein wenig. Bei dieser Gelegenheit fand ich auf dem Boden liegend einen vollständig gebleichten Bärenschädel. Der Unterkiefer fehlte, aber im Oberkiefer befanden sich noch sämtliche Zähne und auch die starken Reißzähne. Mit dem kleinen Beil, das ich im Gürtel trug, brach ich die Zähne los und kehrte zu meinem Gepäck zurück, dem ich meinen seltenen Fund einverleibte. Dann schnallte ich mir den Rucksack wieder auf die Schultern und stieg die Anhöhe hinunter. Die Baumkerben zeigten sich zuweilen vereinzelt, hörten aber streckenweise vollständig **[238]** auf. Weil ich jedoch, wie bereits erwähnt, jetzt mehr Erfahrung besaß als damals, so wurde es mir nicht schwer, trotzdem auf dem Pfad zu bleiben. Dieser war, nebenbei bemerkt, eher noch schmäler als jener Indianerpfad, den Old Shatterhand und seine Freunde im „Schatz im Silbersee“ benutzen. Zuweilen sah ich rückwärts, um mir die Gestaltung des Bergzuges mit seinem Einschnitt ins Gedächtnis zu prägen, denn es war möglich, daß ich später einmal von Westen kommend danach trachten würde, diesen Uebergang aufzufinden. Als ich unten auf ebenem Gelände anlangte, schritt ich, soweit das Gepäck dies zuließ, rüstig aus. –

Im Felsengebirge sind die Morgenstunden im Sommer oft unvergleichlich schön. Auch dieser Morgen war herrlich. Ich schritt, unbekümmert um die ganze Menschheit, heiter und sorglos unter den Tannen dahin. Zuweilen ging es über kleine offene Stellen, die von breiten Lichtbändern der Sonne durchzogen wurden; ein feiner Nebeldunst erhob sich langsam von dem taubesprenkelten Gras in die frische Morgenluft. Dann mußte ich einmal wieder ein kleines Bächlein durchwaten, das zwischen seinen von Gras und Blumen bestandenen Uferrändern plätschernd und murmelnd durch den Wald eilte. Im Verlauf meiner Wanderung trat ich plötzlich auf eine größere Waldlichtung hinaus, in deren Mitte ein kleiner von sattgrünem Gras eingefaßter See ruhte. Wie oft auf solchen Gebirgsseen, sah ich auch auf diesem einige Enten umherschwimmen. Diese mußten mich, der ich meine Schritte im Wald keineswegs gedämpft hatte, schon von weitem gehört haben, denn sie hielten langsam auf das jenseitige Ufer zu, die Köpfe nach mir gewendet. Ich erblickte nur eine erwachsene **[239]** Ente unter ihnen, und zwar war es die Frau Mama; sie hatte ein Dutzend Entlein hinter sich schwimmen, die von mir nichts zu fürchten schienen, da sie anscheinend nur widerwillig den leisen Lock- und Warnungsrufen der Mutter Folge leisten wollten. Ich ließ sie in ihrem Familienglück ungestört und schritt um den See, um drüben wieder unter die Bäume zu treten, wo ich einige Zeit später auf den Pfad stieß, von dem ich letzthin abgekommen war. –

Ich war mehrere Stunden, ohne mir eine Rast zu gestatten, marschiert, als ich um die Mittagszeit an einem andern See anlangte, wo ich Halt machte, um einen Imbiß einzunehmen. Ich wusch mir die Hände am Ufer und bemerkte dabei in dem klaren Wasser mehrere Fische, die blitzschnell hin und her schossen. Sofort holte ich aus meinem Rucksack die Angelleine mit dem Haken, worüber ich als Lockmittel einen dünnen Streifen Speck zog. Der See war der Quellsitz eines Baches. Gerade an der Stelle, wo dieser Bach aus dem See floß, setzte ich mich zum Angeln nieder, indem ich mir das Ende der Leine einfach um die Hand wickelte. Innerhalb zehn Minuten hatte ich bereits vier 10 bis 15 Zoll lange Forellen gefangen. Der ganze See schien voller Fische zu sein. Dies ist jedoch nichts Außergewöhnliches, weil die größeren Forellen oft meilenweit vom Tiefland heraufschwimmen, um in einem See, wo sie sich besser „tummeln“ können, wahrscheinlich endgültig zu bleiben. Kleine Fische können sich jedoch in einem solchen See nicht aufhalten, da sie durch die Raubgier der größeren stark gefährdet sind. Nicht selten findet man beim Aufschneiden des Magens einer größeren Forelle einen kleinen Fisch darin.

Als ich die vierte Forelle gefangen hatte, stellte ich **[240]** die Angelei ein, und kurze Zeit darauf schmorten sie alle zusammen um die Wette in der kleinen Bratpfanne, und wieder eine kurze Weile später waren sie zusammen mit etwas Zwieback, einigen Rosinen, getrockneten Datteln und andern Leckerbissen vollständig von der Bildfläche verschwunden.

Es gab am See keine Aussicht, weil er ganz von Bergen eingeschlossen war. Aus jenem bewaldeten Becken war ich inzwischen längst herausgestiegen. Ich befand mich jetzt schon viel höher und inmitten zahlreicher Berge, die nahe der Wasserscheide lagen. Diese konnte ich jedoch noch nicht sehen. Den Pfad hatte ich wieder einmal verloren, aber ich glaubte die ungefähre Richtung, in der ein Uebergang über die Wasserscheide sein mußte, innegehalten zu haben.

Nach dem Essen gönnte ich mir noch eine Weile Rast und setzte dann den Marsch, oder richtiger gesagt, das Klettern fort. Durch ein Gewirr von Schluchten arbeitete ich mich weiter und weiter nach Westen, kletterte bergauf und bergab, übersprang oder durchwatete hier und da kleine und große Bäche und umging auch mehrere Seen. Gegen Abend erreichte ich endlich den Fuß der eigentlichen Bergkette und bezog abermals in der Nähe eines Sees Lager.

Wald stand hier oben nicht mehr, aber es gab noch einige Baumgruppen: umgestürzte Tannen und trockene Zweige lagen auf dem felsigen Boden. An einer solchen Stelle dicht neben einem riesigen Felsblock, der mir Schutz gegen den jetzt stark wehenden Wind geben sollte, legte ich das Feuer an. Obwohl die Sonne, wenn auch hinter den Bergen schon verschwunden, noch nicht untergegangen sein konnte, so herrschte hier doch schon eine empfindliche Kälte.

[241] Das Abendessen war bald zubereitet. Indem ich es nahe dem wärmenden Feuer sitzend einnahm, beobachtete ich gleichzeitig, wie die Dämmerung sich allmählich auf diese Gebirgseinöde und den vor mir liegenden See herabsenkte. Auch auf dieser Wasserfläche schwammen Enten mit ihren Jungen. Ich zählte ihrer acht. Sie hielten sich dem Ufer nahe und schienen sich vor dem Schein des Feuers gar nicht zu fürchten, sondern eher davon angezogen zu werden.

Ringsherum erhoben sich hohe Felswände, die etwa in der Form eines Hufeisens den See umgaben. Die Wasserscheide bildete einen Teil dieses Hufeisens. Sie zeigte nur wenige Kuppen oder Spitzen und war oben im allgemeinen etwas abgeflacht. An einer Stelle jedoch hatte sie eine ausgebuchtete Vertiefung, die etwa wie ein Sattel aussah und durch die sich der kalte Wind mit Macht hindurchpreßte, um sich dann an den hohen Wänden auszutoben. Es bröckelten daher zuweilen kleine und größere Steine von den Wänden herab und stürzten mit hastigem Gepolter in die Tiefe. Es gab da oben eine Stelle, von der sich wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten große Felsblöcke losgelöst und sich unten zu einem riesigen Haufen aufgetürmt hatten. Wenn Wasser in enge Felsritzen eindringt, so vermag es bekanntlich im gefrornen Zustand den härtesten Granit zu sprengen. Wind, Schnee, Regen, Sonnenschein und gelegentlich mal ein Blitzstrahl tun dann das übrige, um an den Bergen beständig zu ratteln und zu rütteln, ihnen zugleich Gestalt und Form zu geben und sie allmählich abzutragen.

Da ich mich hier am Fuß der Wasserscheide befand, so war sie selber von diesem „Hufeisen“ aus nur als **[242]** Ausschnitt sichtbar. Ueberhaupt hatte ich den ganzen Tag über selten einmal einen Blick davon erhaschen können, da ich die meiste Zeit im Wald oder in tief gelegenen Schluchten nach Westen vorgedrungen war. Allerdings erhob sich die Wasserscheide hier herum nicht so hoch, wie z. B: weiter nördlich, wo ich zuletzt erst im Vorjahr gewesen war. Als ich hier vorhin am See anlangte und den erwähnten „Sattel“ erblickte, von dem herab ein Bach zu kommen schien, hatte ich mir vorgenommen, an dieser Stelle die Bergkette in aller Morgenfrühe zu übersteigen. Um diese Zeit nämlich ist es meist noch windstill. Die orkanartigen Winde, die zuweilen über die Wasserscheide hinwegfegen, brechen oft erst gegen Mittag los. Diese Erfahrung hatte ich bereits weiter nördlich von hier gemacht. Obgleich in der Nähe meines Lagerplatzes noch etwas Schnee lag, so schien da oben nicht mehr viel davon vorhanden zu sein. Wahrscheinlich hatten die Winde dem Schnee wenig Gelegenheit gegeben, sich im „Sattel“ festzusetzen, der obendrein tagsüber länger der Sonne ausgesetzt war als der tiefer gelegene Boden.

Nach dem Abendessen legte ich mich bald zum Schlafen nieder. Der Wind wehte weniger heftig, und als ich einmal aufwachte und wieder Holz ins Feuer warf, war es nahezu windstill, dafür aber auch kälter geworden. Es fror jetzt. Von der Hitze des Feuers gründlich durchwärmt, fiel ich schnell wieder in Schlaf. In den frühen Morgenstunden quälte mich ein beängstigendes Gefühl. Ich war mir vollständig bewußt, daß ich schlief und daß mir irgendeine Gefahr drohte, konnte mich aber anfangs nicht aus dem Schlaf reißen, bis mich endlich ein lautes Prasseln **[243]** aufschreckte. Schnell stand ich auf den Füßen und starrte verdutzt in eine hochlodernde Flamme. Der ganze Holzvorrat war in Brand geraten, und die umherfliegenden Funken hatten die Baumstämme, die ich vor dem Schlagengehen in die Nähe des Feuers gerollt hatte, ebenfalls in Brand gesteckt. Sogar in meinen Poncho, mit dem ich mich leicht zugedeckt hatte, hatte ein solcher Funken

ein Loch gebrannt. Ich ergriff schnell die übrigen Sachen und zog sie von der versengenden Glut des Feuers weit genug fort. Der Wind, der sich während der Nacht gelegt hatte, war wieder aufgefrischt und hatte die Funken des Lagerfeuers gerade nach dem aufgestapelten Holzhaufen getrieben. Ich ließ brennen, was brannte, und bereitete bei dem hellen Feuerschein alles für den Aufbruch vor. Nach und nach wurde es wieder vollständig windstill.

Als es hell geworden war, und nachdem ich gefrühstückt hatte, begann ich den Aufstieg. Es war ein kalter Morgen, und ich sah dünne Eisschichten auf mehreren kleinen Seen, an denen ich beim Höherklimmen vorbeischritt. Ich hielt mich an der Seite der Schlucht, wo am wenigsten Schnee lag und folgte daher nicht dem Bächlein, das oben vom „Sattel“ kam. Der ganze Aufstieg bot kaum irgendwelche Schwierigkeiten, obgleich es mitunter recht steil wurde. Da diese Schlucht nicht gerade, sondern etwas zickzackförmig gestaltet war, so bot sie nirgends eine Aussicht. Weiter oben gelangte ich an eine hohe Schneebank, die quer über die hier enggewordene Schlucht lief, und unter der das Bächlein hervorrieselte. Sie war mir recht willkommen, denn diese Seite der Schlucht war inzwischen sehr steil geworden, und weil **[244]** es drüben besser aussah, so wechselte ich hinüber. Da die Schneemasse nicht nur abschüssig, sondern auch festgepackt und gefroren war, so mußte ich mir mit dem kleinen Beil erst Löcher hauen, um den Füßen beim Uebergang mit dem Gepäck einen Halt zu geben. So kam ich ohne Unfall auf die andere Seite und stieg wieder aufwärts, diesmal über ein Geröll von Felsblöcken hinweg, die mich oft zwangen, auf Händen und Füßen zu kriechen, weil der Rucksack mich zuweilen aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Das nahm Zeit in Anspruch und war auch anstrengend, denn die scharfen Kanten der Blöcke boten den Füßen einen sehr unsicheren Halt.

Die Sonne stand schon längst hoch am Himmel. Da sie gerade auf diese Seite der Schlucht schien und es außerdem, seit meinem Aufbruch, windstill geblieben war, so brauchte man hier oben keineswegs zu frieren.

Etwas ermüdet, aber ohne ein bedeutendes Hindernis angetroffen zu haben, erreichte ich endlich den oft erwähnten „Sattel“. Entgegen meiner Erwartung wehte hier oben nur ein leichter Wind. Ich schritt nun über ebenen Boden hinweg und machte an der Stelle, wo das Gelände leicht nach Westen abfiel, Rast. Gerade hier befand ich mich auf der Wasserscheide des amerikanischen Festlandes, die von jenem gewaltigen Kettengebirge gebildet wird, das ganz Nord- und Südamerika der Länge nach durchläuft und in den Vereinigten Staaten Felsengebirge genannt wird. Hinter mir eilten die von diesen Bergen hinabfließenden kleinen und großen Bäche dem Osten zu, um mit andern Gewässern nach langem Lauf schließlich vom Mississippi, dem „Vater der Gewässer“, aufgenommen zu werden, der seinerseits die gesammelten Wassermassen **[245]** dem Mexikanischen Golf und so dem Atlantischen Ozean zuschickt.

Nahezu ein Dutzend Jahre waren verstrichen, seitdem ich dort weit unten, auf einem Dampfer von Kuba kommend, in die Deltamündung des Mississippi einfuhr, um dann weiter stromaufwärts in der „*crescent city*“, New Orleans, zu landen. Obgleich ich schon damals große Reisen durch den Westen der Vereinigten Staaten plante, so hatte ich die Verwirklichung nicht für gar so gewiß angesehen, und jetzt, da ich hier oben auf der Wasserscheide stand und meine Erinnerungen viel weiter schweifen ließ als meine Augen zu sehen vermochten, machte mich die Erfüllung meiner damaligen Reisewünsche froh. Nach Osten schauend, führten mich die Erinnerungen weit zurück über das Meer. Ich sah mich im Geist wieder an der portugiesischen Küste, von der aus ich zuweilen den Schiffen, die aus dem Tejo-Fluß kamen und dann in das offene Meer hinausfuhren, lange nachgeschaut hatte, bis sie im Westen allmählich hinter dem Horizont verschwanden. Wenn sich dann die Sonne am Abend ebenfalls meinen Blicken entzog, um etwa um dieselbe Zeit drüben in der Neuen Welt aufzugehen, dann wurde ein schon seit meiner Schülerzeit gehegter und leicht erratbarer Wunsch immer stärker in mir. Längst war ich inzwischen über das trennende und zugleich verbindende Meer hinweggekommen, und manches für mich ereignisvolle Jahr war dahingegangen. Es schien mir jetzt kaum denkbar, daß seit jener Zeit in Portugal schon so viele Jahre verstrichen waren. Aber da ich mich stets einer guten Gesundheit erfreute und viel gereist war, so hatte ich eigentlich nie ernstlich einen Rückblick über die entschwundenen Jahre gehalten. **[246]** Schillers Worte: „Die Jahre fliehen pfeilgeschwind“ erschienen mir jetzt viel verständlicher als um jene Zeit, da ich als Schüler zum erstenmal „Das Lied von der Glocke“ las. –

Eine Fernsicht nach Norden und Süden zu gab es aus der sattelartigen Vertiefung nicht. Beim Ueberblicken der Gegend, aus der ich gekommen war, konnte ich selbst mit Hilfe des Fernrohrs nur teilweise die Schluchten erkennen, die mich nach diesem erhöhten Punkt geführt hatten. Es gab da unten in den

Wäldern, die sich bis an den Himmelsrand zogen, eine ganze Anzahl von Seen. Westlich von der Wasserscheide erblickte ich ebenfalls mehrere Wasserbecken. Jene Gegend konnte ich jedoch nicht ganz bis an den Horizont überschauen; ein großes Wolkenmeer, auf das ich von hier oben schräg hinabsah, ließ eine Fernsicht nicht zu.

Die Gewässer, die an dieser Seite der Wasserscheide sich ihren Weg ins Tal bahnen, werden unten vom Green River (Grüner Fluß) aufgenommen, der weit südlich von hier im Staat Utah, nach seiner Vereinigung mit einem aus dem Staat Colorado kommenden Nebenfluß, Colorado River genannt wird. Noch weiter südlich von diesem Zusammenfluß durchläuft der Colorado River dann den weltberühmten, aber zum größten Teil noch unerforschten Grand Cañon, um sich schließlich in den Kalifornischen Golf zu ergießen.

Und wie ich an der Mündung des Mississippi gewesen war, so hatte ich auch den untern Lauf des Colorado schon besucht, wenn auch nicht gerade an seiner äußersten Mündung selbst. Und wie mich vorhin die Erinnerungen im Geist nach Osten **[247]** trugen, so durchlebte ich jetzt auch jene Reisen wieder, die mich nach Westen bis an den Stillen Ozean gebracht hatte. Und wieder ähnlich wie an jenem Punkt am atlantischen Ozean, so hatte ich auch dort unten am Großen Ozean gestanden und ebenfalls den Schiffen nachgeschaut, wenn sie aus dem „Goldenen Tor“ von San Franzisko strebten und fern im Westen hinter dem Horizont verschwanden. Auch dort weit im Westen gab es eine andere Welt: Asien, das größte Festland der Erde! Würde ich auch an jenen Küsten einmal landen?

Wozu aber diese vielen Reisen und Wanderungen, die doch manche Entbehrung und Anstrengung mit sich bringen? Ist es für den Menschen nicht besser, wenn er sein Leben in Behaglichkeit an ein und derselben Wohnstätte zubringt? Es gibt doch Millionen Menschen, die in den dichtbevölkerten Ebenen wohnen und kein Verlangen tragen, ihrer Heimstätte den Rücken zu kehren. Ja, in den Großstädten sterben viele, die ihren Geburtsort während ihres ganzen Lebens nie verlassen haben.

Warum? Furcht vor dem Ungewissen und die zur Gewohnheit gewordene bequeme Lebensweise sind wohl die Hauptgründe dafür. Jedoch die Naturgesetze, denen der menschliche Körper unterworfen ist, sind nicht nur streng, sondern auch unbestechlich, und sie treffen jeden, der sie übertritt, mag er es bewußt oder unbewußt tun, mit gleicher Härte. Zweifellos ist die Allmacht nicht gewillt, ihre Gesetze, die seit undenkbaren Zeiten ihren Lauf gehen, für diese oder jene Geschlechtsfolge zu ändern. Der Mensch wird daher trotz aller Erfindungen und sogenannter Fortschritte nie dahin gelangen, seinem Körper unter Umgehung **[248]** der von Gott aufgestellten Gesetze straflos Gewalt anzutun. Und keiner von jenen Tausenden, die da unten in den von der Natur fast völlig abgeschlossenen Großstädten tagein, tagaus ihrer maschinenmäßigen Beschäftigung nachgehen, können erwarten, daß sie auf die Dauer einer der vielen „modernen“ Krankheiten entgehen werden. Wie die Tiere auf ihrer fortwährenden Suche nach Nahrung sich viel Bewegung verschaffen, so war auch der Mensch als Nomade, Jäger und auch noch als Landmann viel „auf den Beinen“; und da sein Körper infolgedessen allen Witterungsvorgängen stets ausgesetzt war und sich so der Natur eng anpaßte, hatte er zweifellos weniger unter Krankheiten zu leiden. Heute jedoch lebt der Mensch „bequem“ und läßt sich nicht nur soviel wie möglich durch Maschinenkraft fortbewegen, sondern schließt sich auch ebensoviel gegen die Witterung ab, wofür er manche ihm bisher unbekannte Krankheit eintauschen mußte. Und wie mehrere Generationsfolgen erforderlich waren, seitdem sich der Mensch, im allgemeinen unbewußt, von der Natur immer mehr abschloß, so wird es sicherlich ebensoviel Zeit beanspruchen, bis er sich zur Natur wieder zurückfindet. Vielleicht wird er dann auch gelernt haben, von den Naturkräften, die er heute ebenso zu seinem Nachteil wie Vorteil verwendet, derart Gebrauch zu machen, daß sie seinem Körper in keiner Weise mehr schaden.

Also nochmals: Wozu mein vieles Reisen und Wandern? Nun, es ist mir ebenso zur Gewohnheit geworden wie irgendeinem Menschen in den Großstädten seine Lebensweise. Während ein Großstädter sich hier draußen, fernab von menschlichen Wohnungen und Einrichtungen vielleicht einsam fühlen würde, **[249]** genau so fühle ich mich vereinsamt, wenn ich mich für kurze Zeit in einem mit Staub und Rauch angefüllten Häusermeer aufhalte. Und was jenen Entbehrung und Anstrengung erscheint, bedeutet mir Erholung und Anregung, denn, wie das Sprichwort sagt: Was für den einen eine Eule, ist für den andern eine Nachtigall. –

Der Abstieg an der Westseite der Wasserscheide bot mir ebenso wenig Hindernisse wie der Aufstieg von Osten. Im „Sattel“ selber hatte nur wenig Schnee gelegen, beim Tieferklettern jedoch mußte ich jetzt zuweilen streckenweise in hohem Schnee waten. Da schon Mittag vorüber war, hatte die Sonne die dünne

Eisdecke bereits aufgeweicht, und ich sank daher mitunter tiefer ein als mir angenehm war. Natürlich hielt ich mich dabei soviel wie möglich am Rand solcher Schneemassen, wo ich keine überschneiten Felsspalten zu vermuten brauchte. Als ich allmählich tiefer kam, war ich froh, daß der Schnee aufhörte, da ich gezwungen gewesen war, meine Augen mit einem Tuch teilweise verdeckt zu halten, um von den zurückgeworfenen Sonnenstrahlen nicht schneeblind zu werden. Unterhalb der Schneegrenze wurde es jedoch nicht angenehmer, denn die vielen Rinnsale, die der schmelzende Schnee bergab sandte, gestalteten den Weg schlüpfrig, und ich mußte beständig auf der Hut sein, um eine Rutschfahrt mit meinem Gepäck zu vermeiden. Je tiefer ich stieg, desto wärmer wurde es, und als ich die Matten erreichte, wo es trocken und weniger steil war, konnte ich besser bergab schreiten.

Wie die jenseitige Schlucht, so war auch diese hier zickzackförmig und bot ebenfalls nur geringe Fernsicht. Weiter unten setzte ich den Abstieg auf dem einen **[250]** Rand der Schlucht fort, wo es sich leichter gehen ließ. Von hier aus vermochte ich in eine benachbarte Schlucht hinabzusehen. Ich kam an einer Stelle vorbei, wo der Abhang steil in jene Schlucht hinunter führte. Hart am Rand lag ein dicker Felsblock, und es juckte mir in allen Fingern, an diesem, wie ein Schuljunge, mein Mütchen zu kühlen. Dieser Block lag sozusagen nur auf der Kippe, als ich mich aber gegen ihn stemmte, schien er sich kaum zu bewegen. Ich ließ aber jetzt nicht locker, und als ich mich mit aller Macht gegen ihn lehnte, brachte ich ihn endlich mit vielem Pusten und Schnaufen aus seinem Gleichgewicht, worauf er mit einem Ruck über den Rand sprang und eine lustige Fahrt antrat. Alles, was in seinem Weg lag, wurde mitgerissen, so daß dem Ausreißer bald eine ganze Geröllflut nachrannte. Hier und da erblickte ich den zierlichen *cony* (*Ochtona princeps*), einen sehr kleinen „schreienden Hasen“, oder den fetten *woodchuck* (*Arctomys monax*), eine Art Murmeltier, die durch das fürchterliche Gepolter aufgeschreckt ihre Sonnenbäder unterbrachen und schleunigst ihren felsigen Schlupfwinkeln zustrebten. Der Lauf des Blocks nahm immer mehr an Geschwindigkeit zu; er war aber noch nicht ganz unten angelangt, als er mit einem lauten Krach gegen einen andern, bedeutend größeren Felsblock aufrannte, der ihm kurzerhand den Garaus machte und ihn in tausend Stücke zerschmetterte. Der „Todeskrach“ und das entsetzliche Gepolter des nachfolgenden Gerölls ließ die ganze Schlucht widerhallen und jagte den erwähnten „Nagetieren“ in ihren Verstecken gewiß keinen gelinden Schrecken ein.

Es standen hier herum schon einige Bäume, die sich **[251]** aber nur in Buschhöhe über dem Boden erhoben. Weiter bergabgehend, sah ich sie dann in inselförmigen Gruppen auftreten, die an Zahl und Höhe immer zunahmen, bis ich mich wieder im geschlossenen Wald und auf mehr ebenem Boden befand. Ich schritt nun über eine Art Hochebene hinweg, die sich wie eine Bergstufe am Fuß der Wasserscheide entlang zog und sich weit nach Westen erstreckte, um nach dem Flußtal des Green River abzufallen. Diese Hochfläche ist jedoch keineswegs ganz eben, sondern wird von kleinen Cañons, in denen die von der Wasserscheide herabkommenden Bäche nach Westen streben, mehrfach durchzogen. Zuweilen zeigt sie auch ein „rollendes“ Aussehen, und an solchen Stellen hatte ich zuweilen um kleine Seen zu biegen, die weder Zu- noch Abfluß besaßen. Mitunter, wenn ich über eine kleine Anhöhe, die aus felsigem Boden bestand und daher dünn bewaldet war, hinwegschritt, warf ich gelegentlich einen Blick zurück nach der Wasserscheide. Diesseits war von ihr mehr sichtbar als drüben, und ich entdeckte, daß sie noch mehrere andere Einschnitte oder „Sättel“ aufwies. Ihre obere Linie verlief weder flach noch zackig, sah eher ausgebuchtet oder wellenförmig aus. Hier und da zeigte sie eine im stumpfen Winkel zulaufende Spitze oder auch einmal einen Kegel, der oben schräg abgeflacht war, wie wenn ihm die Spitze abgeschnitten worden wäre. An manchen Stellen erhob sie sich sehr steil und hatte da ein mauergleiches Aussehen. Gerade den Punkt, wo ich herübergekommen war, konnte ich nicht mehr erspähen; seitdem ich mich von der Wasserscheide wegen der Beschaffenheit der Schlucht in nordwestlicher Richtung entfernen mußte, hatte sich nach dem Sattel zu alles verschoben.

[252] Es war spät am Nachmittag, als ich unter einer riesigen Tanne anhielt, um hier für die Nacht Lager zu machen. Sie stand allein auf einer mit Gras bewachsenen kleinen Waldlichtung. Nur wenige Fuß von der Tanne floß ein Bächlein vorbei, das weiter abwärts durch eine Steinsenkung lief, die die sonderbare Form einer in die Erde gelassenen Badewanne hatte; sogar der Rand war etwas abgerundet. Ich hätte große Lust verspürt, hier ein Bad zu nehmen, aber der Himmel bewölkte sich, und ein dumpfdröhnendes Donnern verkündete ein herannahendes Gewitter. Da ich außerdem seit heute morgen, abgesehen von etwas Schokolade, noch nichts wieder gegessen hatte, so behielt das Verlangen nach Nahrung über das Reinlichkeitsbedürfnis die Oberhand in mir. Diese vom Rasenteppich überzogene Lichtung war für einen

Lagerplatz wie geschaffen; an einem nur kleinen Feuer, das ich nahe der Tanne anlegte, gab ich mich sogleich den Kochkünsten hin. Bald bemerkte ich, daß ein Eichhörnchen, das just in dieser alleinstehenden Riesentanne auf seiner emsigen Suche nach *pine nuts* (Tannennüsse) begriffen war, mich mit herabfallenden Tannennadeln und kleinem Reisig andauernd beschüttete. Es schien sich vor dem aufsteigenden Rauch zu fürchten und verursachte durch sein beständiges und nicht endenwollendes Zirpen einen unerträglichen Lärm in dieser Waldesstille. Daß einer von uns beiden hier von der Bildfläche zu verschwinden hatte, war bei mir bald eine abgemachte Sache. Als ich daher mit Kochen fertig war, löschte ich zunächst das den Racker beängstigende Feuer aus und trug alle Sachen eine Strecke vom Baum fort. Dann fing ich an, den Störenfried in seiner luftigen Höhe mit Steinen und **[253]** Knüppeln zu beunruhigen, so daß ihm der Aufenthalt da oben nicht mehr sonderlich behaglich erschien. Als mir schließlich die Arme weh taten, zog ich mich mit möglichst viel Geräusch in den Wald zurück, indem ich trockene Aeste mit einem Knüppel abschlug und mich dabei von der Lichtung eine Strecke entfernte. Darauf verhielt ich mich eine Zeitlang still, und als ich nach etwa zehn Minuten vorsichtig wieder auf die Lichtung hinaustrat, war das störende Zirpen nicht mehr zu hören: der Taugenichts hatte meine Abwesenheit benutzt, war inzwischen von dem ihm ungemütlich gewordenen Waldriesen herabgekommen und verschwunden, und ich war jetzt der alleinige Herr dieser friedlich-schönen Waldeinsamkeit. –

Während ich das Abendessen einnahm, wurde es windig, und ich glaubte schon, daß das drohende Gewitter losbrechen würde. Jedoch gab es nur einen kurzen Schauer von Graupeln und Hagelstücken, worauf sich der Wind wieder legte; das immer schwächer hörbare Donnern ließ erkennen, daß der Sturm eine andere Richtung genommen hatte. Allmählich klärte sich auch der Himmel wieder auf. Da es aber inzwischen sehr kühl geworden war, machte ich von neuem ein Feuer an, diesmal jedoch ein größeres und deshalb weiter vom Baum fort. Mit dem Rücken gegen den dicken Stamm sitzend, vor mir die wärmende Flamme, verbrachte ich den Abend. Am Rand der Lichtung stand eine andere große Tanne, die, obwohl nicht so hoch wie diese hier, den Wald bedeutend überragte. An ihrer goldig beschienenen Spitze konnte ich beobachten, wie die Sonne, wenngleich hier unten nicht mehr sichtbar, allmählich unterging. Ich saß so längere Zeit und schob ab und zu die nur an **[254]** einem Ende brennenden langen Hölzer nach und nach tiefer ins Feuer hinein. Das Flackern der Flammen warf dabei seltsame Bilder auf den dunklen Waldesrand. Außer dem gelegentlich knisternden Feuer unterbrach nichts die tiefe Waldesstille. Wie manchen Abend hatte ich so schon am Lagerfeuer zugebracht! Ich könnte mir vorkommen wie ein Vagabund, und doch bieten mir solche Stunden mehr Genuß als das Lesen irgendeines klassischen Werks.

Am nächsten Morgen verließ ich kurz nach Sonnenaufgang meinen prächtigen Lagerplatz. Obgleich ich den Indianerpfad verloren hatte, war mir der Uebergang doch noch viel leichter und schneller geglückt als ich erwartet hatte. Ich beschloß, jetzt nach Norden umzuwenden, um zu versuchen, immer am Fuß der Wasserscheide entlang gehend, nach dem nördlichen Teil der Bergkette zu gelangen. Mit Hilfe des Kompasses hielt ich daher genaue Richtung nach Norden. Da die Wasserscheide sich von Nordwesten nach Südosten erstreckt, so näherte ich mich ihr allmählich wieder. Der Wald wurde bald lichter und ich fand mich dann schließlich auch an der Waldgrenze wieder, wo ich schneller vorwärts kommen konnte als in dem dichten Wald. Eine Waldgrenze, vom Amerikaner *timber line* genannt, ist keineswegs abgetrennt wie etwa ein Waldrand zu denken; sie umfaßt eine gewisse Zone, deren Breite durch die Bodenbeschaffenheit bedingt ist. Auch ihre Höhe über dem Meeresspiegel ist von der Bodenbeschaffenheit abhängig, aber zum größten Teil wohl von den klimatischen Verhältnissen.

In diesen Windriverbergen ist die Waldgrenze bei **[255]** einer Höhe von etwa 8000 englischen Fuß und aufwärts anzutreffen, erstreckt sich aber wohl nur an wenigen Stellen über 2000 Fuß höher; also: wo die Höhe über dem Meeresspiegel mehr als 10 000 Fuß beträgt, gibt es weder dichten noch lichten Wald, an sehr geschützten Stellen vielleicht einige wenige Bäume.

Der Waldgrenze folgend, hatte ich guten Ausblick nach vor- und rückwärts. Die Wasserscheide war ebenfalls deutlich sichtbar. Zu dieser mich nunmehr in gleichlaufender Richtung haltend, wurde der Gebrauch des Kompasses überflüssig; außerdem schien die Sonne von einem wolkenlosen Himmel herab. In dieser Höhe verspürte ich nur geringe Wärme; dies war mir jedoch keineswegs unangenehm, denn das Gewicht meines Rucksacks ließ ein „Frösteln“ in mir sowieso nicht aufkommen.

Meinen Sombrero hatte ich hinten am Gepäck befestigt, wo in der Regel sein „Aufenthaltsort“ ist, denn ich lasse mir seine breite Krempe eher als Regen- statt als Sonnenschirm dienen. Weniger nützlich, aber doch

lieber noch als der Schattenspender selbst, war mir das aus Pferdehaaren geflochtene Band, mit dem ich ihn verziert hatte. Es durfte auch mehr Anspruch auf meine Zuneigung erheben, denn der Sombrero war noch verhältnismäßig „grün“, während das Band überall unter Menschen Bewunderung erregte; auch hatten wir beide schon viel miteinander erlebt.

Die Gebirgslandschaft an dieser Seite der Wasserscheide zeigte fast dasselbe Aussehen wie die jenseitige; felsiger Boden von grauer Farbe, der teils eben, teils „rollend“ war, und wo es rissige Stellen gab, in die **[256]** etwas Erde hineingewaschen war, hatten anspruchslose Tannen ihre Wurzeln geschlagen. Trotz der felsigen Beschaffenheit des Bodens war dieser nicht selten von Gras überzogen, besonders da, wo er sanfte Vertiefungen zeigte. Auch Blumen und Gestrüpp waren anzutreffen. Hier und da zogen sich weiße Bänder am Boden entlang, die nicht selten so geradlinig erschienen, als ob sie von Menschenhand herrührten. Auch die dicken und oft würfelartigen umherliegenden Blöcke waren zuweilen mit einem solch hellen Band umzogen.

Manche dieser Blöcke wiesen jedoch eine dunklere Farbe auf als der Boden; ihre ursprüngliche Heimat mußte daher wohl die Wasserscheide gewesen sein. Einmal schritt ich hier an einem solchen Block vorbei, der, obgleich gewiß viele Tonnen schwer, auf einer fast nur handbreiten Stelle ruhend, aufrecht stand. An einem andern kam ich vorüber, der mit einem Messer gespalten schien und auseinanderklaffte wie ein durchschnittener Apfel, dessen Hälften unten noch eben zusammenhängen. Solche geöffnete Felsblöcke sind im Felsengebirge keineswegs selten zu finden. Die Spaltungen verlaufen nicht etwa krummlinig, sondern häufig schnurgerade von oben bis unten, und durch den härtesten Granit. Blitzstrahl, Wasser und Frost mögen die Ursache sein.

Da ich die Sonne hinter mir hatte, so konnte ich bei der klaren reinen Luft von geeigneten Punkten aus sehr weit voran schauen. Seit Verlassen des Lagers waren bereits mehrere Stunden verstrichen, aber nirgends hatte ich Wild erspähen können. Nur der kleine flinke *chipmunk* (*Tamia stricta*, Gestreiftes Backenhörnchen) zeigte sich. Wenn er mich hörte, erklomm **[257]** er behend einen jener Felsblöcke, um mich, während ich an ihm vorüberschritt, dreist und aufmerksam zu beobachten. Er ist wohl das einzige Tier der Erde, das mit solch ruckweiser Schnelligkeit an den steilen Seiten dieser Blöcke auf und ab huschen kann; in der Größe zwischen Maus und Ratte stehend, hat er manche Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen. Er übertrifft dieses aber nicht nur an Schnelligkeit, Anmut und Zutraulichkeit, sondern ist auch mit einem derart schönen buntfarbigen Fellchen bekleidet, daß ihm im Frauendeutsch zweifellos das Eigenschaftswort „ganzallerliebst“ zugeteilt werden würde.

Mitunter kam ich an Stellen vorbei, wo große Steine umgewendet worden waren. Unter diesen hatte Meister Petz nach seinen Leckerbissen, wie Ameisen, Gewürm usw. gesucht. Gelegentlich sah und roch ich auch seine frischen Auswürfe. Ich hielt daher die Augen und Ohren offen, und wenn ich zuweilen gezwungen war, dicht um einen Fels zu biegen, so machte ich vorher absichtlich Geräusch. Mittag war nämlich schon vorüber, und gerade jetzt war hier wohl die wärmste Tagesstunde. Um diese Zeit aber pflegen Bären ihre Siesta zu halten, und zwar entweder im kühlen Waldesdickicht oder an der Nord- oder Schattenseite eines Felsens. Ich verspürte nicht die geringste Lust, mit *Ursus americanus* hinter irgendeinem Felsblock zusammenzuprallen, denn, wenn es Menschen geben soll, die plötzlich aus dem Schlummer geweckt in Wut geraten, so trifft dies zweifellos selbst für den sonst so „gemütlichen“ *cinnamon*-(Zimt-) Bären zu, gar nicht von seinem weniger gemütlichen schwarzen, braunen oder gar grauen Vetter zu reden. Der Nachmittag verging jedoch, ohne daß ich einen **[258]** Brummbären in Wut, noch ein solcher mich in Schreck versetzt hätte.

Tagsüber war ich an mehreren Seen vorübergekommen, und als ich etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang abermals einen See erreichte, suchte ich nach einer passenden Stelle, wo ich die Nacht so angenehm wie möglich verbringen konnte. Diese war bald gefunden, und zwar eine bessere, als ich vermuten durfte. Eine etwas überhängende Felswand, unter der Gestein derart herausgefallen war, daß es eine Oeffnung nach oben bildete, gab einen sehr günstigen Platz für das Feuer ab. Als ich ein solches unter der Wand anmachte, sah ich sofort, was ich vermutet hatte: die Oeffnung entpuppte sich als ein guter Rauchfang. Beim Zubereiten des Abendessens konnte ich den selbstgemachten Kochlöffel „führen“, ohne mir dabei die Augen ausbeizen zu lassen, was mir bei einem offenen Feuer nicht immer glücken will. Es standen hier wohl genug Bäume, aber trockenes Holz lang nicht viel am Boden herum. Gleich nach dem Essen und während des Sonnenuntergangs schleppte ich daher Brennholz herbei, und erst dann konnte ich

mich der behaglichen Ruhe hingeben. Wie öfters, so hatte ich mich auch an diesem Tag nirgends lange aufgehalten und nur gelegentlich einen kleinen Imbiß eingenommen. Ich verfüge jedoch glücklicherweise über einen Körper, dem Strapazen nicht viel anhaben können, und nach einem sechs- oder siebenstündigen Schlaf, selbst auf hartem Boden, hat er das Gefühl des „Zerschlagenseins“ vom Vorabend vergessen. Dafür besteht er aber auf einem, wenn auch nicht immer weichen, so doch warmen Lager.

Der See war hier nur von geringer Größe. In **[259]** seinem klaren Wasser konnte ich keine Fische entdecken. Er lag in einem Felsenkessel und hatte wie die meisten kleinen Seen an der Waldgrenze weder Zu- noch Abfluß; er verdankte sein Dasein geschmolzenem Schnee, fror zweifellos allwinterlich bis zum Grund hinunter zu und würde schon deswegen keine Fische enthalten. Eine weite Rundschau bot sich mir in diesem Kessel nicht. Im Westen stand der Himmel noch im Nachglühen des Sonnenuntergangs; im Osten wurde mir der Blick nach der Wasserscheide durch einen langgestreckten Berg entzogen. Auf seiner dem Wind und Wetter ausgesetzten Höhe standen einzelne verwitterte Tannen, die sich scharf gegen den Abendhimmel abhoben. Ich kannte sie sehr wohl, diese stummen und zu einem kümmerlichen Dasein verurteilten Dulder. Ihr Aussehen redete eine deutliche Sprache. Aber es gibt ja auch Menschen genug, die unter wenig beneidenswerten Umständen ihr Leben fristen; wohl die wenigsten dürfen es mit ungemischter Freude „genießen“. Für manch einen bedeutet leben auch leiden. Wer aber leben will, muß sich Unbilden gewachsen zeigen, sich abhärten, zähe werden, nie die Hände in den Schoß legen und klagen, wenn er auch bös mitgenommen wird. So stehen da oben die Tannen auf der Höhe, zähe, wettertrotzende und knorrige Gesellen, denen die grausamen Stürme manchen grünen Zweig erbarmungslos wegreißen. Stolz und schön gewachsen wie die Tannen dort unten in irgendeinem geschützten Cañon, sind jene da oben nicht. Nein, sie sehen aus wie zerfetzte Fahnen, denn ihre Zweige erstrecken sich nur nach einer einzigen Richtung; nach dort, wohin der Wind am meisten weht. Auch sind es nur wenige Tage, an denen sich diese unbesungenen Helden am **[260]** warmen Sonnenschein erfreuen dürfen; der Sommer ist nur von kurzer Dauer hier oben. Und wenn weit unten in den Ebenen die Natur noch in den Farben eines sonnigen Spätherbstes prangt, ist hier oben schon alles in Schnee gekleidet. Dann aber dauert es nicht mehr lange, bis der mitleidlose Winter wieder sein Zepter schwingt.

[(261)]

Die indianische Zeichensprache

Von Adalbert Stütz

©

[(280)]

Die Oglalla und ihre Häuptlinge

Von Hermann D e n g l e r

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
schwankt das Charakterbild in der Geschichte. [Friedrich Schiller]

Wohl auf keine fremde Rasse, die mit der europäischen Zivilisation in Berührung kam und in der Folge immer mit deren Vertretern in Zwist geriet, paßt Schillers Dichterwort so gut, wie auf die uramerikanische Rasse, die Indianer. Kein andrer Kampf hat solche Teilnahme bei Jugend und Erwachsenen europäischer Völker gefunden, wie der Kampf der Urbewohner Amerikas gegen die Eindringlinge, deren Nachkommen sich heute prahlerisch hundertprozentige Amerikaner nennen.

Selbst in der Literatur spiegelt sich dieser erbitterte Rassenkampf wider; der Indianer hat seine Verteidiger und seine Gegner.

Zu seinen wärmsten Freunden und Fürsprechern, vielumstritten wie der Indianer selbst, gehört Karl May. In seinem Winnetou schuf er eine Idealgestalt, deren Schicksal jung und alt mit Spannung und innigster Teilnahme bis zum erschütternden Ende folgen. Seine Schriften bringen uns mit mancherlei Stämmen zusammen, und für viele Leser Mays dürfte es von Reiz sein, Näheres über die Geschichte des einen oder andern Stammes zu erfahren. Schwierig ist es, in kurzen Zügen ein Bild aus der allgemeinen Geschichte der Indianer herauszuschälen. Im folgenden **[281]** soll es für die oft erwähnten Oglalla[68] versucht werden.

1. Bis 1853

Im Jahr 1803 kaufte die Regierung der Vereinigten Staaten unter der Präsidentschaft [Thomas] Jeffersons von Napoleon das ungeheure Gebiet Louisiana, das von der kandischen Grenze bis zum Golf von Mexiko, vom Mississippi bis zur Grenze der spanisch-mexikanischen Besitzungen reichte. Große Flächen dieses Gebietes waren Prärieland, bewohnt von streifenden Indianerstämmen. Die Franzosen hatten dort nur Pelzhandel getrieben und waren mit der Bevölkerung recht gut ausgekommen.

Mit diesem Kauf begann der Untergang der Prärie-Indianer. Die verschiedenartigsten Stämme wurden in die Kämpfe hineingezogen, zermalmt, vernichtet. Mit tiefer Trauer sieht der Menschenfreund, wie rohe Gewalt, List und Habgier ein hochwertiges Volk erst sittlich erniedrigten und dann aus dem Weg räumten.

Wohl die hervorragendste Rolle in dem Verzweiflungskampf der nördlichen Stämme spielten die Sioux, eigentlich Dakota. Die Bezeichnung Sioux[69] ist entstanden aus dem Algonkinwort Nadowe-is-siw = kleine Schlangen oder Feinde. Die Franzosen machten daraus Nadowessioux[70] und gebrauchten häufig die Abkürzung Sioux.

[282] Dakota (mundartlich: Lakota und Nakota) bedeutet Freunde, Verbündete. Es sind sieben Stämme, die einen lockeren Bund, ähnlich dem Irokesenbund im Osten, bildeten und sich auch nach ihren sieben Hauptstämmen Oscheti schakowing = Sieben Ratsfeuer nannten. Sie gehören alle zur großen Sprachfamilie der Sioux. Die Namen der sieben Stämme sind:

1. Mdewakangtongwang = Das Dorf am heiligen See.
2. Wachpekute = Blätterschießer (d. h.: Die im Wald Jagenden).
3. Wachpetongwang = Laubdorf (d. h.: Waldbewohner).
4. Sissitongwang = See- oder Sumpfdorf.
5. Ihangtongwang = Das Dorf am Ende.
6. Ihangtongwangna = Das kleine Dorf am Ende.
7. Titongwang = Präriedorf[71].

---

[68] Die jetzt allgemein anerkannte Schreibweise dieses Namens ist „Oglalla“. Karl May hat in seinen Werken noch die frühere: O g e l l a l l a h verwendet.

[69] Das Wort wird heute von den Amerikanern „Suh“ ausgesprochen.

[70] Vgl. Schiller: Nadowessiers Totenklage. Ferner Stütz: Indianische Stammesnamen (Karl-May-Jahrbuch 1924).

[71] Titongwang bedeutet wörtlich Präriebewohner und ist eigentlich keine Stammesbezeichnung, sondern ein Sammelbegriff. Während der Geistertanzbewegung wurden die nach den Bad Lands geflohenen Indianer von den auf der Agentur gebliebenen als Titongwang bezeichnet, obwohl sie engere Stammesgenossen waren; das Wort wurde also im gleichen Sinn gebraucht wie unser ‚Heide‘, das ursprünglich Heidenbewohner bedeutet.

Jeder dieser Stämme zerfällt in eine Anzahl kleinerer Abteilungen. Die im Norden und in Kanada lebenden Assiniboins[72], die ebenfalls in Karl Mays Romanen auftreten, sind eine Abteilung der Ihangtongwangna, von denen sie sich infolge politischer Streitereien gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts **[283]** trennten; sie werden von allen übrigen Dakotastämmen „Hohe“ = Rebellen genannt.

In der Literatur begegnen uns die Dakota fast durchweg als kühne Reiterstämme. Wann sie die ersten Pferde erhielten, ist schwer festzustellen. Battiste Good, dessen Zeittafel[73] stark den Einfluß der Mission und Zivilisation merken läßt, verlegt die erste Bekanntschaft mit Pferden in die Zeit um 1141–1210. Dies ist natürlich Erfindung. Aber auch bei den andern Geschichtsschreibern der Dakota läßt sich ein genauer Zeitpunkt nicht festlegen, doch halten sie sich gewiß an Tatsachen. Deshalb kann man die erste Bekanntschaft mit Pferden gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Genauer sind die Angaben über die ersten b e s c h l a g e n e n Pferde, die von den Dakota erbeutet wurden; das war zwischen 1800 und 1803. Etwa um dieselbe Zeit wurden ihnen von Händlern auch die ersten Gewehre gebracht. In unglaublich kurzer Zeit bildeten sich nun die Dakota zu einem gewandten, verwegenen Reitervolk aus. Schon um 1812 verzeichnen ihre Geschichtsschreiber eine Jagd auf wilde Pferde mit Lassos.

[284] Die mächtigste Unterabteilung der Titongwang-Dakota sind die Oglalla. Ueber die Bedeutung des Namens war man lange Zeit im unklaren. [Alfred B.] Bracket bringt die sprachlich haltlose Uebersetzung „Dünne Hemden“. Die neuesten Forschungen ergeben die Lesart „eines (Menschen) Eigentum zerstreuen“. Der Name ist sehr alt, sein Ursprung dunkel.

Mit den Weißen kamen die Oglalla verhältnismäßig spät in Berührung. Ihre eigenen Geschichtsschreiber geben für die ersten Begegnungen die Jahre 1791–1795 an. In der Literatur stoßen wir auf die Oglalla zum erstenmal im Jahr 1806. [Meriwether] Lewis und [William] Clark, die beiden berühmten Durchquerer des Erdteils, trafen in diesem Jahr eine Abteilung von 150 bis 200 Mann am Missouri zwischen dem Cheyenne- und Bad River. Sie waren damals schon typische Prärienomaden und gewandte Reiter. Ihre Behausung war das Tipi (kegelförmiges Lederzelt) und ihre Beschäftigung die Jagd auf den Bison, der ihnen Nahrung, Kleidung und Stoff zur Wohnung lieferte. Ihr Reichtum bestand in Pferden.

Aeußerst beweglich, waren sie gefürchtete Krieger und gehörten zu den Stämmen, die am heftigsten und längsten der andringenden Zivilisation Widerstand leisteten. Mit blutigen Zeichen ist ihr Name in die Geschichte der Vereinigten Staaten geschrieben. Ueber ein gewaltiges Gebiet – das sie mit andern Völkerschaften teilten – dehnten sich ihre Jagd- und Kriegszüge aus; von der kanadischen Grenze bis Kansas, vom Missouri bis zu den Felsengebirgen, dem „Rückgrat der Welt“, waren sie bekannt und gefürchtet!

Aber der geldgierige Yankeegeist der weiter und weiter westwärts flutenden „Zivilisatoren“ ließ sich **[285]** durch ihren üblen Ruf nicht abschrecken. Händlern begegnen wir in ihren Aufzeichnungen schon um die Wende des 18. Jahrhunderts. 1825 finden wir einen Handelsposten an der Mündung des Bad River. Ihre Stärke wird zu jener Zeit auf 1500 Köpfe mit 300 Kriegern angegeben. Am 5. Juli desselben Jahres schlossen sie bei diesem Handelsposten einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten.

Bis zum Jahr 1853 hören wir wenig von Feindseligkeiten ihrerseits gegen die Weißen. Sie zogen in dieser Zeit etwas westwärts, denn 1846 finden wir sie auf den Prärien zwischen dem Nord- und Südarm des Platte (Nebraska) River, südwestlich von den Black Hills, in der Gegend von Fort Laramie[74].

1850 werden die Oglalla bestimmt bei Fort Laramie erwähnt. Dieses Fort war zum Schutz der Auswandererkarawanen angelegt worden. Das friedliche Verhältnis dauerte aber nicht lange. 1848 wurde in Kalifornien Gold entdeckt und nun begann ein ungeheurer Strom von Glücksjägern auf der sogenannten Kaliforniastraße westwärts zu ziehen. Die Zeit der Gewalttätigkeiten und Kämpfe begann. Die Hauptmasse

---

[72] Entstanden aus dem Odschibwänamen Usin(i) upwäw(a) = Steinkocher. Sie sind in zahlreiche kleine Banden geteilt und haben keine Gesamtstammesbezeichnung.

[73] Die Prärie-Indianer haben eine stärkere geistige Kultur als man gemeinhin annimmt; sie besitzen bilderschriftliche Aufzeichnungen. Am wertvollsten sind ihre geschichtlichen Tafeln, die für jedes Jahr oder jeden „Winter“ ein besonderes Bild bringen, dessen Bedeutung fast jedem Stammesmitglied genau bekannt ist. Von den Dakota kennen wir sieben solche Zeittafeln (Calendar histories; Winter counts). Für jeden Winter haben sie je ein Zeichen, dagegen hat eine Zeittafel der Kaiowä für jedes Jahr je ein Sommer- und Winterbild. Der Kaiowä Anko verfaßte sogar eine solche Tafel mit Monatszeichen, die sich allerdings nur über einen kurzen Zeitraum (August 1889 bis Juli 1892) erstreckt.

[74] Lienhardt berichtet, daß er 1846 mit einer Auswandererkarawane bei Fort Laramie wilde Indianer, jedenfalls Oglalla, traf, die sich durchaus friedlich verhielten. (Heinrich Lienhardt: ‚Kalifornien‘, Zürich 1900, S. 46.)

der Einwanderer waren rücksichtslose, rohe Gesellen, und die Zusammenstöße mit den Eingeborenen wurden blutig und häufig. Bald hatten die Indianer herausgefunden, daß die jetzt kommenden Weißen andre Leute waren als die freundlichen, gutmütigen französischen Pelzhändler und „Voyageurs“, und richteten ihr Verhalten danach.

[286] Daß es durchaus nicht immer die „Raubsucht und Blutgier“ der Indianer waren, die zu beklagenswerten Vorfällen führten, zeigen folgende Ereignisse.

Im Anfang der fünfziger Jahre durchreiste der mutige und allezeit lustige, dicke Herzog Paul von Württemberg zum zweitenmal die Vereinigten Staaten. Im Spätherbst 1851 befand er sich mit seinem Wagen (ein Pferd war nicht stark genug, den sehr wohlbeleibten Mann zu tragen) in der Gegend von Fort Laramie, nur begleitet von dem Zoologen (und Dichter) Balduin Möllhausen. Eines Tages trafen sie auf eine 30 Mann starke Kriegstruppe der Oglalla. Diese hätten die beiden Reisenden ganz bequem wegschaffen können, benahmen sich aber mit Ausnahme eines einzigen Mannes höflich und freundlich und versorgten die beiden Reisenden mit frischem Fleisch. Der ausnahmsweise unhöfliche Mann hatte Möllhausens Jagdmesser geraubt, mußte es aber auf Befehl des Anführers wieder zurückgeben[75].

Im Jahr 1853 zog eine starke Auswandererkarawane durch die von den Oglalla bewohnte Gegend. Bei dieser Karawane war ein „Sportsmann“, der ein gutes, schweres Gewehr besaß. Nach einer erfolgreichen Bisonjagd meinte er, er habe nun alle Arten von Wild erlegt, die auf dem Erdteil vorkämen, bis auf eine, nämlich Indianer! Er würde gern einen schießen, wenn es sich ohne Gefahr machen ließe. Eine derartige Aeußerung erscheint uns geradezu unfaßlich, wirft aber ein bezeichnendes Licht auf die Gemütsrohheit, die damals bei einem großen Teil des amerikanischen Volkes leider an der Tagesordnung war.

[287] Als eines Tages dieser „Sportsmann“ der Karawane voranritt, erblickte er im Gehölz an einem Bach ein Tipi, vor dem eine Frau saß und sich ahnungslos die Haare kämmte. Der Mann stieg vom Pferd, schlich sich näher und schoß die Frau nieder. Es scheint ihm aber dann doch nicht ganz wohl gewesen zu sein, denn ohne näherzutreten und sich den Skalp als Siegeszeichen zu nehmen, bestieg er hastig wieder sein Pferd und ritt zu der Karawane zurück, wo er seine Schandtat erzählte. Der Wagenmeister überschüttete ihn mit den heftigsten Vorwürfen und auch viele andere gaben ihrem Unwillen unverhohlen Ausdruck. Man stritt sich noch herum, als plötzlich eine starke, berittene Abteilung Indianer erschien, die Karawane im Nu umzingelte und die Auslieferung des Mörders verlangte. Die roten Krieger waren aufs äußerste erbittert und der Wagenmeister und die Führer, die beim geringsten Schein von Recht sicher den Mann in Schutz genommen hätten, lieferten den Mörder samt der Mordwaffe aus.

Die Indianer zogen sich nun ein kleines Stück zurück, rissen noch in Sicht der Karawane dem Mörder die Kleider herunter und zogen ihm bei lebendigem Leib die Haut in zollbreiten Streifen langsam ab. Die Rawhide Buttes und der Rawhide Creek sollen von diesem Vorfall ihre Namen haben. Das Gewehr befand sich lange beim Stamm und wurde erst vor wenigen Jahren von seinem letzten Eigentümer, einem alten Krieger, dem Regierungsarzt Dr. [James R.] Walker auf der Pine Ridge Agentur zum Geschenk gemacht.

Nicht immer verliefen solche Zusammenstöße blutig. Mit dem ihnen eignen feinen Gefühl und einer Art grimmigen Humors behandelten die Oglalla einen andern Fall, bei dem sie nach indianischer Auffassung **[288]** wohl das Recht gehabt hätten, den Schuldigen zu töten.

Bei einer Auswandererkarawane befand sich ein junger Wagenlenker, der sehr begierig Indianersachen sammelte und – wie viele Sammler – ein etwas weites Gewissen besaß. Der Karawanenführer fand eines Tages, als er kundschaftend vorausritt, an einem Salbeibusch eine Kriegsmütze hängen und entdeckte zugleich an untrüglichen Spuren, daß Indianer dort vor ganz kurzer Zeit Wapitihirsche gejagt hatten. Weit und breit war jedoch niemand zu sehen und kopfschüttelnd nahm der Wagenführer die Mütze an sich. Der Sammler bettelte sie ihm alsbald ab. Kurz darauf erschien ein einzelner Oglalla, der Häuptling Washitschung tashunka (American Horse, der Vater des später so berühmt gewordenen Redners gleichen Namens). Er war gekommen, um seine Kriegsmütze zu holen. Sie war ihm bei der scharfen Hetze hinter dem Wild her lästig geworden, und er hatte sie an den nächsten Busch geworfen, um sie später wieder an sich zu nehmen. Als er sie nicht mehr vorfand, wandte er sich zu der Karawane, denn aus der beschlagenen Pferdespur erkannte er deutlich, daß ein Weißer dagewesen war. Der Wagenmeister wies ihn an den Sammler. Dieser verweigerte die Herausgabe kurzweg; die Mütze sei verlorenes Gut und der Häuptling

[75] Möllhausen: Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas. Leipzig 1861, S. 190–197.

müsse ihm vor Gericht beweisen, daß es seine Mütze sei. Washitschung tashunka machte nicht viele Worte, er ritt nur dicht an den Wagenführer heran, der stolz auf seinem Bock thronte, sah ihn eine Weile wortlos mit durchdringendem Blick an und verschwand.

Der Führer und der Wagenmeister, denen die Bedeutung einer Kriegsmütze wohl bekannt war, **[289]** fürchteten Unheil und suchten für die nächsten Tage die Karawane auf dem Marsch eng beisammen zu halten. Trotz aller Bemühungen aber und trotz schärfster Aufmerksamkeit fand nach einigen Tagen ein Ueberfall statt. Die Indianer hatten einen Augenblick abgepaßt, in dem der Wagen des Sammlers abseits fuhr. Sie umringten das Gespann, rissen den Führer vom Bock, warfen im Wagen alles durcheinander und verschwanden mit dem Lenker im Uferwäldchen eines nahen Flusses.

Es war, für den Führer besonders, eine ungemütliche Lage. Er wußte, daß die Indianer von ihrem Standpunkt aus recht hatten und nahm an, sie würden den Gefangenen töten. Aber er war auch wieder verpflichtet, ihm beizustehen. Daher sammelte er eine Anzahl Leute und begann langsam und mißmutig die Suche in der Richtung, in der die Indianer verschwunden waren. Plötzlich sahen sie die ganze Bande durch den Fluß und den schmalen Waldstreifen auf der andern Seite reiten, worauf sie bald hinter den Uferhöhen verschwand. Der Führer war nun fest überzeugt, daß der Sammler tot sei, und man forschte nach dem Leichnam. Die Leute waren noch nicht weit gekommen, als eine Bewegung im Gebüsch entstand und auf einem alten Pony ein einzelner Indianer erschien, dem sonderbarerweise die Hände auf den Rücken gebunden waren. Die Gestalt näherte sich und – alle brachen in ein schallendes Gelächter aus. Es war der Wagenlenker. Aber in welchem Aufzug! Die Indianer hatte ihn nackt ausgezogen, rot bemalt, ihn in ein altes, unsauberes Lederhemd gesteckt, alle Haare vom Schädel bis auf eine Art Skalplocke mit den Messern weggesägt und in ein schmutziges, um den Kopf gewundenes Lederband eine **[292]** Anzahl Krähenfedern gesteckt. Das Gesicht war dick mit Zinnober beschmiert und der junge Mann spuckte beständig, um wenigstens die Farbe von den Lippen loszubringen. Er war lächerlich gemacht, was nach der Ansicht der Indianer so schlimm war wie der Tod.

2. Die ersten Kämpfe

Ernste Feindseligkeiten begannen im Sommer 1854. Eine Bande Oglalla und Sitschangu[76] lagerte etwa 14 km von Fort Laramie entfernt, abseits der Straße am Platte River. Eine Auswandererkarawane der Mormonen zog vorüber und ließ eine kranke Kuh zurück. Ein paar Indianer, die auf der Jagd kein Glück gehabt hatten, schossen die Kuh tot und bemächtigten sich des Fleisches. Die Sache ist etwas dunkel, denn nach einer Angabe erfuhr der Eigentümer der Kuh sehr spät davon. Jedenfalls beklagte er sich im Fort. Inzwischen kam Mato wayúhi (Der Zerstreuende Grislybär) in das Fort und entschuldigte sich förmlich für die beiden Frevler. Er bot Schadenersatz an. Der Kommandant des Forts wollte jedoch in seinem „Zivilisations"-Dünkel davon nichts wissen, bestand im Gegenteil auf einer empfindlichen Bestrafung der beiden Flegel und sandte den Leutnant [John Lawrence] Grattan, der erst frisch von der Kriegsschule gekommen war, mit zwanzig Mann[77] und einer leichten Haubitze nach dem Lager, um die Kuhmörder zu verhaften. Die Indianer waren aufgebracht, weil die Entschuldigung des Häuptlings nicht anerkannt worden war, und nahmen eine trotzige Haltung an. Grattan wurde nervös und ließ die **[293]** Haubitze abfeuern, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die roten Krieger begannen augenblicklich das Gefecht im Ernst. Grattans Leute verteidigten sich und Mato wayúhi fiel. Aber schon war die Abteilung eingeschlossen und nach wenigen Augenblicken waren alle Soldaten niedergemacht bis auf einen Mann, der sich schwerverwundet ins Fort schleppte und dort bald starb, nachdem er noch einen kurzen, unzusammenhängenden Bericht gegeben hatte.

Die Indianer, die wohl wußten, was nun eintreten würde, versuchten trotz allem, den Krieg zu vermeiden. Schingte gleschka (Gefleckter Schwanz), der später berühmt gewordene Häuptling der Sitschangu, und noch ein hervorragender Krieger, gingen freiwillig nach Fort Laramie und boten sich als Sühneopfer an. Man behielt sie in Haft – und führte den Krieg fort. Es kam zu schweren Kämpfen. General [William Selby] Harney gelang es endlich, den Gegner zu „züchtigen", wie man das nannte. Das Hauptgefecht, in dem 130 Indianer fielen, fand bei Ash Hollow am Blue [Water] Creek statt[78]. Am 1. März 1856 wurde in Fort Pierre ein

[76] „Verbrannte Oberschenkel", kurzweg Brulés genannt; eine andre Unterabteilung der Titongwang.

[77] Ueber die Hälfte der Besatzung von Fort Laramie!

[78] Leider kann ich mir die Unterlagen nicht verschaffen, um Tag und Ort des Gefechts genau angeben zu können. Der betreffende Kongreßbericht (*34th Congr. 1st Session Senate Ex. Doc. Nr. 94)* ist mir zur Zeit unerreichbar. [2./3. Sept. 1855 am Blue Water Creek]

Friedensvertrag geschlossen. Das Vertrauen der Oglalla auf die Redlichkeit der amerikanischen Regierung scheint aber stark erschüttert gewesen zu sein; sie erschienen weder zu den Verhandlungen noch zur Unterzeichnung des Vertrags.

Bald darauf brach der Bürgerkrieg aus. Solange er dauerte, hatten die Vereinigten Staaten nicht viel Zeit, sich um die Indianer der Prärien zu kümmern. **[294]** Diese, zum Teil wohl auch aufgehetzt von Agenten der Südstaaten, benützten die Gelegenheit und machten einen Versuch, die Weißen aus ihrem Gebiet zu verjagen.

Die sogenannten Santee (die vier erstgenannten Stämme) fielen über die Ansiedlungen Minnesotas her. Während Kangi Tschikadang (Kleine Krähe) Fort Ridgley erfolglos belagerte, eroberte Tawasuota (= „Er hat viel Muschelgeld“) die fast rein deutsche Stadt New Ulm nach mehrtägiger Belagerung (August 1862). Bagwunagitschik („Loch im Himmel“), ein Odschibwähäuptling, machte mit den sonst bei seinem Stamm verhaßten Dakota gemeinsame Sache und beunruhigte ebenfalls die Grenzsiedlungen, nachdem er vorher eine förmliche Kriegserklärung gesandt hatte.

Die Regierung beauftragte General [Henry Hastings] Sibley mit dem Feldzug gegen die Indianer. Dieser schlug sie bei Ridgley und Wood Lake und befreite eine Menge gefangener Weißer. Kangi Tschikadang floh und wurde ein Jahr später ermordet, Tawasuota flüchtete mit dem Rest seiner Leute zu den Stammesgenossen jenseits des Missouri, und Bagwunagitschik wurde ebenfalls mehrere Jahre später das Opfer eines Meuchelmörders.

Währenddessen beunruhigten die Prärie-Indianer die Poststraßen, überfielen Postreiter, Karawanen und die zur Vermessung der Pacificbahnen ausgesandten Ingenieurabteilungen[79]. Die Prärie wurde zum Mordfeld, auf dem ein erbarmungsloser Rassenkampf tobte. Die Scheußlichkeiten der weißen Eindringlinge gaben den Grausamkeiten der Eingeborenen nichts **[295]** nach; diese konnten sogar geltend machen, daß sie ihre Heimat, ihren Grund und Boden verteidigten, und waren somit die sittlich Ueberlegenen.

Es wäre falsch zu glauben, daß die Indianer den Krieg wünschten. Sie versuchten öfters, friedliche Zustände herzustellen, und mehrmals kamen in dieser Zeit Gesandtschaften von ihnen sogar nach Washington. Es wurden Verhandlungen geführt und Verträge abgeschlossen, die leider nicht von Dauer waren, da sie von den Weißen gleich darauf wieder gebrochen wurden. Wenn sie auch nicht in jedem Fall bewußt unrecht handelten, so doch meistens. Man machte sich ein ganz falsches Bild von den Eingeborenen und ging daher von falschen Voraussetzungen aus. Die Indianer bildeten in gewissem Sinn kommunistische Republiken. Die einzelnen Leute waren in ihrer Bewegungsfreiheit ziemlich unbeschränkt und für sich selbst verantwortlich, denn die Macht der Anführer war gering. Es wurden häufig Verträge mit Häuptlingen geschlossen, die gar kein Recht hatten, für den Stamm zu sprechen und zu unterzeichnen, ja, die oft nicht einmal als Unterhäuptlinge anerkannt waren; und wenn dann die wirklich Verantwortlichen die Vereinbarungen nicht achteten, erhob sich ein großes Geschrei über die „Wilden ohne Treu und Glauben“. Lange konnten diese Tatsachen aber der Regierung in Washington nicht verborgen bleiben. Da sie trotzdem fortfuhr, Verträge dieser Art zu schließen, trifft s i e die volle Verantwortung für die Folgen. Die Indianer beklagten sich oft bitter über diese Behandlung, aber meist ganz vergeblich.

Auf die Weise bestand natürlich keine Aussicht, einen Dauerfrieden mit den vielen Stämmen der Prärien zu erhalten. Dazu kam noch die Gewissenlosigkeit **[296]** der Grenzer, die sich häufig ansiedelten, wo es ihnen paßte, ohne zu fragen, wem das Land gehörte. Sehr oft wußten sie auch ganz genau, daß sie im Unrecht waren, aber sie handelten nach dem Grundsatz: „Sei im Besitz und du wohnst im Recht!“ und pochten auf die Gewalt der Waffen. Die Regierung tat auch das ihrige; häufig erteilte sie Besitzrecht auf Ländereien, über die sie keine Befugnis hatte. Der Siedler glaubte dann mit gutem Gewissen richtig zu handeln, wenn er auf Vorstellungen der eigentlichen Besitzer nicht hörte. Wenn nun diese ihr angestammtes Recht zur Geltung zu bringen versuchten, kam es häufig genug zu Mord und Brand. Das Heer wurde zu Hilfe gerufen, und es wurden Freiwilligenregimenter gebildet, die oft schlimmer hausten als die Indianer. Vielfach waren die Leute auf hundert Tage eingestellt, und der Auswurf der Menschheit damit auf die Urbewohner losgelassen.

---

[79] Karl May beschreibt solche Szenen in Winnetou I.

Machpiya Luta (Rote Wolke)
Um 1872

Machpiya Luta (Rote Wolke)
3 Monate vor seinem Tod (†10.12.1909)

Schunka Luta (Roter Hund)

Wiyaka wangsilang (Eine Feder)

Mato Ingyang (Felsenbär)
nahm teil am Gefecht bei Fort Phil Kearny

Tschangchacháke (Bisonhöcker)
ein Medizinmann der Oglalla

„Der junge Mann,
der Häuptling ist“ (Oglalla).

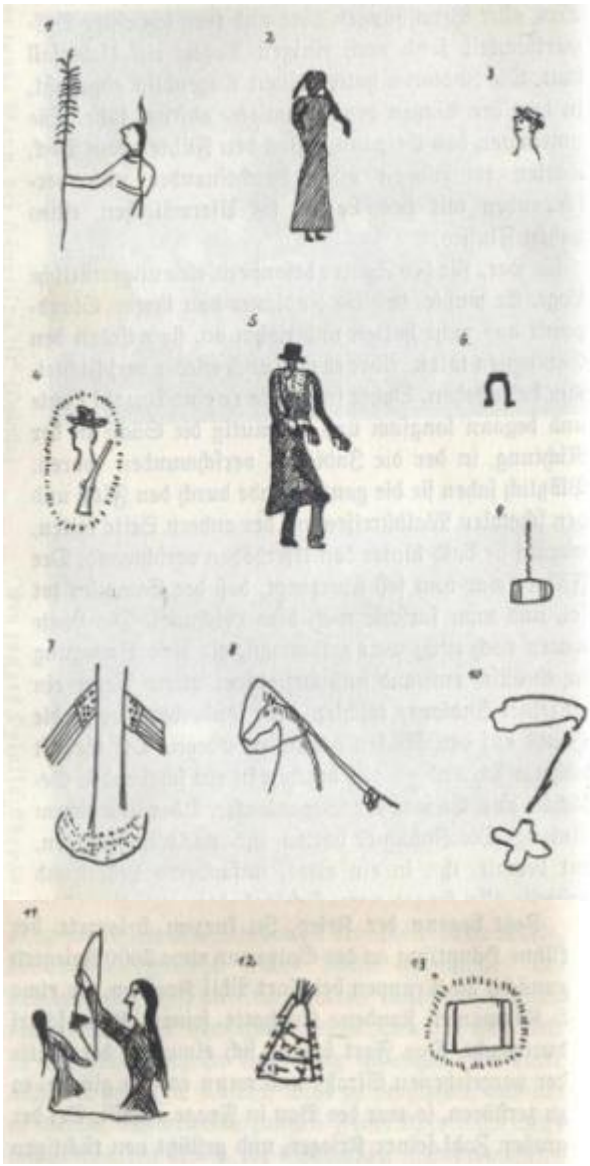
Ein Sommerlager der Oglalla (Pine Ridge Schutzgebiet).
Vor dem Tipi rechts sitzt ein Missionar.

[290/291] Aus den geschichtlichen Aufzeichnungen der Dakota

Die auf den Seiten 290, 302, 328 und 340 dargestellten Zeichen sind aus verschiedenen „Kalendern“ oder „Winteraufzählungen“ gewählt; sie sind ohne Rücksicht auf die Verfasser in der Zeitfolge geordnet und sollen einen Einblick in die Art der Aufzeichnungen geben. Die Dakota zählen nach Wintern, daher die doppelte Jahreszahl für jedes Zeichen. Der Indianer sagt z. B.: „Der gute, weiße Mann kam – Winter“; „Der viele Flaggen – Winter“; Machpiya Luta ist geboren im „Stern fuhr mit lautem Lärm vorbei – Winter“, bzw. im „Sie hatten genug Schnaps zu trinken – Winter“.

Die Verfasser der wiedergegebenen Bilder sind:

Washitschung tashunka = Amerikanerpferd (A.),
Machpiya Wahatschanka = Wolkenschild (W.), beide Oglalla,
Boïde = Flamme (F.), ein Oohenóngpa,
Shunka Ischnalang = Einsamer Hund (E. H.), ein Ihangtongwangna,
Magátanka = Schwan (S.), ein Minnikangyewoschupi,
Wapóschtangchi = Brauner Hut, auch Battiste Good genannt (B. G.), ein Sitschangu.

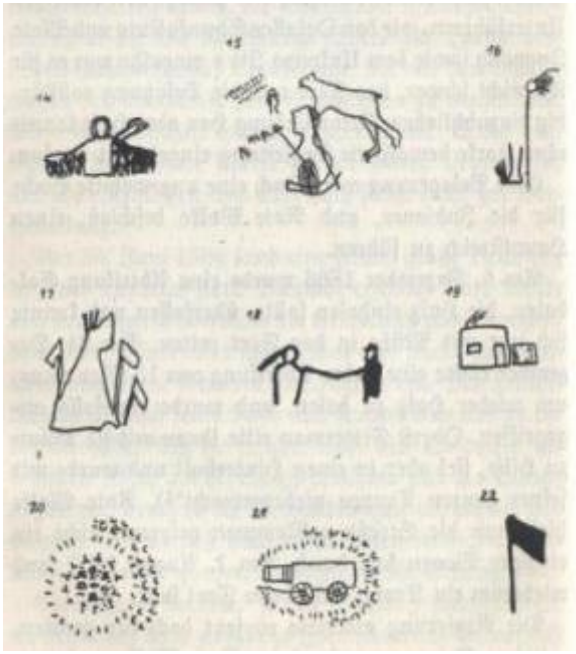


Erklärung der nebenstehenden Zeichen:

1. 1775/76 Standing Bull entdeckt die Black Hills. Er bringt eine den Dakota unbekannte Tanne mit. (A.)
2. 1791/92 Sie sehen eine weiße Frau. (B. G.)
3. 1794/95 Der gute weiße Mann kam. (A.)
4. 1799/1800 Der gute weiße Mann kam zurück und brachte den Dakota Gewehre. (A.)
5. 1800/01 Der gute weiße Mann kam. (B. G.)
6. Sie sahen die ersten beschlagenen Pferde. (F.)
7. 1805/06 Die Dakota hielten eine Ratsversammlung mit den Weißen (Lewis und Clark?) an der Mündung des Bad River. (A.)
8. 1811/12 Sie fingen viele Pferde südl. d. Platte-Flusses. (A.)
9. 1821/22 Sie hatten genug Mini wakang (Geisterwasser, Schnaps) zu trinken. (Es war der erste Branntwein.) (A.)
10. 1821/22 Ein Stern fuhr mit lautem Lärm vorbei (Meteor). (B. G.) Rote Wolke und Battiste Good sind in dieser Zeit geboren.

[302/303]

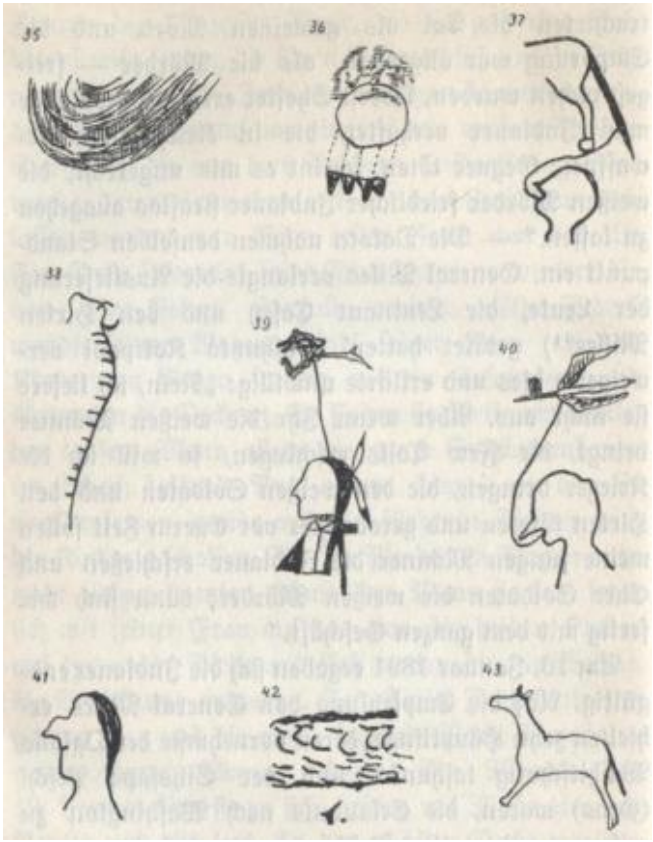
11. 1841/42 Die Oglalla hatten in der Trunkenheit am Chug Creek eine große, blutige Schlägerei. (A.)
12. 1841/42 Dasselbe. (W.) Wolkenschild ist in diesem Jahr geboren.
13. 1851/52 Sie erhielten die ersten Regierungslieferungen. (Die Zeichnung zeigt eine Wolldecke umgeben von Leuten.) (A.)



14. 1854/1855 Mato wayúhi (Conquering Bear) wurde von weißen Soldaten getötet. (E. H.)
15. 1854/1855 Mato wayúhi wurde von weißen Soldaten getötet und die Dakota töteten die (30) Soldaten. (A.)
16. 1855/56 Oglalla töteten auf dem Kriegspfad einen Pahni (Skalp an der Stange) und erfroren auf dem Heimweg die Füße. (A.)
17. 1855/56 Schlacht bei Ash Hollow am Blue Creek; viele Opferfahnen. Wapostanchi wurde gefangen (B. G.)
18. 1856/57 Putíngska (Weißer Schnurrbart = General Harney) hält eine Versammlung in Fort Pierre. (S.)
19. 1856/57 Sie erhielten Jahrgüter an der Agentur der Rawhide Buttes. (Agenturgebäude und Wolldecke.) (A.)
20. 1866/67 Sie töteten hundert weiße Männer bei Fort Phil Kearny. (21. Dez. 1866.) (A.)
21. 1867/68 Die Oglalla nahmen einen Wagenzug am Tongue River, die Treiber und Begleitmann-schaften entkamen. (Aus dem Wagen schaut über die Deichsel eine Wolldecke heraus.) (A.)
22. 1867/68 Sie erhielten viele Flaggen von der Friedens-kommission (Vertrag von 1868.) (F.)

[328/329]

23. 1868/69 Texasvieh kam ins Land. (Erste Fleischlieferung der Regierung laut Vertrag von 1868, Artikel 5.) (E. H.)
24. 1872/73 John Richard tötete Mato si (Gelber Bär) und wurde unmittelbar darauf von den Oglalla getötet. (Richard hatte zwei Jahre zuvor in Fort Fetterman einen Soldaten im Streit erschossen und war daraufhin zu Machpiya Lutas Leuten geflohen.) (A.)
25. 1872/73 Häuptling „Pfeifer“ (Schoschó), auch „Kleiner Bison“ genannt, wurde mit zwei Gefährten von weißen Jägern am Republican River ermordet. (A.)
26. 1873/74 Die Oglalla erschossen den Agenturschreiber (Appleton) innerhalb der Palisaden der Red Cloud Agentur (Fort Robinson, Nebraska.) (A.)
27. 1874/75 Die Oglalla hackten die Flaggenstange der Red Cloud Agentur in Stücke. (A.)
28. 1875/76 Die Oglalla erhalten Zuchtvieh. (A.)
29. 1876/77 General Mackenzie („Dreistern“ genannt) nimmt den Leuten von Rote Wolke die Pferde im Auftrag der Regierung weg. (Wohl zum Dank dafür, daß sie ihm halfen.) (E. H.)
30. 1876/77 Die jungen Männer von Rote Wolke helfen General Mackenzie im Kampf gegen die Cheyenne. (A.)
31. 1876/77 Dasselbe. (W.)
32. 1877/78 Shunka wakang (Tolles Pferd) wurde von einem Soldaten mit dem Bajonett niedergestoßen, als er mir ausgestreckten Händen aus dem Wachhaus trat, um Frieden zu stiften. (5. September 1877.) (A.)
33. 1877/78 Als Shunka wakang gestorben war (7. September 1877), flohen alle seine Leute von der Spotted Tail Agentur (Camp Sheridan, Nebraska) nach Norden. (Man sieht die Spuren der Pferde und der Zeltstangen über ein Pferd [wakang] mit feinen Spirallinien wegziehen.) (W.)
34. 1877/78 wie 32. (B. G.)



[340/341]

35. Machpiya Luta (Rote Wolke),

36. „Wolkenschild“,

37. „Wenig Schwänze“ (Few Tails, ermordet am 11. Januar 1891),

38. Tschangchacháke (Bisonhöcker),

39. „Wieselbär“ (bekannter Geistertänzer),

40. „Donnerpfeife“,

41. „Große Nase“ (gew. Roman Nose genannt),

42. „Großer Weg“,

43. „Blaues Pferd“.

Großer Weg und Blaues Pferd sind bekannte Häuptlinge; Blaues Pferd hat im ganzen bei 54 Verträgen unterzeichnet.

Bei den Bildern 35 – 43, die Machpiya Lutas „Stammrolle“ entnommen sind, kann man die „Handschriften“ verschiedener Indianer, die bei der Abfassung halfen, unterscheiden: (35, 36, 38, 42, 43); (39); (37, 40); (41).

---

3. Das Gemetzel am Sand Creek

Sehr bezeichnend ist der Fall des „Obersten“ [John Milton] Chivington. Er war Methodistenprediger und 1864 Befehlshaber des 3. Kolorado-Freiwilligenregiments, das auf hundert Tage geworben war. Obwohl die Zeit ablief, hielt er im Einverständnis mit Gouverneur [John] Evans seine Mannschaft beisammen, um ein Lager von freundlich gesinnten Indianern in der Nähe von Fort Lyon, Kolorado, zu überfallen. Major [Edward Wanshear] Wynkoop, der davon hörte, machte Evans Vorstellungen, aber dieser erwiderte: „Das dritte Regiment ist angeworben, Indianer zu töten und muß Indianer töten. Was soll ich denn mit dem dritten Regiment anfangen, wenn ich Frieden mache?“ (!!) So kam es zu dem entsetzlichen Gemetzel am Sand Creek, 29. November 1864. Ueber **[297]** 170 harmlos auf den Vertrag mit der Regierung vertrauende Indianer wurden auf die schleußlichste Weise abgeschlachtet.

Die Nachricht von dieser ungeheuerlichen Tat verbreitete sich sehr schnell unter den Stämmen und rief eine allgemeine furchtbare Erbitterung hervor. Als der bekannte Apostel der Sioux, der Jesuitenpater [Pieter Jan] de Smet, 1865 unter Lebensgefahr das Hauptkriegslager der nördlichen Prärie-Indianer aufsuchte, in dem sich verschiedene Siouxstämme, auch Oglalla, unter dem Oberbefehl von Hangyétuwi sapa (Schwarzer Mond) zusammengefunden hatten, gab dessen Neffe, der damals schon berühmte Unkpapa T a t á n k a I y o t a n k a [80] (Sitting Bull, wörtlich: „Bisonstier niederkauernd“) unter anderm an: „Hat nicht Chivington über hundert Frauen und Kinder getötet? Da habe ich den Tomahawk ergriffen und den Weißen alles Böse angetan, was in meiner Macht stand.“

[80] Im Karl-May-Jahrbuch 1926 befinden sich die Bilder der im vorliegenden Aufsatz oft genannten Indianerhäuptlinge Sitting Bull, Rain-in-the-face, Red Cloud (der Sohn!), Ishay (Ishagi) nishus und Pizi, ferner ein Bildnis des Generals Custer, die Wiedergabe des Gemäldes „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ und ein Plan der Schlacht. Dagegen sind im vorliegenden Jahrbuch abgebildet: Rote Wolke (Red Cloud, der Vater!), Shunka Luta, Eine Feder u. a.

Die Indianer erklärten damals, sie wollten keinen Krieg, wollten Händler im Land und die Weißen unbelästigt durchziehen lassen, verwahrten sich aber gegen die Aussendung von Miliär, das doch nur komme, um gegen sie zu kämpfen.

Es ist hier nicht der Ort, alle Verhandlungen anzuführen. Das Ergebnis war gleich Null und der Krieg **[298]** wurde fortgesetzt. Zum Schutz der Poststraßen und der Bahnvermessungstrupps wurden Forts errichtet und Soldaten hineingelegt, die sich nicht aus den besten Männern zusammensetzten und fast stets, ob mit Recht oder Unrecht, auf Seiten der Weißen standen. Da man mit Truppen allein nicht viel ausrichtete, suchte man den Indianer am empfindlichsten Punkt zu treffen und begann mit der planmäßigen Ausrottung der Bisons. In dieser Zeit errang sich William F.[Frederick] Cody den zweifelhaften Ehrennamen „Buffalo Bill“. Der Grundsatz war: „Jeder tote Büffel bedeutet einen Indianer weniger.“

4. Rote Wolke

Die Stämme, die zum Teil angefangen hatten, sich niederzulassen und Ackerbau zu treiben, aber immer noch stark vom Erfolg der Jagd abhängig waren, sahen sich vor die Wahl gestellt: Verhungern oder im Verzweiflungskampf fallen. Die meisten zogen das zweite vor.

Einer der rührigsten Führer war Machpiya Luta (Rote Wolke), ein Häuptling der Oglalla, geboren Anfang 1822 am Platte Fork. Er gehörte zum Schlangenclan und war der Sohn eines einfachen Kriegers. Das Jahr seiner Geburt war ein Unglücksjahr für die Oglalla; sie lernten den Schnaps kennen. Machpiya Lutas Vater starb bald am Delirium tremens. Im Jahr 1841 trat ein Ereignis ein, das dem jungen Mann mit noch furchtbarerer Deutlichkeit die Gefahr offenbarte, die seinem Volk und seiner Rasse von dem „Minni wakang schitscha“ (Wasser des bösen Geistes) drohte. Die Oglalla lagerten am Chug Creek und waren auf irgendeine Weise, wahrscheinlich durch gewissenlose Händler, in den Besitz einer großen Menge **[299]** Schnaps gelangt. Es entstand ein Gelage und eine allgemeine, blutige Schlägerei. Der Bruder von Rote Wolke wurde dabei getötet und er selber erschlug drei andre Oglalla dafür. Der Stamm spaltete sich daraufhin in zwei Abteilungen.

So kann es nicht wundernehmen, daß der einsichtsvolle Mann ein scharfer Alkoholgegner wurde. Durch Klugheit, Tapferkeit und wahrhaft ciceronianische Beredsamkeit brachte er es bald zu solchem Einfluß, daß das Hauptmitglied der erbberechtigten Häuptlingsfamilie, der um 7 Jahre ältere Tashunka kokipapi (= „Sie fürchten sogar seine Perde“) und auch später dessen Sohn gleichen Namens sich ihm als Führer unterstellten. Die Bezeichnung ‚Rote Wolke‘ erhielt er wahrscheinlich erst, als er sich schon als Führer ausgezeichnet hatte; die Indianer sagen, weil seine zahlreichen, durchweg in scharlachrote Wolldecken gekleideten Krieger wie eine Wolke die Hügel bedeckten.

Am 26. Mai 1864 hatten sich die letzten Truppen der Südstaaten ergeben, der Bürgerkrieg war damit zu Ende. Der Bau der schon lange begonnenen Pacificbahn wurde jetzt mit Macht fortgesetzt; 1865 nahm man den Bahnbau nach Westen von Omaha aus auf.

Da wurde in Montana Gold entdeckt und die Regierung beschloß, von Fort Laramie aus eine Straße am Pulverfluß nach der Goldgegend anzulegen. Rote Wolke erhob Einspruch dagegen, weil er mit Recht fürchtete, daß durch den mit Sicherheit zu erwartenden Einwandererstrom eine Entsittlichung seines Volkes stattfinden würde und, was wohl ebenso wichtig war, daß der letzte gute Büffeljagdgrund, den die Nordprärie-Indianer noch besaßen, zerstört werden würde. Seine Vorhaltungen halfen nichts. Truppen wurden **[300]** ausgesandt, um den Wegbau zu beginnen. Rote Wolke, der das Vergebliche seines bisher friedlichen Benehmens sah, griff mit einer starken Abteilung Oglalla und verbündeter Cheyenne die Truppen auf und hielt sie ungefähr vierzehn Tage lang gefangen. Er hatte nicht die geringste Absicht, Blut zu vergießen, und als er merkte, daß er seine jungen Feuerköpfe nicht mehr lange abhalten könne, die Gefangenen niederzumetzeln, entließ er sie. Die Regierung schickte im Herbst desselben Jahres (1865) Beauftragte, um mit den Oglalla wegen der Erlaubnis zum Straßenbau zu verhandeln. Diese Gesandtschaft mußte unverrichteter Sache umkehren, denn Rote Wolke verbot seinen Leuten, sich mit ihr einzulassen und kam auch selbst nicht zur Versammlung.

Am 30. Juni 1866 fand eine zweite große Beratung in Fort Laramie statt. Diesmal erschien Rote Wolke und verweigerte abermals die Erlaubnis zum Straßenbau. Noch während er sprach, traf eine starke Truppenabteilung unter General [Henry Beebee] Carrington ein. Der Häuptling unterbrach seine Rede und fragte, was das zu bedeuten habe. Als er erfuhr, daß die Soldaten gekommen seien, um Forts zu errichten

und die Straße anzulegen, brach er die Verhandlungen ab, ergriff sein Gewehr und verließ nach einer letzten trotzigen Warnung mit seiner ganzen Gefolgschaft die Sitzung.

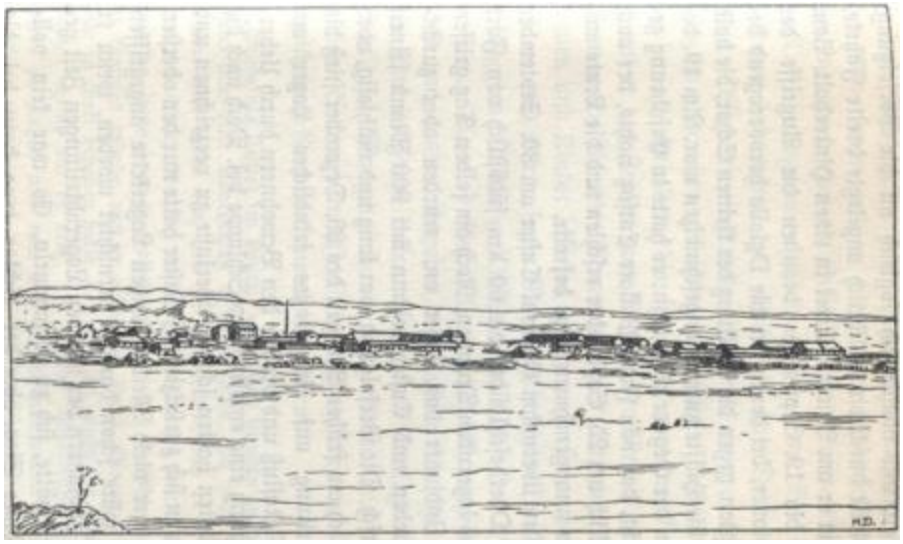
Carrington begann, seinen Auftrag auszuführen. Er stellte das halb zerfallene Fort Reno am Pulverfluß wieder her und baute die Forts C. F. Smith und Phil Kearny. Rote Wolke sah mit wachsender Besorgnis den Fortschritt der Arbeiten. Noch einmal versuchte er eine Lösung der Frage auf gütlichem Weg und legte bei Carrington selbst Verwahrung ein. Es war vergebens.

[301] Jetzt begann der Krieg. In kurzem belagerte der kühne Häuptling an der Spitze von etwa 2000 Kriegern zunächst die Truppen bei Fort Phil Kearney, wo etwa 5 Kompanien standen. Er hatte seinen Plan scharf durchdacht. Das Fort befand sich etwa auf der Mitte der vorgesehenen Straße und wenn es ihm glückte, es zu zerstören, so war der Bau in Frage gestellt. Bei der großen Zahl seiner Krieger, und gestützt von tüchtigen Unterführern, wie den Oglallas Shunka Luta und Mato Ingyang sowie dem Unkpapa Ite o magashu war es für ihn nicht schwer, das Fort und die Besatzung vollständig einzuschließen. Keine Ladung Heu oder Holz konnte ohne starke bewaffnete Begleitung eingebracht werden.

Eine Belagerung war jedoch eine ungewohnte Sache für die Indianer, und Rote Wolke beschloß, einen Hauptstreich zu führen.

Am 6. Dezember 1866 wurde eine Abteilung Soldaten, die Holz einholen sollte, überfallen und konnte sich nur mit Mühe in das Fort retten. Am 21. Dezember rückte eine andre Abteilung von 15 Mann aus, um wieder Holz zu holen, und wurde ebenfalls angegriffen. Oberst [Captain William Judd] Fetterman eilte ihnen mit 81 Mann zu Hilfe, fiel aber in einen Hinterhalt und wurde mit seiner ganzen Truppe niedergemacht[81]. Rote Wolke hielt nun die Straße vollkommen gesperrt, nicht ein einziger Wagen kam durch. Am 1. August 1867 fand wiederum ein Kampf nahe beim Fort statt.

Die Regierung erachtete es jetzt doch für geraten, mit dem Feind zu verhandeln. Rote Wolke verlangte Entfernung der Besatzung aus den drei Forts und **[302]** Aufgabe der Straße. Nach langen Besprechungen in Fort Sully, Thompson und verschiedenen andern Plätzen sah sich die Regierung gezwungen, darauf einzugehen: der tapfere Häuptling unterzeichnete am **[303]** 6. November 1868 den Vertrag von Fort Laramie, nachdem die Truppen tatsächlich zurückgezogen waren. Er hatte einen vollständigen Sieg errungen und lebte fortan wirklich in Frieden mit den Weißen.



Fort Laramie im Sommer 1868. Im Vordergrund der fast vollständig trockene Plattefluß

[304] Während nun in den Nordprärien verhältnismäßig Ruhe herrschte, tobte im Süden der Kampf mit unverminderter Heftigkeit weiter. Alle möglichen Stämme, auch Oglalla, waren dabei beteiligt. Die Regierung sandte General [Winfield Scott] Hancock, um die Indianer zu Paaren zu treiben. Es war jedoch keine einfache

[81] „In weniger Zeit als nötig ist, eine kleine Bisonherde zu vernichten“, erklärte Ite o magashu (Rain-in-the-face, Regengesicht). [Fetterman war Captain, der Dienstgrad Lieutenant Colonel aus der Zeit des Bürgerkriegs galt nicht mehr.]

Aufgabe. Hancock hatte im ganzen 1400 Mann, Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengezogen. General [George Armstrong] Custer stand ihm als Unterführer zur Seite. Die Kämpfe Anfang 1868 zeigten, daß die Indianer in der besseren, d. h. wärmeren Jahreszeit zu beweglich waren, als daß man auf einen wirklichen Sieg rechnen durfte. Wohl hatte General Hancock 1867 einen gewissen Erfolg zu verzeichnen, aber mit dem Frühjahr 1868 waren die Indianer von neuem auf dem Kriegspfad und das gleiche Spiel wiederholte sich, man konnte sie nie richtig fassen. Nun wurde General [Philip Henry] Sheridan mit der Oberleitung beauftragt und Custer wurde auch ihm beigegeben. Die Offiziere hatten eingesehen, daß im Sommer nichts gegen die Indianer zu machen war, und bereiteten einen Winterfeldzug vor.

Im Herbst beauftragte Sheridan den General [Lt. Col. Alfred H.] Sully mit einem Zug gegen die Indianer in der Gegend des Cimarron. Sully zeigte sich als unfähig für die ihm gestellte Aufgabe. Er marschierte am 1. September von Fort Dodge ab, stieß am folgenden Tag mit dem Gegner am Cimarron zusammen und wurde von ihm zurückgetrieben. Schon am 3. September traf er wieder in Fort Dodge ein, sozusagen bis an die Palisaden verfolgt vom Feind, der die Soldaten ständig beschoß und mit Spott- und Hohnreden überschüttete.

Um dieselbe Zeit hatte General [George Alexander] Forsyth eine Truppe von 50 auserlesenen, berittenen Freiwilligen **[305]** zusammengestellt, mit denen er am 6. September in Fort Wallace ankam. Dort erhielt er die Nachricht, daß Indianer bei dem Ort Sheridan, etwa 130 km südwestlich von Wallace, einen Wagenzug überfallen **[306]** hatten, und machte sich sogleich an die Verfolgung. Verlockt durch die absichtlich angelegte breite Fährte, geriet er am Aricaree Creek in einen Hinterhalt. Vom 17. bis 19. September brausten die Angriffe der Indianer, bei denen sich die Oglalla hervorragend betätigten, gegen die Stellung der kleinen Schar, die bald auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Am 19. begann der Gegner abzuziehen: er hatte in Erfahrung gebracht, daß von Fort Wallace Entsatz nahte, der auch wirklich am 25. September erschien und die Leute aus ihrer unangenehmen Lage befreite.

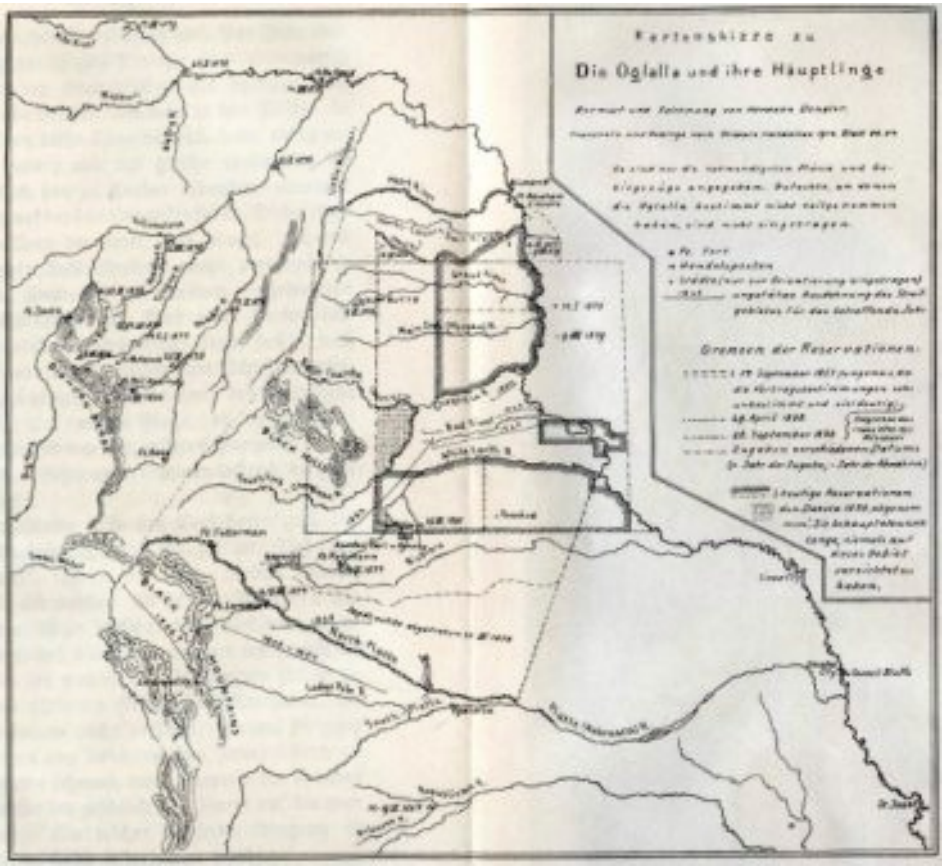
Nun übernahm General Custer am 30. September den Oberbefehl über die 60 km südöstlich von Fort Hays lagernden Truppen. Noch am selben Tag griffen die Indianer das Lager an, wurden aber zurückgetrieben und Custer begann mit 900 Mann seinen Marsch. Die Verfolgung war lang und mühselig, aber endlich am frühen Morgen des 28. Dezember stieß die Abteilung auf ein großes feindliches Lager am Washitafluß und brachte den Bewohnern durch Ueberraschung eine empfindliche Schlappe bei. Doch auch die Soldaten hatten schwere Verluste zu verzeichnen und mußten sich zurückziehen; Custer hatte nur den obersten Teil der viele Meilen langen Lagerkette angegriffen und wäre schon damals vernichtet worden, wenn er den Indianern der unteren Lagerabteilungen Zeit gelassen hätte, sich zu versammeln. Es war kein vollständiger Sieg, aber der Schlag trug dazu bei, die Indianer zum Frieden geneigt zu machen, der bald am Sweetwater-Fluß geschlossen wurde.

General Custer wird im allgemeinen als tüchtiger Offizier mit hervorragenden menschlichen Eigenschaften geschildert. Erst in jüngster Zeit bekannt gewordene **[307]** Aussagen von Indianern beleuchten ihn aber von etwas andrer Seite; der Ueberfall am Washita war danach ein Stück, das an Verräterei sich der Tat Chivingtons zur Seite stellen kann. Wie die Indianer behaupten, war Custer in das Dorf mit einigen Offizieren eingeritten, hatte mit einigen roten Kriegern gesprochen und ihnen die Hände geschüttelt und sie so hingehalten, bis sein Regiment nachkam, worauf er das Zeichen zum Beginn der Metzelei gab. „Er war ein schlechter Mann und ein Lügner, und Frauen und Kinder schliefen ruhiger, als sie wußten, daß er tot war“, sagte Regengesicht später. (*Eli L. Huggins: Custer and Rain in the face*. In: *The American Mercury Vol. IX, p. 342*.) Regengesicht macht noch andere Angaben, die Custers Wahrheitsliebe stark in Frage stellen. Auch eine Aussage des Häuptlings Wangmni ho washte (Adler mit der schönen Stimme) rechtfertigt Regengesichts zweite Bezeichnung für den General. Er gibt an:

„Grade als Custer im Begriff war, Fort Lincoln zu verlassen, kam eine Abordnung Siouxindianer. Ich war der Führer. Wir baten ihn, uns zu versprechen, daß er nicht gegen die Sioux kämpfen wolle. Er versprach es und wir baten ihn, seine Hand zu Gott zu erheben, daß er nicht gegen uns kämpfen würde, und er erhob die Hand. Als er seine Hand zu Gott erhoben hatte, daß er nicht gegen die Sioux kämpfen wolle, bat er mich, mit meiner Abordnung nach Westen zu ziehen und nach den herumschweifenden Sioux zu forschen und ihnen zu melden, daß sie in die Reservation zurückkehren sollen; er wolle ihnen Nahrung, Pferde und Kleidung geben. Bald nachdem wir diese Unterredung gehabt hatten, verließ er die Agentur und wir hörten, daß er gegen die Indianer gekämpft habe und daß er und alle seine Männer getötet worden waren. Wenn Custer uns Zeit gelassen hätte – wäre er nicht verloren gewesen …“

„Als Reservation (Schutzgebiet) der Sioux setzen die Vereinigten Staaten das Land mit folgenden Grenzen fest: Beginnend an der Ostseite des Missouri an dem Schnittpunkt der 46. Breitengrads; von hier längs der Marke des niedrigsten Wasserstandes auf der Ostseite den Fluß hinab bis zur Nordgrenze des Staates Nebraska; auf dieser Nordgrenze entlang bis zum 104. Längengrad; auf diesem nordwärts bis zum 46. Breitengerad; darauf entlang bis zum Ausgangspunkt am Missouri.

Die in Frage kommenden Indianer geben alle Rechte auf das außerhalb dieser Grenzen liegende Land auf, behalten jedoch das Recht, auf dem Land nördlich des Platte und am Republican Fork des Smoky Hill River solange zu jagen, als genügend Büffel vorhanden sind, die Jagd zu rechtfertigen. Das Land nördlich des Platte und östlich der Höhe der Bighornberge ist als nicht abgetretenes Indianerland zu betrachten.“



So lauteten die wichtigsten Bestimmungen des Vertrags vom 29. April 1868. Den Indianern stand also das Recht zu, außerhalb des Schutzgebietes zu jagen. Ferner waren sie berechtigt, Eindringlinge hinauszuwerfen, gegebenenfalls mit Gewalt.

Soweit schien alles in Ordnung. Aber die Vereinigten Staaten hatten nicht mit zwei sehr wichtigen Punkten gerechnet. Einmal ist es sehr schwer, selbst für einen Häuptling vom Einfluß Machpiya Lutas, eine Gesellschaft junger Leute, die jahrelang Krieg geführt haben, nun mit einem Schlag im Zaum zu halten; sodann hatte die Regierung nicht die Verrohung und Habgier der weißen Bevölkerung und ihrer eigenen Beamten **[309]** in Berechnung gezogen. Kleinigkeiten genügten der anglo-amerikanischen Bevölkerung, Recht und Anstand beiseite zu werfen und den Vertrag als wertlosen Papierfetzen zu betrachten.

Mit der Bestätigung dieses berüchtigten Vertrags begann die traurige Reservationsperiode, die Zeit der A g e n t u r e n . Für jedes Schutzgebiet waren eine oder mehrere solcher schöner Einrichtungen vorgesehen. Als Bezahlung für das abgetretene Land und Ersatz für die stark eingeschränkte Jagd sollten die Indianer durch die Agenturen die ihnen vertraglich zustehenden Lebensmittel bekommen. Die meisten Agenten nützten ihre Stellung schamlos aus, betrogen ihre Schutzbefohlenen und häufig auch die Regierung und zogen sich meist nach wenigen Jahren trotz ihres dürftigen Jahresgehalts (1000 bis 1500 Dollar) als

wohlhabende Leute zurück. Die Betrügereien waren offenkundig; oft beschwerten sich die Indianer; die Regierung und ihre Vertreter nahmen jedoch meist die Spitzbuben gegen die Betrogenen in Schutz. Selbst General Custer, ein so rechtlich denkender Mann, wie man es überhaupt von einem amerikanischen Militär damaliger Zeit in Hinsicht auf die rote Rasse verlangen konnte, nahm einmal bei einer Beratung die Agenten in Schutz, erhielt aber vom gegnerischen Redner eine sehr kräftige Abfuhr[82].

[310] Die Red Cloud Agentur lag außerhalb der Reservation bei Fort Robinson in Nebraska auf „unabgetretenem Indianerland". Rote Wolke gelang es lange Zeit, seine Leute im Zaum zu halten, aber er hatte keine Macht über den anderen Trupp der Oglalla, der sich seinerzeit von der Hauptabteilung getrennt hatte. Shunka wakang (Crazy Horse)[83]) trieb sich mit seinen Anhängern bei den kriegerischen Cheyenne im Norden umher. Es kam ständig zu kleinen Reibereien. Die Regierung tat nun noch das ihrige; unter völliger Mißachtung der Vertragsbestimmungen sandte sie große, militärische Forschungsunternehmungen durch das Schutzgebiet. General Custer war inzwischen mit dem 7. Kavallerieregiment von Elisabethtown in Kentucky nach Fort Abraham Lincoln (früher Fort McKeen) am Missouri versetzt worden.

Eine andre Ursache zu Streitigkeiten boten die beim Heer angestellten Indianerscouts; sie waren die Quelle vielen Uebels. Die Scouts in Fort Abraham Lincoln gehörten zum Volk der Ariccaree (Arikari), Erbfeinden der Dakota. Durch Blattern und Kriege furchtbar zusammengeschmolzen, fristeten die Reste des Stammes ihr Dasein als Heereskundschafter. Sie bildeten für die Dakota den Gegenstand wütender Angriffe auf Fort Lincoln und die Truppenzüge. Diese **[311]** Ueberfälle bildeten ihrerseits wieder für die Gegner der roten Rasse einen willkommenen Anlaß, über die „Feindlichen" mit Wort und Tat herzufallen.

Die Lage spitzte sich immer mehr zu. Die Betrügereien der Agenten wurden von Tag zu Tag unverschämter. Wenn man die Geschichte jener Zeit überprüft, bekommt man den Eindruck, daß die Regierung entweder völlig mit Blindheit geschlagen war oder geradezu auf einen neuen Krieg hinarbeitete. Durch die Forschungsunternehmungen[84] war festgestellt worden, daß besonders die Gegend der Black Hills reich sei an Holz, Wasser, Weidegründen und – Gold! Selbst wenn die andern Reichtümer wenig Eindruck gemacht hätten, das Wort Gold allein wäre genügend gewesen, die Abenteurer und zweifelhaften Angehörigen der Grenzbevölkerung in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Ein Strom gesetzloser Gesellen begann unter Mißachtung des feierlich geschlossenen Vertrags ins „Schutzgebiet" einzudringen[85]. Die Regierung selbst war ja mit „gutem" Beispiel vorangegangen. Heftige Zusammenstöße mit den Indianern folgten. Die Zeitungen berichteten über haarsträubende Schandtaten der „roten Teufel"; die noch schlimmern Greuel **[312]** der gesetzwidrigen Eindringlinge – in den Zeitungen friedliche Ansiedler genannt – wurden weislich verschwiegen oder als „Heldentaten" gefeiert.

Die Hauptführer der nördlichen Stämme, die am meisten unter diesen Zuständen zu leiden hatten, waren die Unkpapas Sitting Bull, Pizi (= Galle); der Oglalla Schunka wakang (Tolles Pferd); der Oohenongpa Toka hinchpiya (= „Feinde macht er fliehen") und die Cheyenneführer Nigho Highez (Tapferer Bär) und Ishagi nishus (Zwei Monde). Sitting Bull war zwar kein Kriegsführer, aber ein Sehen und Prophet von fast unbegrenztem Einfluß.

Rote Wolke hatte sich in dieser Zeit redlich bemüht, seine Leute in Ordnung und Frieden zu halten, allein seine Bestrebungen scheiterten schließlich an der Unredlichkeit der Regierung und ihrer Beamten. Die Lebensmittel, die dem „roten Mann" vertragsgemäß zustanden, waren von schlechtester Beschaffenheit. Allmählich verbreitete sich eine dumpfe, aber wohl begreifliche Erbitterung unter den Indianern. Ihre

---

[82] Ueber die Rechtlichkeit Custers siehe weiter oben. Bei einer Beratung in Fort Abraham Lincoln 1873 warf der indianische Redner, der Unkpapa Tatoke iyanke (Rennende Antilope) den Agenten Betrügereien vor. Custer unterbrach den Sprecher – nach indianischer Auffassung eine grobe Unhöflichkeit – und ließ ihm sagen, der Große Vater wähle nur gute Männer als Agenten. „Möglich, daß der Große Vater nur gute Männer wählt, wie Sie sagen", erwiderte Tatoke iyanke schlagfertig, „bis sie aber zu uns herauskommen, sind lauter verdammte Spitzbuben draus geworden".

[83] Eigentlich: Shuktanka wakang. Shuktanka = Pferd, ist zusammengezogen aus Shunka tanka = großer Hund. Die Dakota gebrauchen jedoch häufig, besonders bei Eigennamen, nur die Form Shunka für Pferd, z. B. Washitschung taschunka (="Weiße sein Pferd") = Amerikanerpferd.

[84] Die größten und wichtigsten Expeditionen sind: 1873 Capt. [Sanford C.] Kellog[g] vom 5. Kavallerieregiment mit 34 Offizieren, 537 Mann, 25 Indianerscouts, 150 Fuhrleuten, 47 Ingenieuren; Custer mit dem 7. Kavallerieregiment. 1874 Custer mit seinem Regiment. 1875 Colonel Richard Irving Dodge mit 6 Kompanien Kavallerie und 2 Kompanien Infanterie als Begleitung für eine geologische Unternehmung.

[85] Die Regierung machte einige schwache Versuche, diesem widerrechtlichen Eindringen zu steuern, aber ihre Maßnahmen blieben gänzlich unwirksam.

Bemühungen, „den Weg des weißen Mannes zu gehen“, wurden von eben diesem weißen Mann oft zunichte gemacht. Im Frühjahr 1870 deuteten schon alle Anzeichen auf einen neuen Indianerkrieg. Im Januar hatte Oberst [Major Eugene] Baker auf recht unsichere Beweise von Räubereien hin das Lager des Paikanni-Häuptlings Redhorn (Rothorn) [Piegan Heavy Runner] überfallen und an zweihundert meist schwerkranke Leute, Frauen und Kinder niedergemacht [Marias Massacre]. Diese Untat verbreitete eine wilde Erregung unter den Stämmen, wie seinerzeit das Sandcreekgemetzel und Custers Ueberfall auf das Lager am Washita. Die Regierung wurde nun doch besorgt – ein Indianerkrieg riß eben immer ein ziemliches Loch **[313]** in den Staatssäckel – und sandte Truppen an den Missouri. Da schlug der New Yorker B.[Benjamin] Tatham dem Sekretär des Innern vor, Rote Wolke mit seinen Häuptlingen zu einer Besprechung nach New York einzuladen. Noch während der Sekretär diesen Vorschlag erwog, erhielt man von Oberst [Alexander] Chambers, dem befehligenden Offizier von Fort Fetterman, ein Telegramm, in dem mitgeteilt wurde, daß Rote Wolke selbst um die Erlaubnis gebeten habe, nach Washington zu reisen, um den Großen Vater (Präsident [Ulysses Simpson Grant]) persönlich zu sprechen.

Augenblicklich traf man Anordnungen für die Reise und am 1. Juni 1870 erschien der große Führer in Washington. Shingte Gleshka mit vier Sitschangu-Häuptlingen war einige Tage zuvor angekommen. Am 8. Juni fand eine große Zusammenkunft statt. Die Indianer brachten bittere Klagen vor. Die hochmütigen Amerikaner waren erstaunt. Sie hatten ungebildete, rohe Wilde erwartet, statt dessen stand in Rote Wolke ein indianischer Domesthenes vor ihnen, der ungeschminkt die Wahrheit sagte und ihnen manch bittere Pille zu schlucken gab. Unter anderem führte er aus:

„Ich bin hierhergekommen, um meinem Großen Vater zu sagen, was ich nicht in meinem Land haben will. Die Männer, die der Große Vater zu uns sendet, haben keinen Verstand, kein Herz. Weiße Leute durchziehen mein Gebiet; ich habe nicht gewünscht, was in meinem Land geschah und nicht darum gebeten. Vater, hast du oder einer deiner Freunde hier Kinder? Willst du sie großziehen? Sieh her, ich bin gekommen mit allen diesen jungen Leuten. Sie alle haben Kinder und wollen sie großziehen. Nun haben deine weißen Kinder mich umringt und mir nichts als eine Insel gelassen. Im Anfang, als wir dieses Land besaßen, waren wir stark, jetzt schmelzen wir dahin wie der Schnee am Hügelabhang, während **[314]** ihr gewachsen seid wie das Gras im Frühling. Ich bin nun einen weiten Weg zu meines Großen Vaters Haus gekommen: siehe, ob ich Blut hinter mir ließ! Wenn der weiße Mann in mein Land zieht, läßt er eine blutige Spur zurück. Nimm Fort Fetterman weg, dann wird es keine Unruhen mehr geben! Ich habe zwei Berge in meinem Land, die Black Hills und die Big Horn Berge, und ich will nicht, daß der Große Vater Wege durch sie baut. Dies alles habe ich schon dreimal gesagt; nun bin ich hierher geeilt, um es zum vierten Mal vorzubringen. – Wenn du Waren zu uns sendest, werden sie unterwegs gestohlen; kaum eine Handvoll erreicht uns. – Ich weiß, die Leute, die du zu uns sendest, sind alle Lügner. Bis heute habe ich keine Bezahlung für mein Land erhalten, noch nicht einmal einen Messingring.“

Nach Rote Wolke sprach Mato tschikalang (Kleiner Bär):

„Ich habe dir wenig zu sagen, Vater. Sieh meine Verwandten an, sie leben am Missouri! Die Weißen sagten mir, ich solle Landwirtschaft treiben; ich hörte auf sie und tat es. Ich dachte, das sei gut für mich, aber ich fand, daß die Weißen mir das nur rieten, um mich zum Narren zu halten und umzubringen. Mehrere Jahre habe ich Landwirtschaft getrieben. Im Frühling erklärte nun der befehlshabende Offizier, ich könne auf die Jagd gehen und in einem Tipi wohnen. Ich freute mich darüber und zog aus. Auf dem Rückweg nach Fort Laramie lagerte ich bei der Brücke; da erhielt ich den Befehl, kein Korn mehr zu bauen und man schoß nach mir.“

Bei diesen Worten riß Kleiner Bär seine Decke weg und rief, mit dem Finger auf eine Kugelnarbe an seiner Seite zeigend:

„Das war mein Lohn für meinen Versuch, ein friedlicher Bauer zu werden! Mein Vertrauen ist dahin, ich fürchte, sie spielen mir die gleichen Streiche wieder. Als meine Kinder von der Jagd zurückkehrten, wurden sie am Plattefluß wie Hunde niedergeschossen. Ich höre willig, wenn ihr von Landwirtschaft redet, aber an den Missouri will ich nicht ziehen, denn jeden Tag vernehmen wir, daß zehn bis fünfzehn unsrer **[315]** Leute dort gestorben sind; das Klima sagt uns nicht zu. Das ist alles, was ich vorzubringen habe.“

Die ganze erschütternde Geschichte der Indianer, die den Versuch machten, den Weg der Weißen zu gehen, liegt in diesen Worten. Man hatte sie tatsächlich von ihren kleinen Farmen weggelockt, um behaupten zu können: „Seht, die taugen nichts, sie haben keine Ausdauer.“

Die Amerikaner bekamen aber in diesen Tagen nicht nur große Worte, sondern auch beißenden Spott zu hören. Die roten Krieger besuchten New York und hielten dort von der Tribüne des Cooper-Instituts herab

öffentliche Reden. Auch hier sprach Rote Wolke als erster. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Nach ihm folgte Shunka Luta (Rothund), ein großer, etwas beleibter Mann. Er deutete auf eine Anzahl Indianer:

„Seht, dies sind meine jungen Männer! Sie sind alle arm, denn sie sind ehrlich. Seht mich an: als der Große Vater zum erstenmal seine Leute zu uns sandte, war ich klein und mager. Jetzt bin ich groß, stark und fett. Das kommt daher, weil man so viele Schwindler zu uns sandte, die mich mit ihren Lügen vollstopften!“

*

Nach längeren Verhandlungen, die zur Zufriedenheit auf beiden Seiten abschlossen, kehrten die Indianer wieder nach ihrem Land zurück. Die Zeitungen von Cheyenne City und Laramie hatten den Ausbruch eines Indianerkriegs nach der Rückkehr der Häuptlinge vorherverkündet, sich aber als schlechte Wahrsager erwiesen. Rote Wolke hielt, was er versprochen hatte, er berief Ratsversammlungen und arbeitete für den Frieden. Im Oktober 1870 traf eine Abordnung von Washington ein, deren Vorsitzender **[316]** ein gewisser Felix R.[Reville] Brunot war, ein geriebener Heuchler, der unter der Maske der Ehrbarkeit und Frömmigkeit nicht nur die Sioux, sondern auch andere Indianerstämme betrog. Raummangel verbietet, näher auf seine Handlungsweise einzugehen. Es kam bei den Beratungen zu stürmischen Auftritten. Shunka Luta hatte zu sprechen begonnen und forderte den Dolmetscher, einen gewissen Pallarday, auf, zu übersetzen. Pallarday hatte kaum angefangen, als ein junger Krieger, Mato Iyotanka (Niederkauernder Grislybär), mit einer Kriegskeule in der Hand aufsprang, den Dolmetscher an der Schulter packte und ihm barsch verbot zu sprechen, er gehöre an den Missouri. Die ganze Versammlung geriet in größte Bestürzung, während Pallarday sich bleich zurückzog. Der Oglalla Oò Tschikalang (Kleine Wunde), ein Unterführer von Rote Wolke, erklärte:

„Mato Iyotanka hat recht, 1868 war Pallarday Dolmetscher am Missouri; er war die Ursache, daß wir dorthin gehen mußten zu den Verhandlungen, wo er uns betrog. Er soll machen, daß er fortkommt von hier nach dem Missouri.“

Schließlich wußte Brunot die Verhandlungen doch zu einem befriedigenden Ende zu bringen, hauptsächlich dadurch, daß er am 7. Oktober den Indianern die ihnen zustehenden Waren vollständig und in guter Beschaffenheit übergab.

Längere Zeit schien nun alles gut, die Stämme hielten sich friedlich. Rote Wolke hatte keinen leichten Standpunkt. Das weiße Gesindel, das sich im Bahngebiet an der Grenze und widerrechtlicherweise im Schutzgebiet umhertrieb, hätte die Geduld eines Engels auf die härteste Probe gestellt. Der Häuptling hatte sich z. B. bei den Verhandlungen für einen gewissen **[317]** John Richard verwendet. Dieser hatte einen Soldaten im Streit erschossen und war zu den Indianern geflüchtet. Die dort genossene Gastfreundschaft vergalt er später damit, daß er den Oglalla Mato si (Gelber Bär) in dessen eignem Tipi niederknallte; er wurde jedoch von den erbosten Indianern sofort getötet. Auch Leute von den nördlichen kriegerischen Banden trieben sich umher und begingen verschiedene Uebeltaten.

1872 machte Rote Wolke abermals eine Reise nach Washington und erhielt bei dieser Gelegenheit von Präsidenten Grant persönlich eine große, silberne Denkmünze für seine Friedensarbeit.

Selbst Gewalttätigkeiten der Weißen vermochten ihn und seine Anhänger nicht von ihrer auf Frieden wirkenden Tätigkeit abzubringen. Im Dezember 1872 ermordeten weiße Jäger den Häuptling Schoschó (Pfeifer) und zwei Oglalla, die sich am Republican River zur Jagd aufhielten. Ein guter Beweis für die wirkliche Friedensliebe der Indianer ist, daß sie auf die Bestrafung des einen der Mörder, der gefangen worden war, verzichteten, um keine Mißstimmigkeit herbeizuführen.

Die Regierung hatte wohl wirklich guten Willen, verfiel aber wieder in ihren alten Fehler und war nicht vorsichtig genug bei der Auswahl ihrer Beamten. Einer ihrer größten Mißgriffe war die Bestellung des Dr. [John J.] Saville zum Leiter der Red Cloud Agentur.

6. Sitting Bull

Im März 1875 erschien ein Professor O. C.[Othniel Charles] Marsh vom Yale-College vor der Gesellschaft der Indianerkommissäre in New York und übergab einige Proben **[318]** von völlig ungeeigneten Nahrungsmitteln, die er von Häuptlingen bekommen hatte. Professor Marsh war im November 1874 auf einer wissenschaftlichen Unternehmung in die „Bad Lands“ begriffen gewesen, aber von den Indianern, die augenscheinlich aufgeregt waren, eine Zeitlang aufgehalten worden. Dadurch bekam er Gelegenheit, die Zustände auf der Agentur zu prüfen und das schienen die roten Krieger beabsichtigt zu haben. Machpiya

Luta und Shunka Luta hatten ihm dann die Proben übergeben mit der Bitte, sie an zuständiger Stelle vorzulegen. Dies geschah, aber anscheinend ohne irgendeinen Erfolg. Professor Marsh, dem das Schicksal der Eingeborenen nahe ging, griff nun zu stärkeren Mitteln.

Mitte Juli erhielt der Sekretär des Innern, Columbus Delano, ein Flugblatt, enthaltend zwei Briefe des Professor Marsh an den Präsidenten. Marsh hatte unmittelbar nach Absendung der Urschriften eine Abschrift davon dem Präsidenten der New York Tribune übergeben, von dem der Wortlaut schleunigst veröffentlicht wurde. So kam es, daß das Volk noch vor dem Präsidenten die Sache erfuhr. In beiden Briefen waren die unhaltbaren Zustände auf der Red Cloud Agentur beleuchtet.

Schon 1873 hatte man auf Gerüchte von den traurigen Verhältnissen einen Herrn Samuel Walker nach der Red Cloud Agentur zur Untersuchung gesandt; er machte unterm 6. Dezember 1873 seinen Bericht, der geradezu vernichtend für die Verwaltung war. Der schon erwähnte Brunot verschleppte diese Darstellung, bis der Sekretär des Innern sie im Februar 1874 anforderte. Darauf wurde eine Abordnung **[319]** unter Bischof [William Hobart] Hare ernannt. Saville verstand es, diesen Leuten Sand in die Augen zu streuen; die Angaben der Abgeordneten lauteten günstig für ihn, und Walkers Bericht wurde beiseite gelegt. Die Sache schlief damit ein, bis durch Professor Marshs Flugblatt die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit erregt wurde. Nun wurde eine Sonderabordnung ernannt. Diese untersuchte die Sache gründlich, und 1875 erschien eine über 900 Seiten starke Schrift, derzufolge die Zustände einfach unhaltbar waren. Agent Dr. Saville erscheint als ein für sein Amt ganz ungeeigneter Mensch, der Regierung und Indianer mit rührender Unparteilichkeit betrog; er war nervös, taktlos und geschwätzig. Die Indianer hatten durch seine Schuld schlimm unter Hunger und ungenügender Kleidung zu leiden[86].

Sie wurden erbittert und diese Erbitterung stieg immer mehr. Wahrscheinlich auch aufgestachelt durch nördliche Stammesgenossen taten sich mehrere Trupps Oglalla zusammen und zogen südwärts auf Raub aus, richteten aber wenig Schaden an. Es kam auch zu Tätlichkeiten auf der Agentur. Frank D. Appleton, ein Agenturschreiber, wurde von einem Oglalla innerhalb der Palisaden erschossen; warum, ist nicht festzustellen. Savilles Berichte sind oberflächlich und zerfahren; er selber machte noch einen dummen Streich. Er wollte im Hof der Agentur eine Fahne aufpflanzen; **[320]** die Oglalla, die deswegen annahmen, daß die Agentur in einen Militärposten verwandelt werden sollte, drangen in den Hof und hackten die Fahnenstange zusammen. Saville verlor den Kopf und rief Truppen zu Hilfe. Leutnant [Emmet] Crawford eilte mit 20 Reitern herbei und konnte die Indianer durch vernünftige Worte beruhigen, wobei ihn mehrere ältere Häuptlinge unterstützten. Crawford zog wieder ab. Auf dem Militärposten war man natürlich ärgerlich, weil Saville wegen solch lächerlicher Kleinigkeit Soldaten gerufen hatte, anstatt einfach die Fahne wegzulassen.

Rote Wolke reiste in diesem Sommer zum drittenmal nach Washington und brachte Klagen vor. Die Beauftragten der Regierung waren gegen ihn, konnten aber den Lauf der Dinge doch nicht mehr aufhalten und Saville wurde noch 1875 abberufen, ebenso Delano; den Indianern wurden Versprechungen gemacht, aber wie gewöhnlich nicht gehalten. Ihre Erbitterung wurde gesteigert durch das Eindringen der Weißen in die Black Hills, zu deren Verkauf man die Indianer zu bewegen suchte. Der Sitschanguhäuptling Shingte Gleshka unternahm es, den Wert des fraglichen Landes festzustellen; als indianischer Bummler verkleidet trieb er sich in den Goldgräberlagern umher. Auf seine Berichte hin verlangten die Dakota eine Million Dollar; die Regierung antwortete mit einem Angebot von 125 000 Dollar; die Zinsen dieser Summe sollten den Indianern alljährlich in Form von Waren ausbezahlt werden. Diese Unverschämtheit schlug aber dem Faß den Boden aus. Rote Wolke konnte seine Leute nicht mehr halten. Ein großer Teil von ihnen zog unter Führung seines eignen Sohnes gleichen Namens (von **[321]** den Amerikanern Jack Red Cloud genannt) nach dem Norden und vereinigte sich mit Sitting Bull und seinen Anhängern.

Nun wurde man in Washington doch stutzig. Die Regierung sah einen Indianerkrieg voraus und machte einen schwachen Versuch, ihn zu vermeiden. Im Anfang 1876 ließ sie den einzelnen Banden bekannt geben, daß jeder Indianer bis 31. Januar in sein Schutzgebiet zurückzukehren habe, widrigenfalls er als Feind betrachtet und behandelt werden würde.

[86] Ein beliebter Kniff war, einen geschlachteten Ochsen so zu spalten, daß das ganze Rückgrat sowie der Hals sich an der einen Hälfte befanden, die andere bestand dann nur aus Bug, Rippen, Bauchwamme und Hinterviertel. Dann wurde die „Halshälfte“ gewogen, das doppelte Gewicht aufgeschrieben und die so ermittelte betrügerische Zahl als Ganzgewicht bei den Verrechnungen zugrunde gelegt.

Bei der Festsetzung dieser Bedingungen hatte man aber das rauhe Winterklima, das ein Reisen fast zur Unmöglichkeit machte, nicht bedacht; gerade in diesem Januar wurden Dakota und Montana von besonders heftigen Schneestürmen heimgesucht. Die große Mehrzahl der „Feindlichen“ war nicht für Krieg; selbst Sitting Bull und sein Anhänger wollten sich nur die Weißen vom Leib halten, um ungestört ihre altes Leben führen, jagen und Feste feiern zu können. Die Regierung aber hielt sich diesmal an die Buchstaben, was sie bei Verträgen mit den Indianern gewöhnlich unterließ; sie trieb ihnen gegenüber meist die bequeme, aber oft recht kostspielige „Bauer-das-ist-ganz-was-anders“-Politik. Als am 31. Januar noch verschiedne Banden außerhalb der Reservation weilten, wurden die Truppen, die unter dem Oberbefehl des Generals Sheridan standen, in Bereitschaft gesetzt und der Krieg begonnen. Am 17. März überfiel Oberst [Joseph Jones] Reynolds das im tiefsten Frieden liegende Lager des Oglallahäuptlings Shunka wakang, der sich mit seinen Leuten auf dem Marsch nach dem Schutzgebiet befand. Eine Anzahl Indianer, meist Frauen **[322]** und Kinder, wurde erschlagen und mehrere hundert Ponys erbeutet, die jedoch den Truppen wenige Tage später während eines Schneesturms von den Indianern wieder abgejagt wurden. So setzte der Krieg von 1876 mit einem Ueberfall auf Indianer ein, die, wie man genau wußte, auf dem Weg zur Reservation waren.

Shunka wakang hatte natürlich jede Lust verloren, sich mit den Weißen friedlich zu stellen, er zog nun südostwärts, um sich mit Sitting Bull zu vereinigen. Bei den Charcoal Buttes am Oberlauf des Little Missouri traf er auf das Lager der „Feindlichen“ unter Sitting Bull. Bald darauf stieß der Cheyennehäuptling Ishagi Nishus (Zwei Monde) zu ihm, der kurz zuvor ebenfalls überfallen worden war, und zwar von Oberst [Ranald Slidell „Bad Hand“] M[a]cKenzie. Das Gefecht war ganz ähnlich wie das mit Shunka wakang verlaufen, auch die Cheyenne erbeuteten wenige Tage nach dem Ueberfall ihre Pferde wieder. Im Mai wanderte die ganze Masse der „Feindlichen“ westwärts.

Als in diesem Monat das Wetter endgültig milder wurde, begann Sheridan seinen Feldzug im großen. Die Truppen sollten von drei Punkten ausgehen. General [John] Gibbon zog von Fort Ellis in Montana ostwärts, [Alfred Howe] Terry und Custer von Fort Abraham Lincoln westwärts und [George] Crook von Fort Fetterman aus nordwärts. Man wollte die Indianer einkreisen und entscheidend schlagen. Am 17. Juni traf Crook am oberen Rosebud River auf den Gegner und mußte sich nach mehrstündigem scharfen Gefecht zurückziehen. Daß es ihm nicht ähnlich ging, wie acht Tage später General Custer, verdankt er nur der Umsicht und Tapferkeit des Krähenindianers Iros-satschidaps (Klapperschlangenmann), **[323]** der einen schwachen Punkt in der Stellung der Indianer entdeckte[87].

Crooks Truppe war schlimm zugerichtet und kehrte nach Fort Fetterman zurück.

Die beiden andern Abteilungen hatten sich inzwischen, ohne auf den Feind zu treffen, an der Mündung des Rosebud River vereinigt. Oberst [Major Marcus Albert] Reno wurde mit sechs Kompanien des 7. Kavallerieregiments auf Kundschaft gesandt und entdeckte die Spur des Gegners, die über die Bighornberge nach dem Tal des Little Bighorn führte. Für Terry stand es fest, daß die Indianer im Tal des Little Bighorn seien. Er sandte Custer am 22. Juni mit dem 7. Kavallerieregiment den Rosebaud hinauf, mit der Weisung, die Indianer nicht anzugreifen, wenn er seine Truppe (12 Kompanien Kavallerie) nicht für stark genug halte, sondern in diesem Fall bis zu einer Vereinigung mit ihm (27. Juni) zu warten. Ohne Ahnung von der wirklichen Lage, dem Rückzug Crooks und der Vereinigung seiner Gegner mit andern Stämmen marschierte Custer ab, traf am Morgen des 25. Juni auf das Lager der Indianer im Tal des Little Bighorn, teilte seine Truppe in drei Abteilungen und griff an. Die Indianer, die fast alle geglaubt hatten, daß sie nach Zurückweisung Crooks in Ruhe ihr Sonnentanzfest feiern könnten, waren im Nu gefechtsbereit, schlugen Renos Leute zurück, vernichteten Custers Abteilung **[324]** (5 Kompanien) und belagerten dann Reno, der sich mit [Captain Frederick] Benteen und [Captain Thomas] Mc.Dougall vereinigt[88] und eine einigermaßen feste Stellung eingenommen hatte. Am 27. vormittags erhielten die Indianer Kenntnis von Terrys Anmarsch und zogen ab[89]. Den geschlagenen Truppen blieb nur der Rückzug. Jetzt ergriff man tatkräftige **[325]** Maßregeln

[87] Er wurde in diesem Gefecht zum Krüppel geschossen und hat seither eine große Wut auf die Weißen, weil er die ihm zustehende Unterstützung nicht bekommt. Der deutsche Maler Prof. [Julius] Seyler, München, sah ihn zur Zeit des Weltkriegs (1916 oder 1917) in Montana und wurde von den Schwarzfußindianern vor ihm gewarnt. (Persönliche Mitteilung Seylers an den Verfasser.)

[88] Zusammen 7 Kompanien.

[89] Vgl. den Aufsatz: Patty Frank, „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ im Karl-May-Jahrbuch 1926. Der Verfasser überschätzt die Zahl der Krieger: es waren höchstens 2500 Kämpfer einschließlich der nur mit Pfeil und Bogen bewaffneten jungen Burschen. Auch

und stellte die Agenturen unter militärische Prüfung, wobei man herausfand, daß auf den Red Cloud und Spotted Tail Agenturen sich nur die Hälfte der vom Agenten angegebenen Indianer aufhielt.

Der alte Häuptling Rote Wolke scheint in dieser Zeit auch das Vertrauen auf die Regierung aufgegeben zu haben; er hinderte seine Leute nicht mehr, sich mit den kriegerischen Abteilungen zu verbinden; sein Sohn nahm sogar tätigen Anteil an der Schlacht gegen General Custer.

Der Erfolg hatte die Indianer ermutigt. Am 7. Juli zwangen sie eine Abteilung Soldaten am Oberlauf des Little Bighorn zum Rückzug. Eine frische Abteilung Oglalla, die sich von der Red Cloud Agentur entfernt hatte, wurde am 17. Juli wieder zurückgetrieben.

Crook nahm jetzt seine Pläne wieder auf. Am 9. September traf Kapitän [Anson] Mill[s] an den Slim Buttes auf das Lager des Häuptlings Washitschung tashunka (American Horse; der Vater!) und eroberte es durch Ueberraschung, wobei American Horse selbst tödlich verwundet wurde. Die meisten seiner Leute konnten fliehen, kehrten bald mit Verstärkungen aus Shunka wakangs Lager zurück, und die Truppen hatten lange Zeit einen harten Stand, erzielten aber schließlich doch einigen Erfolg. Am 10. Oktober trieben die Indianer eine Abteilung Soldaten zurück, die vom Glendive Creek nach der Mündung des Tongue River Nahrungsmittel schaffen sollte. Der Truppenführer schied die durch mehrere Indianerangriffe gänzlich entmutigten Wagenführer aus, ersetzte sie durch Soldaten und brachte nun die Zufuhr trotz fortgesetzter Angriffe der Krieger unter Sitting Bull an Ort und Stelle.

General Crook hatte inzwischen erfahren, daß die **[326]** Oglalla wieder in größeren Banden die Red Cloud Agentur verließen und sandte am 14. Oktober eine starke Truppenabteilung ab, um die Unruhestifter zurückzutreiben. Am 23. Oktober gelang es, diese Indianer, die hauptsächlich aus Anhängern von Rote Wolke und Wachpe Luta bestanden, gefangen zu nehmen. Sie wurden auf die Agentur gebracht und Rote Wolke seiner Häuptlingswürde für verlustig erklärt, weil er seine Leute nicht von einer Verbindung mit den „Feindlichen“ abgehalten hatte.

General Crooks Truppen bezogen Winterlager, und Oberst Ranald S. Mackenzie mit 10 Kompanien Kavallerie, sowie Oberstleutnant R. J.[Richard Irving] Dodge mit 11 Kompanien Infanterie und vier leichten Batterien wurden gegen die Feinde ausgesandt. Mackenzie schlug, geführt von Oglallascouts, am 25. November die Cheyenne am Pulverfluß (nahe der Nordgabel).

Das Wetter war auch in diesem Winter sehr schlimm. Trotz der grimmigen Kälte wurde General Nelson A.[Appleton] Miles mit einem Winterfeldzug beauftrag. Er traf am 8. Dezember auf ein Lager unter Sitting Bull und trieb die Indianer nach Süden über den Missouri bei der Mündung des Bark Creek. Dieselbe Truppenabteilung traf unter Captain [Frank Dwight] Baldwin am 18. Dezember so überraschend wieder auf das Lager Sitting Bulls, daß die Bewohner in größter Bestürzung flohen und ihre ganze Ausrüstung in die Hände der Truppen fiel, die nun nach dem Lager an der Mündung des Tongue River zurückkehrten[90].

[327] Am 29. Dezember brach Miles wieder auf. Er hatte Nachricht erhalten, daß Shunka wakang mit seinen Oglalla und Cheyenne am Tongue River aufwärts sein Winterlager hatte. Am 1. und 3. Januar 1877 bestand er mit den Indianern ein paar heftige Scharmützel. Am 8. Januar früh erschienen etwa 600 Krieger, Oglalla und Cheyenne unter Shunka wakang vor der Front, forderten die Truppen heraus und riefen ihnen

---

haben sicher nicht alle Häuptlinge von der Annäherung der Soldaten gewußt. Aeußerungen des Cheyennehäuptlings Ishay nishus geben darüber Gewißheit.

Zu der Ergänzung von Adalbert Stütz möchte ich bemerken: die Angaben des Trappers Ridgely (nicht Ridgeby) stehen in stärkstem Widerspruch zu den Aussagen der Offiziere und Indianer. Nicht Custer, sondern Reno kam zuerst ins Gefecht und war schon über den Fluß zurückgetrieben und in Stellung, als der Kampf mit Custer begann! Ridgely ist ein Wichtigtuer, er war wohl überhaupt nie Gefangener bei den Dakota; seine ganze Erzählung ist eine glatte Erfindung, und es ist zu bedauern, daß ein so geachteter Geschichtsschreiber wie William Blackmore sich von ihm blenden ließ. Die Behauptung, daß die Indianer sich mit erbeutetem Whisky betrunken haben, ist unsinnig; die wenige Menge von Alkohol, die die Truppen mit sich führten, befand sich beim Gepäck unter Capt. Mc. Dougalls Aufsicht und geriet nie in die Hände der Indianer.

Es ist deshalb auch ungenau und ungerecht, wenn K. Henckel in einem Aufsatz („Sitting Bull“, Dresdner Nachrichten vom 20. Juli 1926) behauptet, die Soldaten hätten auf Befehl Custers ihre Whiskyflaschen geleert, um sich Mut zu machen. Custers Soldaten brauchten keinen Schnaps, um sich zu ermutigen!

[90] Eine bei diesem Ueberfall erbeutete Bisonhaut mit indianischen Darstellungen der Schlacht am Little Bighorn befindet sich jetzt in der großen Sammlung des Karl May-Museums. Baldwin hatte einige Beutestücke an den ihm befreundeten württembergischen Artillerieleutnant [Erich] Kling gesandt. Dieser vermachte die Haut seinem Kameraden, Major Winter; nach dessen Tod wurde sie von seinen Erben durch Vermittlung von Patty Frank für das Karl May-Museum erworben.

höhnisch zu: „Ihr habt euer letztes Frühstück gehabt.“ Es wäre auch den etwa 430 Soldaten schlimm gegangen, wenn sie keine Artillerie mit sich geführt hätten. Es gelang ihnen jedoch trotz eines fürchterlichen Schneesturms, den Gegner nach fünfstündigem Kampf zurückzutreiben; er floh durch die Wolf Mountains in der Richtung auf die Bighorn Berge. Die Truppen kehrten wieder ins Lager zurück.

Da die ständigen Kämpfe zu keinem Erfolg führten, eröffnete General Miles Verhandlungen. Am 22. April ergaben sich der Cheyennehäuptling Zwei Monde und der Oglalla Tschangchacháke (Bisonhöcker) mit 300 ihrer Stammesgenossen; Shunka wakang und Tschetang tschikalang (Kleiner Falke) mit 2000 Oglalla zogen südwärts und ergaben sich im Mai auf der Red Cloud und Spotted Tail Agentur. Sie wurden bei Camp Robinson interniert und verhielten sich längere Zeit friedlich. Im September jedoch brachen Unruhen aus. Shunka wakang, dem man mißtraute, wurde am 5. September verhaftet und ins Wachhaus des Forts **[328]** gebracht. Als die Unruhen stiegen, versuchte er herauszukommen, um seine Leute zu beruhigen. Ein Wachsoldat, der ihn mißverstand, versetzte ihm einen **[329]** Bajonettstich, der ihn so schwer verletzte, daß er am 7. September starb. Seine Leute brachen aus, flohen nordwärts und zerstreuten sich in kleine Trupps, die sich zum Teil den noch feindlichen Banden anschlossen.

[330] Ebenfalls im September floh Sitting Bull über die kanadische Grenze (wahrscheinlich auf die Nachricht von Shunka wakangs Ende) und lagerte in den Wood Mountains.

Der Krieg hatte jedoch damit noch nicht völlig aufgehört. Die Flüchtlinge machten unter Pizi und Sitting Bull häufig Jagd- und Beutezüge im Gebiet der Vereinigten Staaten und konnten nur nach langen Verhandlungen mit den einzelnen Banden und Führern bewogen werden, in die Reservationen zurückzukehren. Erst am 20. Juli 1881, als Sitting Bull sich, von Not gezwungen, mit seinen letzten Anhängern in Fort Buford dem Major [David Hammett] Brotherton ergab, durfte der Krieg als beendet angesehen werden.

7. Der letzte Kampf

Die Schutzgebiete waren stark zusammengeschmolzen. Durch allerlei Kniffe und Hinterhältigkeiten hatte man den Dakota Stück um Stück abgenommen; zu den gemeinsten Mitteln hatte man gegriffen. Die Bisons wurden zu Tausenden abgeschossen, der Indianer hatte keine Jagd mehr. Als die noch friedlichen Stämme der Dakota sich im August 1876 weigerten, einen Teil des Landes abzutreten, hielt man die Lebensmittel zurück. Das war der Grund gewesen, daß viele dieser Leute sich in ihrer Verzweiflung den feindlichen Banden anschlossen. Land war ihnen 1875 zugegeben, 1879 aber wieder abgenommen worden. Der Hunger starrte ihnen ins Gesicht, sie wurden gefügig. Von Not gezwungen, fingen sie an, Ackerbau zu treiben auf Ländereien, die kaum für Viehweiden geeignet waren; denn das gute Land hatte man ihnen entzogen.

[331] Auf der Agentur der Oglalla, in Pine Ridge, saß von 1879 bis 1886 Dr. V. T.[Valentine Trant] Mc. Gillicuddy, ein weißer Rabe, d. h. er stahl nicht, meinte es ehrlich mit den Indianern, kannte sie genau und arbeitete für ihr Wohl. Er richtete indianische Gerichtshöfe und Polizei ein und hatte es in seiner ganzen Amtszeit nicht nötig, auch nur einmal Soldaten zu Hilfe zu rufen. Als 1886 eine Gesetzverbesserung eingeführt wurde, siegten dabei wohl die Republikaner, aber im Kongreß behielten die Demokraten die Oberhand. Die Folge war ein Beamtenwechsel bis in die fernsten Reservationen hinein, Mc. Gillicuddy wurde abberufen und [Hugh D.] Gallagher folgte. Er warf als Demokrat den ganzen vorherigen Plan um und vernichtete dadurch die bisher erzielten Erfolge. Die fortschrittlich gesinnten Häuptlinge Washitschung tashunka und andere mißachtete er und hielt sich an den starr konservativen Rote Wolke und seine Anhänger. Unter den Indianern rief das eine große Verwirrung hervor. Weiteres Unglück kam dazu in Form von Krankheiten unter dem Vieh, ferner Mißernten, Masern und Keuchhusten.

Die Regierung, die alles hätte tun sollen, um die Eingeborenen zu unterstützen, tat das Gegenteil. Die Jahreslieferungen an Nahrungsmitteln und Kleidung wurden mit ungeheuren Verzögerungen ausgegeben und dann noch von gewissenlosen Leuten zum Teil unterschlagen.

1882 tauchte der Plan auf, die große Reservation zu teilen. In den Black Hills, die man den Indianern im Vertrag vom 26. September 1877 abgeschwindelt hatte, war die weiße Bevölkerung durch Zuzug rasch gewachsen und eine Bahnverbindung nach dem Missouri notwendig geworden; die Bahn sollte vom **[332]** Missouri quer durch das noch zusammenhängende Schutzgebiet geführt werden. Das Angebot, das man den Indianern für das Land machte, war so schamlos niedrig (8 cents für den *acre* = 40,5 a), daß Freunde der roten Rasse sich ins Mittel legten. Die Verhandlungen wurden abgebrochen und erst nach dem erwähnten Beamtenwechsel unter dem Vorsitz von General Crook 1889 wieder aufgenommen. Crook war

ein rechtlicher Mann und besaß das unbedingte Vertrauen der Indianer. Trotzdem wurden die Verhandlungen stürmisch. Sitting Bull veranlaßte sogar in Standing-Rock eine bewaffnete Kundgebung und einer der Beamten wurde vor Angst wahnsinnig.

Wieder einmal zeigte die Regierung ihre Unfähigkeit. Mitten in der Hauptarbeitszeit wurden die Indianer von ihren Farmen zu den Verhandlungen auf die Agenturen gerufen. Ihr Vieh blieb ohne genügende Aufsicht, brach aus und zerstörte die ohnehin nicht reichlichen Ernten. Endlich aber wurde, dank dem verständnisvollen Eingreifen Crooks, der Vertrag unterzeichnet, und zwar von den Dakota unter der Bedingung, daß die bisher gewährleisteten Lieferungen unverändert bestehen bleiben sollten.

Das Jahr 1890 brachte eine weitere Mißernte infolge von Dürre, und die Regierung, anstatt die Vertragsbedingungen zu erfüllen, zögerte mit der Bezahlung und beschnitt die Lieferungen auf den Rosebud und Pine Ridge Agenturen um zusammen 3 000 000 Pfund (zu 453 g) Rindfleisch. Die Indianer sahen damit dem Hungertod in die Augen und, wie die Aerzte einstimmig versicherten, waren die Todesfälle bei den Seuchen (Keuchhusten, Grippe und Masern) weniger den Krankheiten selbst, als der durch Nahrungsmangel **[333]** aufs äußerste geschwächten Widerstandskraft der Leute zuzuschreiben.

Es ist somit kein Wunder, daß sie in dumpfe Verzweiflung gerieten. Die unglaubliche Kurzsichtigkeit der Regierung hatte den Boden für eine Bewegung unter den Indianern vorbereitet, die bei den Dakota zu einer verhängnisvollen Umwälzung führte.

Die Geschichte der Indianer Nordamerikas bringt uns mehrere Male mit Propheten und Träumern in Berührung, die, angeblich von überirdischen Mächten angeregt, ihren Stammesgenossen bessere Zeiten und Befreiung vom Joch der Weißen versprachen. Viele solche Wahrsagungen führten zu Aufständen und blutigen Kriegen, in denen die Führer selbst Wahrsager waren oder solche als Berater hatten, wie zum Beispiel der Shawanoführer und später britische General Tecumseh († 5. Oktober 1812) seinen Bruder Tensquatawa.

Der letzte große derartige Prophet war ein Paiute-Indianer namens Wowokä. Im Gegensatz zu andern verbot er jeden Kampf und gebot seinen Anhängern nur, zu träumen und zu tanzen. Bei diesen Tänzen, die bis zur völligen Erschöpfung fortgesetzt wurden, gerieten die Teilnehmer in Verzückung und traten dabei mit den Geistern ihrer Vorfahren in Verbindung.

Wowokä war weder bewußter Betrüger noch aufgeregter Schwärmer. Er war im Gegenteil ein ruhiger, arbeitsamer Mensch und zärtlicher Familienvater. Schon sein Vater Tävibo war ein Wahrsager gewesen, der aber, wie Wowokä behauptet, nicht predigte, sondern „träumte“ und übernatürliche Kräfte besaß. Wowokä selber wurde einmal von einer schweren, fieberhaften Krankheit betroffen. Als er schon seiner **[334]** Genesung entgegensah, wurde er während einer Sonnenfinsternis ohnmächtig und träumte, daß er zum Himmel kam und dort seine Berufung und Lehre erhielt. Er fing darauf an zu predigen. Seine Lehre war, wie schon gesagt, friedlich; die Hauptgrundsätze lauteten: „Kämpft nicht! Stehlt nicht! Lügt nicht! Liebt einander!“ Abgesehen von den religiösen Tänzen hat seine Lehre viel Gemeinsames mit dem Christentum. Das war wohl der Grund dafür, daß es bald bei den Indianern hieß, Christus sei wieder erschienen, um die Welt vom Bösen zu befreien und ihnen selbst ihr Land zurückzugeben.

Wowokä hat aber nie behauptet, daß er Christus sei. Er hat nur verkündet, daß Christus nun bald erscheinen würde, um die Erde zu erneuern, die Vorfahren der Indianer zu neuem Leben zu erwecken und die alten Zeiten, doch schöner, glanzvoller, friedlicher, wiedererstehen zu lassen. Die Lehre verbreitete sich weithin und nahm je nach der Wesensart der Stämme verschiedne Formen an.

Auf ein Volk, das, wie die Dakota, zur Verzweiflung gebracht war, mußte eine solche Lehre einen tiefen Eindruck machen. Im Herbst 1889 hielten die Oglalla in Pine Ridge unter dem Vorsitz von Rote Wolke, Tashunka kokipapi, und Washitschung taschunka eine Beratung und ernannten eine Gesandtschaft, die nach Westen zu dem Wahrsager ziehen und die Wahrheit zu erforschen suchen sollte. „Guter Donner“, „Gelbe Brust“, „Flaches Eisen“, „Gebrochener Arm“, „Kurzer Bisonstier“ und „Tretender Bär“ wurden zu der Sendung auserlesen und reisten ab. Bei ihrer Rückkehr im Frühjahr 1890 bestätigten sie die Nachrichten von dem Wahrsager und führten den Geistertanz ein, der sich **[335]** rasch ausbreitete. Die größten Propheten unter den Dakotastämmen waren Sitting Bull, Tatanka ptetschelang (Kurzer Bison) und Mato Nachtaka (Tretender Bär). Die Erneuerung der Erde wurde auf das Frühjahr 1891 verkündet und die Indianer tanzten sich in wilde Begeisterung hinein.

Im Oktober 1890 wurde Gallagher von der Pine Ridge Agentur abgerufen und [Daniel F.] Royer trat an seine Stelle. War Gallagher schon ein Mißgriff gewesen, so war Royer der unfähigste Mensch, der je zum Indianeragenten ernannt wurde; er war noch schlimmer als Saville.

Die Aufregung unter den Indianern wurde von Tag zu Tag größer. Hätte die Regierung lauter kaltblütige Leute als Agenten gehabt, wie z. B. [James] Mc. Laughlin in Standing Rock, so wäre vielleicht alles gut abgelaufen. Die Indianer hätten mit der Zeit das Unwahrscheinliche der Weissagung eingesehen und der Geistertanz wäre ausgebrannt wie ein Feuer, das keine Nahrung mehr findet. Zerfahrene Köpfe aber, wie Royer, der von den Oglalla den Spitznamen „Lakóta kokípa kóshkalang“ (= „Der kleine Mann fürchtet die Indianer“) erhielt, mußten ein Unglück herbeiführen.

Und es kam. Als die Erregung immer größer wurde, verlor Royer die Uebersicht über die Lage vollständig, floh und rief Truppen zu Hilfe. Die Indianer aber faßten die Herbeirufung der Soldaten als Drohung auf und flohen nun ihrerseits in die Bad Lands am White River.

Auf der Standing Rock Agentur war die Bewegung in Wirklichkeit gefährlicher, denn dort lebte der alte Kriegsprophet Sitting Bull. Als die Lage wirklich ein **[336]** Eingreifen nötig machte, gab Mc. Laughlin, allerdings nach langem Zögern, die Anweisung, Sitting Bull zu verhaften. Dabei kam es zu einem Zusammenstoß zwischen den Indianerpolizisten und den Geistertänzern, die sich ihren Führer nicht nehmen lassen wollten, und Sitting Bull wurde erschossen; seine Anhänger flohen.

Nun wurde Militär ausgesandt, um die verschiedenen, im Land umherirrenden Banden zu fangen und auf die Agenturen zurückzubringen. Die Indianer zeigten sich auch zum größten Teil willig und alles schien gut abzulaufen.

Major [Samuel M.] Whiteside mit dem 7. Kavallerieregiment hatte die Bande von Siha Tanka (Großer Fuß) in der Nähe des Wounded Knee Creek gestellt; bei diesem Schwarm befanden sich auch Flüchtlinge von der Gefolgschaft Sitting Bulls. Am 29. Dezember früh sollte die Entwaffnung vorgenommen werden. Dabei fiel, ob absichtlich oder unabsichtlich ist schwer zu sagen, ein Schuß und das Militär begann ein mörderisches Gemetzel. Die Indianer suchten zu fliehen, wurden aber mit Granaten beschossen und von den Kavalleristen verfolgt. Männer, Frauen, Kinder, alles wurde unter den entsetzlichsten Umständen niedergemacht. Es war ein zweites Sand Creek, ein weiteres Schandblatt in der Geschichte der Zivilisation.

Unter den Indianern, die zur Agentur gekommen waren, entstand auf die Nachricht von diesem Ereignis eine Verwirrung. Ein Teil bestieg die Pferde, um den bedrohten Stammesgenossen zu Hilfe zu eilen, kam aber zu spät. Die andern brachen auf, als die Truppen zurückkehrten, und flohen wieder in die Bad Lands. Um die toten und verwundeten Indianer auf dem Schlachtfeld kümmerten sich die Weißen nicht oder **[337]** nur insofern, als sie ihnen Kleider und Schmuckstücke, besonders die Geistertanzhemden, „zum Andenken“ nahmen! Als endlich der Regierungsarzt Dr. Charles A.[Alexander] Eastman-Ohiyesa, ein geborener Santi-Dakota, drei Tage später mit einigen Stammesgenossen und Weißen hinauseilen konnte, fanden herzzerreißende Auftritte statt. –

Mit den geflüchteten Indianern wurden Verhandlungen geführt; sie ließen sich überreden, nach der Agentur zurückzukehren. Aber zwei Ereignisse stellten den schon beinahe gewonnenen Frieden wieder in Frage. Am 7. Januar, als die Indianer noch in den Bad Lands lagerten, ritt Leutnant [Edward W.] Casey hinaus, um das Lager zu besichtigen und sprach eben mit einem Verwandten der Roten Wolke, als ein junger Indianer ihn erschoß. Diese unüberlegte Tat eines nervösen Menschen bot einer gewissen Klasse von Weißen einen willkommenen Vorwand, die Vernichtung der „roten Rasse“ zu predigen. Allein die Militärbefehlshaber hatten Vorsicht gelernt und ließen die Indianer unbelästigt. Der Schütze wurde später vor Gericht gestellt und freigesprochen, da zur Zeit der Tat Kriegszustand herrschte und der Leutnant von den Indianern mit gewissem Recht als Spion angesehen werden konnte. –

Schon waren die Indianer, etwa 4000, zur Agentur zurückgekommen, da traf abermals eine Nachricht ein, die eine ungeheure Aufregung verursachte und die Stämme mit Recht empörte. Zwei Familien friedlicher Oglalla, der alte Few Tails mit seiner Frau und Wiyaka Wangschilang (Eine Feder) mit Frau und zwei Kindern hatten in den Black Hills gejagt; sie besaßen einen Agenturpaß. Am 10. Januar lagerten sie mit ihren beiden Wagen am Alkali Creek, dem Belle **[338]** Fourche des Cheyenne River, wo sie auf eine Soldatenstreife trafen, die ihren Paß nachsah und in Ordnung fand. Am 11. Januar früh zogen sie weiter, wurden aber kurz darauf von einer Bande weißer Strolche überfallen, die von drei Brüdern Culbertson geführt wurde, deren einer eben erst aus dem Zuchthaus entlassen worden war. Beim ersten Feuer war der

alte Few Tails sofort tot, seine Frau schwer verwundet, die von „Eine Feder“ ebenfalls verletzt. „Eine Feder“ wandte seinen Wagen, befahl seiner Frau mit den Kindern zu fliehen, sprang auf ein Ersatzpferd und übernahm die Deckung. So flohen sie Meile um Meile, der tapfere Mann allein die ganze Spitzbubenbande im Schach haltend. Aus einem Haus, an dem sie vorüberkamen, wurde auf die fliehende Mutter und die Kinder geschossen. Als die Pferde den Wagen nicht mehr ziehen konnten, schnitt der Mann sie los, setzte sich mit seiner Frau auf das eine, die beiden Kinder auf das andre Pferd und floh weiter, bis die Weißen die Verfolgung aufgaben. Few Tails‘ Frau hatte den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht bewußtlos neben ihrem Wagen gelegen. Am Morgen des 12. Januar kam sie zu sich, bestieg mit Mühe eines der Ponies und ritt fort. In der nächsten Nacht erreichte sie, zu Tode erschöpft, das Haus eines weißen Ansiedlers, der sie mit geladenem Gewehr fortjagte. In ihrer Angst ließ die Frau das Pferd im Stich und floh zu Fuß weiter und brach nach einem furchtbaren Marsch von mehreren Tagen völlig erschöpft in der Nähe eines Soldatenlagers zusammen. Sie wurde von mitleidigen Soldaten gefunden, ins Lager getragen und vom Militärarzt gesund gepflegt.

Die Indianer wie auch die meisten Weißen betrachteten **[339]** die Tat als gemeinen Mord und die Empörung war allgemein, als die Mörder – freigesprochen wurden. Oberst Shefter erklärte: „Solange man Indianer verhaftet, die in Kriegszeiten bewaffnete Gegner töten, scheint es mir ungerecht, die weißen Mörder friedlicher Indianer straflos ausgehen zu lassen.“ – Die Dakota nahmen denselben Standpunkt ein. General Miles verlangte die Auslieferung der Leute, die Leutnant Casey und den Hirten Miller[91] getötet hatten. Tashunka Kokipapi verweigerte dies und erklärte unwillig: „Nein, ich liefere sie nicht aus. Aber wenn Ihr die weißen Männer bringt, die Few Tails erschlugen, so will ich die Krieger bringen, die den weißen Soldaten und den Hirten töteten und gerade hier vor Euerm Zelt sollen meine jungen Männer die Indianer erschießen und Eure Soldaten die weißen Mörder; dann sind wir fertig mit dem ganzen Geschäft.“

Am 16. Januar 1891 ergaben sich die Indianer endgültig. Auf die Empfehlung von General Miles erhielten zehn Häuptlinge, deren vornehmste der Oglalla Washitschung tashunka und der Sihasapa Peschi (Gras) waren, die Erlaubnis nach Washington zu reisen, um dort ihre Beschwerden vorzubringen und Vorschläge zu machen. Sie erzielten auch wirklich einen sehr befriedigenden Erfolg.

*

Der große Häuptling Rote Wolke hatte sich während dieser Zeit ruhig verhalten. Er stand zwar auf Seiten der Geistertänzer, war aber für eine friedliche Beilegung **[340]** des Streites. Er zog, halb gezwungen, in das Lager in den Bad Lands, soll aber dort sogar wegen seiner friedlichen Gesinnung bedroht worden sein. Sein Sohn Jack, ebenfalls ein Geistertänzer, blieb auf der Agentur, hatte aber erregte Auseinandersetzungen mit den durchaus fortschrittlichen Häuptlingen. In einem Fall hielt er sogar dem Häuptling Washitschung tashunka den Revolver vors Gesicht und schrie: „Du und deinesgleichen, ihr habt uns soweit gebracht!“ Doch **[341]** sonst war er, der Kämpfer von Little Bighorn, ein ruhiger, verständiger Mann und begleitete den deutschen Jesuitenpater [John] Jutz, als dieser ins Lager in den Bad Lands zog, um die Verhandlungen zu eröffnen.

Rote Wolke, schon damals nicht mehr kräftig, erblindete später vollkommen und am 10. Dezember 1909 starb der alte Held, der ein Recht auf achtzig kriegerische Auszeichnungen hatte, in Pine Ridge.

Washitschung tashunka, der große Redner, überlebte ihn nur kurze Zeit. Jack Red Cloud, wie der Sohn von Rote Wolke gewöhnlich genannt wird, lebt noch [1862 – 1928!], wurde katholisch getauft, hält aber zäh an den alten Gebräuchen seines Volkes fest.

Heute sind die Oglalla größtenteils friedliche Bauern und Viehzüchter, aber die Erinnerungen an die alten Zeiten sind noch stark und wie lange es dauern wird, bis sie sich alle nur noch durch die Hautfarbe von **[342]** ihren Mitbürgern der andern Rassen unterscheiden werden, ist schwer zu sagen. Ob sie viel gewonnen haben werden, wenn sie „hundertprozentige Amerikaner“ nach der heutigen, mißbräuchlichen Auffassung des Ausdrucks geworden sind, ist eine offene Frage.

*

---

[91] 1. Januar 1891. Warum die Indianer Miller töteten, läßt sich nicht ermitteln.

Ein junges Oglalla-Ehepaar

Oglalla-Knaben vor der Missionsschule in Pine Ridge (1909)

Wichtigste Quellen

(soweit nicht in den Fußnoten angegeben)

Albert G. Bracket: *The Sioux or Dakota Indians (Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1876)*. Washington 1877.

George Armstrong Custer: *My life on the plains*. New York 1876.

Elisabeth B. Custer: Dicht am Feind (Engl. Ausgabe: *Boots and saddles*, übers. von E. Kling.) Berlin 1887.

Joseph K. Dixon: *The vanishing race. The last great Indian council.* New York 1914.

Richard Irving Dodge: Die heutigen Indianer des fernen Westens. Wien 1884.

Charles Alexander Eastman-Ohiyesa: *From the deep woods to civilization.* 1923.

Frames Chamberlain Holley: *Once their home or Our legacy from the Dakotas* (ohne Titelblatt; Vorwort datiert: Bismarck S. D. 1890). ? 1891.

William T. Hornaday: *The extermination of the American bison. (Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution for the year 1887.* Washington 1889.)

James Mc. Laughlin: *My friend the Indian*. London 1910.

Garrick Mallary: *Pictographs of the Northamerican Indians (14th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1882/83). Washington 1886.

Garrick Mallary: *Picture writing of the American Indians (10th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1888/89). Washington 1893.

James Mooney: *The ghost dance religion and the Sioux outbreak of 1890/91 (14th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1892/93) Washington 1894.

Nelson A. Miles: *Personal recollections and observations of General – –*. Chicago-NewYork 1897.

Charles E. Royce und Cyrus Thomas: *Indian land cessions in the United States (18th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1896/97). Washington 1899.

H. Schwerdt: Die Pacificbahnen und die Indianer in Nordamerika. Langensalza 1870.

P. H. Sheridan und W. T. Sherman: *Reports of inspections made in the summer of 1877 of country north of the Union Pacific Railroad*. Washington 1878.

Kate Dickinson Sweetser: *Book of Indian braves.* New York-London 1913.

G. K. Warren: *Preliminary report of explorations in Nebraska and Dakota in the years* 1855, 1856, 1857. Reprint. Washington 1875.

Katholische Missionen. 1890, 1891.

Annual Report of the board of Indian commissioners to the President of the United States. 1870, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1880.

R e c o r d of engagements with hostile Indians within division of the Missouri 1868–1882, *Lieutenant General Sheridan commanding*. Washington 1882.

R e p o r t of the special commission, appointed to investigate the affairs of the Red Cloud Indian Agency. Washington 1875.

R e p o r t of a joint special committee, appointed under joint resolution March 3, 1865 *(Report on the condition of the Indian tribes)*. Washington 1867.

R e p o r t of the commissioner of Indian affairs 1871, 1872. Washington 1871, 1872.

Am Rio de la Plata

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad G u e n t h e r

©

[(361)]

Stromfahrten unter den Indianerstämmen Süd-Kolumbiens

Von Prof. Dr. K. Th. P r e u ß , Direktor am Staatlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin

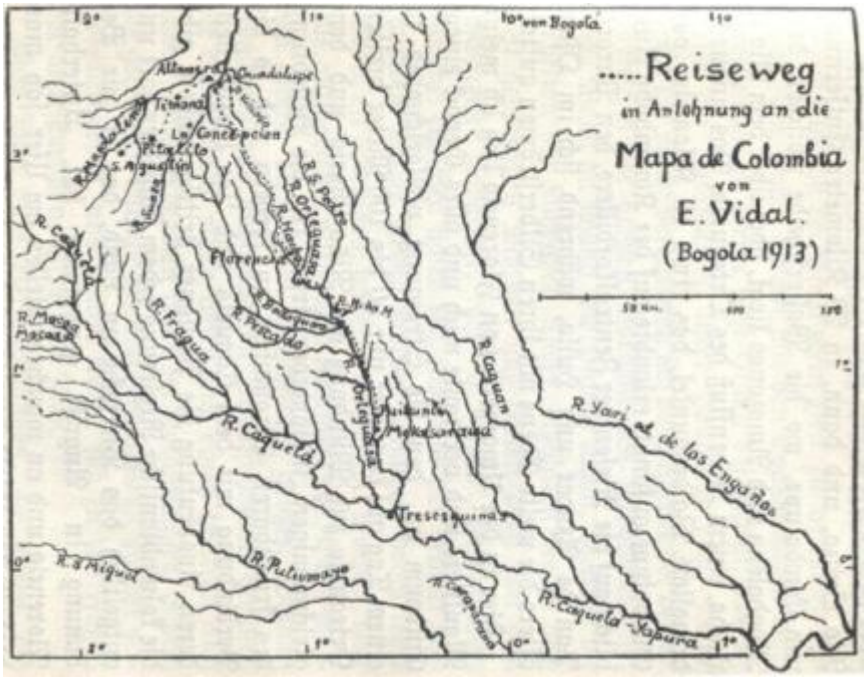
Um die Wende des Jahres 1913/14 hatte ich 3 Monate am oberen Laufe des Magdalena nahe seiner Quelle im südlichen Kolumbien zugebracht, um dort die einem unbekannten Volke zugehörigen Steinriesen und Höhlentempel auszugraben, die zwar seit etwa 70 Jahren in einzelnen Exemplaren bekannt, aber in ihrer Ausdehnung nie eingehender untersucht worden waren. Das paradiesische Klima jener Gegend in Höhenlagen von 1700 – 2000 Metern, das Umherstreifen innerhalb eines weiten Gebiets auf der Suche nach immer neuen steinernen Statuen und wochenlanges Ausgraben an einzelnen ergiebigen Stellen in der sonnigen offenen Ebene wie in dem geheimnisvollen Dunkel des Urwalds hatten im Verein mit den reichen Ergebnissen meiner Tätigkeit mich dauernd in einer genußreichen Spannung erhalten. Nun aber hieß es Abschied nehmen von diesem mir lieb gewordenen Leben und den treuen Menschen, die mir bei meinen Arbeiten geholfen hatten, weil die herannahende Regenzeit jede Tätigkeit im Freien unmöglich machte.

Es war daher die Zeit gekommen, von dem Studium der Kulturreste vorgeschichtlicher Indianer zu den Untersuchungen unter den noch heute lebenden Stämmen überzugehen, in deren Hütten man sich geborgen **[362]** vor Sturm und Regen der Beobachtung ihres Lebens und der Aufzeichnung ihrer Ueberlieferungen und Gesänge widmen konnte. Eine neue, reizvolle, ganz anders geartete Tätigkeit erwartete mich. Das Skelett einer toten Kultur, wie ich es durch meine Ausgrabungen am Magdalena kennengelernt hatte, sollte gewissermaßen mit blühendem Fleisch ausgestattet und aus dem Seelenleben der Lebenden die Gedanken geschöpft werden, die jene alte Kultur unserem Verständnis näher bringen konnten. Weiter aber lockte und reizte das unermeßliche Urwaldgebiet jenseits der Ostkordillere mit ihren zum Amazonas in endlose Weiten sich ergießenden Strömen, die gerade zur Regenzeit bis in ihre kleinsten Adern hinein dem Verkehr zugänglich wurden. Zudem galt es, die schneckenartige Bewegungsart der Lastmaultiere mit der Beweglichkeit des Einbaums zu vertauschen.

Dort im Osten erschien auch das Studium der Indianer am vielversprechendsten und am leichtesten zu erreichen. Ich wollte versuchen, auf einem neu angelegten Weg über die Ostkordillere zwei Dörfer der Uitóto, Flüchtlinge vom Caraparaná, einem nördlichen Nebenfluß des Iça, zu erreichen, die sich an der Mündung des Niña Maria in den Orteguasa niedergelassen hatten. Die Ausdehnung dieses eine gesonderte Sprache sprechenden Stammes, der zwischen Caraparaná und Igaraparaná, zwischen Iça und Caquetá (Yapurá) und darüber hinaus wohnt, seine große Zahl, die von 20 000 bis zu phantastischen 240 000 angegeben wird, die wenigen Nachrichten, die wir von ihm besitzen, alles ließ mir das Studium von Angehörigen dieses Stammes besonders wünschenswert erscheinen, und die Möglichkeit, weiter flußabwärts mein Heil bei den **[363]** Tama und den Coreguaje zu erproben, machte mir meinen Plan noch begehrenswerter.

Bis Altamira benutzte ich denselben Weg am Ostufer des Magdalena nordwärts, auf dem ich nach Süden gekommen war. Von Altamira biegt der Weg nach Südosten und Süden um (siehe die Kartenskizze), erreicht jenseits des Rio Suaza das anmutige Städtchen Guadalupe, wo der neue Weg von 105 Kilometer Länge über die Ostkordillere beginnt, der in drei Tagen **[364]** über etwa 2800 Meter Höhe zu dem aufblühenden Dorfe Florencia am Ostfuße des Gebirges führt. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen als diesen Pfad inmitten des üppigsten Tropenwaldes, zuerst über dem Tal des Rio Vicioso, eines Nebenflusses des Rio Suaza, und dann, in 28 Kilometer Entfernung von Guadalupe, wo die Wasserscheide zwischen dem Magdalena und Amazonas liegt, hoch über dem Rio el Hacha, einem Nebenfluß des Orteguasa. Das undurchdringliche Waldesdunkel, das etwa 15 Kilometer von Guadalupe anfängt, erlaubte auf der Kammhöhe Ausblicke auf die Riesen der Zentralkordillere, den Puracé, Pan de Azucar und Huila, während sich im Osten öfters die weite Ebene mit ihren Silberströmen auftat.

Hier in der Umgegend von Florencia ließ ich meine Maultiere und vertraute mich und alles Gepäck einem Einbaum an, den die Strömung pfeilgeschwind in einem Tag auf dem hier nur 50 bis 100 Meter breiten Orteguasa zur Mündung des Niña Maria und dem gleichnamigen Indianerdorf trieb. Um die Besiedlung des fruchtbaren Stromufers zu fördern und so die Verbindung mit dem Caquetá und Iça herzustellen, deren Ausbeutung die Peruaner strittig machen, gibt die kolumbianische Regierung jedem Ansiedler dort



unentgeltlich das Vierfache an Land, das er zur Bebauung in Angriff genommen hat. Unterhalb Florencia und an manchen Stellen am Ufer sah man deshalb den Wald bereits niedergelegt und einzelne Hütten erbaut, in deren Nähe Juka, Mais, Zuckerrohr, Bananen, Ananas u. a. angepflanzt wurden. Auch der Cacao silvestre gedeiht sehr gut, ohne von Schädlingen heimgesucht zu werden, und erzielt jenseits der Sierra einen guten Preis. Ebenso ist die Gegend für Viehzucht **[365]** sehr günstig. Die unberührte, ich möchte sagen heilige Stille des Tieflandstroms lernte ich daher auf dieser Tagesfahrt noch nicht kennen, doch gab mir der erste Eindruck, den ich von den Uitóto- Indianern empfing, inmitten dieser Umgebung noch so viel Ursprüngliches, daß ich zunächst bei ihnen mein Heil zu versuchen beschloß. Sie waren gerade mit den wochenlangen Vorbereitungen zu ihrem Fest Ókima beschäftigt, das die Reife der Jukawurzel, ihrer Hauptnahrung, feiert. Nacht für Nacht vereinigten sich die Männer der beiden Dörfer in der großen Vorhalle des Pfahlbaus, auf dem, Wand an Wand, die Hütten lagen, berieten die Arbeiten des folgenden Tages, erzählten die zu dem Fest gehörenden Mythen und leckten dazu von dem schwarzen Tabaksaft, der in einer gemeinsamen Muschel zwischen ihnen lag, indem sie den Finger eintauchten. Lange Reden wurden gehalten, deren letzte Worte oft von einem anderen wiederholt wurden, oder alle antworteten mit einem kräftigen uyé. Dazu wurden öfters die beiden verschieden großen Signaltrommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen gerührt, die entsprechend einen tiefen und einen höheren Ton gaben, ununterbrochen tönte der Kokastampfer, in dem die gerösteten Blätter des Kokastrauches zu Pulver zerstoßen wurden, und dunkel wälzte sich zu den Füßen der angeschwollene gurgelnde Fluß.

Man kann diese Versammlungen, zu denen sich wiederholt auch die Bewohner des zweiten Dorfes einfanden, wohl eine Art Parlament nennen. Nicht nur war die Disziplin in der Redefolge eine vollkommene, sondern es konnte auch jeder zu Wort kommen, der etwas zur Sache vorzubringen hatte. Aller Gedanken waren auf die gemeinsamen Angelegenheiten gerichtet, **[366]** und nie kam auch nur der geringste Streit in diesen oft 40 Männer umfassenden Versammlungen vor. Es ist freilich zu bedenken, daß die Indianer sich in einer heiligen Festzeit befanden und einer der Häuptlinge zugleich der Herr des Festes war, dem als Kenner der heiligen Ueberlieferungen ein besonderes Uebergewicht zufiel. Das einigende Band dieser Männergesellschaft bildete zudem das gemeinsame Lecken des zauberischen Tabaksaftes, das wie eine Art

Das untere Uitóto-Dorf Niña María

Eid alle Teilnehmer zur Mitarbeit und zur Geheimhaltung aller Beschlüsse verpflichtete. Trotzdem war die vollkommene Ruhe und Sachlichkeit der Verhandlungen geeignet, einen großen Eindruck auf den Fremden zu machen, der an das grenzenlose Auseinandergehen der Meinungen in unseren Parlamenten und an unerfreuliche laute Zwischenspiele darin gewöhnt war. Jüngere Leute unter den Indianern durften auch gar nicht an den Versammlungen teilnehmen und hatten daher auch keine Kenntnis der heiligen Stammesüberlieferungen.

Erst nach dem Fest, 14 Tage nach meiner Ankunft, konnte ich in ein festes Arbeitsverhältnis kommen, das ebenfalls in einer solchen Versammlung in meinem Beisein zustande gebracht war. Dann galt es, nach und nach die abergläubischen Bedenken im einzelnen zu überwinden, die besonders mein Hauptmythenerzähler und Sänger Rosendo oder Rígasedyue gegen die Preisgabe seiner Kenntnisse an einen Fremden hegte, und ihn in die Methode des Diktierens einzuführen, was bei seiner fast gänzlichen Unbekanntschaft mit der spanischen Sprache nicht leicht war. Den Weg zu seinem Herzen bildete der Phonograph, aus dem er mit sichtlicher Befriedigung seinen eigenen Gesang herausschallen hörte. Als ich dann noch den Unwillen **[367]** meiner beiden indianischen Dolmetscher über meine ihnen überflüssig erscheinenden vielen Fragen besiegt hatte, habe ich nirgends, selbst bei meinen ausdauernden Cora, Huichol und Mexicano in der mexikanischen Sierra del Nayarit nicht, in so kurzer Zeit solche Massen einheimischer Texte von Mythen und Gesängen zu Papier gebracht und übersetzt wie hier, namentlich nachdem Ende Mai die ganze Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder, in ihren Kanus zum Kautschuksammeln gefahren war und mich mit meinen Spezialfreunden in ungewohnter, fast gespenstiger Stille zurückgelassen hatte.

Der Sänger und Mythenerzähler Rosendo

Die Regenzeit ist für den Indianer die Zeit der Bewegung, da man dann leichter weit in alle Flußläufe eindringen kann, und auch ich wählte eine Pause in dem herniederströmenden Regen, um durch eine Sammelreise zu den weiter stromabwärts wohnenden Tama und Coreguaje die einförmige Schreibarbeit zu unterbrechen. Mitte Juni fuhr ich mit Uitóto-Ruderern den immer breiter und majestätischer werdenden Orteguasa hinab und hatte in wenigen Stunden die letzten kümmerlichen Einzelsiedlungen der Weißen hinter mir. Jetzt war der ersehnte Augenblick gekommen, wo ich auf dem Strom treibend in Ruhe die ungebändigte Natur der Urwälder genießen konnte, die ich am oberen Magdalena gleichsam in ihren Armen in mühsamer Wanderung auf engen verwachsenen Pfaden kennengelernt hatte. Strom und Wald liegen hier in beständigem Kampf. Bald ging es durch enge, von den beiderseitigen Baumriesen fast bedeckten Kanäle, bald längs des Ufers oder in der Mitte des etwa 300 Meter breiten Stromes, in dem große, sich stetig verändernde Sandbänke mit einem **[368]** Gewirr von Stämmen und Aesten am oberen Ende die Seichtigkeit des Flußbettes anzeigen. Von weitem heben sich manche Palmen und andere Bäume wie Könige aus der Umgebung heraus, in der Nähe schätzt man sich glücklich, es nicht nötig zu haben, das undruchdringliche Gewirr der Ranken und Zweige des Ufers zu betreten, von dem schon beim Vorüberfahren ab und zu höchst unangenehm beißende Ameisen herabregneten. Ich konnte mich so auch praktisch in die eingehenden Schilderungen des Indianerlebens einfühlen, wie sie häufig in den aufgeschriebenen Mythentexten vorkommen.

Ein Tapir, der im Wasser schwamm, und den ich erlegte, zeigte die Spuren der Tatzen eines Jaguars und war so mit Ungeziefer gesegnet, daß wir ihn im Wasser nachschleppen mußten. An anderer Stelle lag wie ein aufgerolltes Schiffstau eine etwa 2 Meter lange gefleckte Schlange am Ufer, die nach einem Schuß reichlich blutend im Wasser verschwand. Plötzlich ein donnerähnliches Krachen: ein Urwaldriese hatte sein Leben geendet und war bei gänzlicher Windstille umgefallen, alles in seinem Sturz mit sich reißend. Derartiges soll nicht selten vorkommen und selbst den Schiffer zuweilen gefährden. Die Nacht verbrachten wir auf einer großen Sandbank mitten im Fluß, von der wir ein Krokodil als einzigen Bewohner verscheucht hatten. Der ausgestirnte Himmel benahm uns die Furcht, daß ein plötzliches Anschwellen des Flusses unserem Nachtlager ein nasses Ende bereiten könnte. Noch kämpfte das Licht des abnehmenden Mondes

mit der Dämmerung, als wir uns im Genuß des wunderbaren Erwachens der Natur zur Abfahrt bereiteten, und vier Stunden später tauchte das auf erhöhtem **[369]** Ufer gebaute, aus fünf Giebelhütten bestehende Dorf der Tama und Coreguaje mit Namen Puikunti auf.

Tama-Häuptling Julio im Festschmuck

Uitóto-Indianer im Festschmuck

Flötenbläser beim Ókima-Fest

Auch hier wäre eine gute Gelegenheit zu eingehenderen Studien gegeben, denn die Bewohner waren nicht nur den Verkäufen ihrer ethnologisch sehr interessanten Habseligkeiten zugeneigt, sondern der Häuptling Julio oder Kudyi-uekó (großer Loro), der selbst spanisch sprechen konnte, schien auch zu Sprachstudien und Textaufnahmen willfährig und geneigt zu sein. Nur waren die Windstille bei brütender Hitze und die Moskitoplage noch unangenehmer als in Niña Maria, und es gab hier auch die blutsaugenden Fledermäuse, die gleich in den ersten Nächten an einem Zeh meines kolumbianischen Dieners ihre Kraft erprobten. Doch auf langwierige Studien durfte ich mich meiner übrigen Pläne wegen nicht mehr einlassen und nahm nur außer der üblichen Wörterliste mit Behagen alles Fremdartige in diesem scheinbar von kolumbischen Einflüssen ganz unberührten Dorf auf. Sie waren ein ganz anderer Menschenschlag als die Uitóto, heller und größer als diese, vielfach in jugendlichem Alter braunhaarig, mit stark behaarten Armen und Beinen. In ihrem Sprachschatz findet sich eine ganze Anzahl Worte der Tukanostämme [Theodor] Koch-Grünbergs vom Rio Uaupes. Weit vorstehende Federstäbe über dem Ohr und im Ohrläppchen, sowie federgeschmückte Nasenstäbe geben ihnen ein sonderbares Aussehen. Schöner Federschmuck für Feste und Zeremonien, geschmackvoll geformte und bemalte dünnwandige Gefäße und vieles andere entzückten mein Auge. Auch die Heimat der bemalten Ruder, die wir schon bei den Uitóto kennen lernten, war hier, wie die Leute überhaupt als Ruderer einen großen Ruf genießen. Ihre Blasrohre hielten sie so **[370]** wert, daß sie von Flinten beim Eintausch dafür nichts wissen wollten und nur zu ungeheurem Preis eins zu erlangen war. Es sei hunderte Jahre alt und habe sich auf Generationen vererbt, sagte man. Kleinere Jagdbeute, die damit erlegt war, wurde zahlreich ins Dorf gebracht. Doch war ihnen der Tapir, den wir unterwegs im Wasser schwimmend angetroffen und geschossen hatten, ein willkommenes Geschenk.

Von den 55 Individuen des Dorfes waren die meisten Tama, sprachlich und körperlich ganz nahe Verwandte der Coreguaje, während in dem eine Talstunde unterhalb gelegenen Dorf Mekasarauá, dem wir später ebenfalls einen Besuch abstatteten, die Bewohner, 30 an Zahl, meist aus Coreguaje bestanden. Julio war zugleich Häuptling des unteren Dorfes. Hier waren mehrere Carijonafrauen, Angehörige eines Karaibenstammes, mit Tamaleuten verheiratet, darunter auch ein noch sehr junges hübsches Kind von etwa 12 Jahren. So sehr mich die weitere Fahrt stromabwärts lockte, so mußte ich doch immer mit der beschwerlichen, die drei- bis vierfache Zeit in Anspruch nehmenden Bergfahrt rechnen, was mich nicht rechtzeitig zur Vollendung meiner Textaufnahmen unter den Uitóto und zu den Ausgrabungen in der herannahenden Trockenzeit hätte zurückkehren lassen.

Gleich in der ersten Nacht nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, einer Krankenheilung in Julios Hütte beizuwohnen, in der ich mit fünf Familien lebte. Sein Bruder hatte Schmerzen in der rechten Brust, und der Zauberarzt Jesus von Mekasarauá sollte das Uebel herausholen. Dazu versammelten sich alle Männer des

Dorfes in der Hütte mit Ausnahme derjenigen, deren Frauen guter Hoffnung waren. Die Frauen dagegen **[371]** mußten sich an den Feuerstellen aufhalten, schwangere sogar das Dorf verlassen. Niemand durfte außerhalb der Hütte herumgehen. Die Hunde waren weitab angebunden. In der Hütte lagen alle Insassen in der Hängematten nebeneinander, nur der Zauberarzt mit Federkrone auf dem Haupt und einem Federstab in der Hand saß auf einer Bank, neben sich eine große Schale mit dem Visionen erzeugenden yahē-Getränk, das aus einer Liane durch Einkochen hergestellt wird. Im Lauf der Nacht wurden einige yahē-Gesänge vom Zauberarzt und von Julio gesungen, ersterer, dem man aber nichts von den Wirkungen des in großen Zügen genossenen Getränkes anmerkte, ging wiederholt in die Nacht hinaus, stieß unartikulierte Töne aus und sang zuweilen, wobei einige im Innern der Hütte anscheinend seine Worte wiederholten. Um 3½ Uhr morgens entstand plötzlich ein großer Aufruhr. Ein Hund hatte sich losgerissen und war nichts ahnend in die Hütte gekommen, weshalb die Zeremonie abgebrochen werden mußte. Der arme Köter wurde dafür des anderen Tages mit zusammengebundenen Beinen in den Fluß geworfen.

Trotzdem war das Ganze nicht vergeblich gewesen. Der Arzt hatte die Prognose der Krankheit festgestellt. Durch den Yahē seien ganze Horden „kleiner Menschen“, d. h. Seelen Verstorbener, angelockt worden, darunter die eines vor kurzem gestorbenen Zauberers Venancio, um dessentwillen das ganze Dort soeben seine Wohnstätten etwas oberhalb verlassen habe. Dessen Seele habe erzählt, daß sie das Dorf nicht verlasse, weil die Mutter noch dort lebe, und daß sie den Gegenstand in des Kranken Brust versenkt habe. Dieses und anderes, was der Zauberarzt auf seiner visionären Wanderung gesehen habe, habe er in seinem nächtlichen **[372]** Gesang berichtet. Er sei aber nicht stark genug gewesen, die Seele zu fassen und zu töten. Drei Nächte später holte endlich der Zauberarzt des Morgens den Gegenstand unter Hauchen und Zischen mit dem Finger aus der Brust des Kranken.

Im Hafen des unteren Uitóto-Dorfes Niña Maria

Am 22. Juni ging es wieder heim nach Niña Maria in dem frohen Gefühl, daß auch dieser Ausflug den erhofften Erfolg gebracht hatte. Die Ausdauer der beiden Tama-Ruderer, die das Kanu mit immer gleichbleibenden kraftvollen und doch graziösen Bewegungen von morgens bis abends fortstießen, ohne zu ermüden, erhöhte den Genuß der Fahrt. Dort wurden die unterbrochenen Arbeiten ohne Schwierigkeit wieder aufgenommen und mit aller Schnelligkeit bis kurz vor meiner Abreise am 13. Juli fortgeführt. Die Erinnerung an unsere Fahrt bot manchen Anlaß zur Heiterkeit, indem die Uitótoteilnehmer sich weidlich über die Krankenbeschwörung lustig machten und namentlich die gehörte Melodie des Zauberarztes unermüdlich wiederholten und so zum Eigentum der beiden Dörfer machten. In den letzten Tagen gab Rosendo vor, er sei heiser, und es war nichts mehr aus ihm herauszubringen, so daß es mir geraten schien, ohne Zeitverlust zu neuen Arbeiten überzugehen. Ich war um so unersättlicher, alles bis zum letzten aufzuschreiben, als mir hier ein neuer Typus einer Religion begegnete, der wegen seiner Grundlage in dem Mond und in den Vorfahren die Steinbilder von San Agustin zu erläutern schien. Freilich wurde mir der Zusammenhang erst später bei der Ausarbeitung der Texte in vollem Umfang klar.

Das obere Uitóto-Dorf Niña Maria

Wir haben hier einen Urhebergott, der die Erde aus einem Nichts und doch einem geheimnisvollen Etwas **[373]** (naino) schuf, der dann aus ihr den Himmel erhob und die Tiere und

Gewächse der Erde machte. Er heißt Moma = Vater. Erstaunlicher ist aber, daß er gewissermaßen die Weltordnung in sich verkörpert, denn es heißt von ihm in den Texten „Das Wort – d. h. der Inbegriff der kosmischen Ordnung – gab dem ‚Vater' den Ursprung", gleichwie das Johannesevangelium es ausspricht: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Die Menschen aber kamen aus einem Loch im Osten der Erde und brachten das Wort, das ihnen der Vater gab – d. h. die Gesänge und Zeremonien, um die Welt zu lenken – auf diese Erde mit. Trotzdem er ohne Vater und Mutter entstand und alles auf der Welt aus ihm hervorging, mußten er und die Menschen sterben, weil einer der Vorfahren, Húsiniamui, an den Himmel ging und das gute Feuer mitnahm, dagegen den Menschen das schlechte Feuer zurückließ. Húsiniamui stirbt daher nicht, er ist die Sonne, der Urvater ist der Mond, und die Menschen sind die Mondleute, oder besser gesagt: Húsiniamui zeigt das Schicksal der ewigen Sonne, die nicht stirbt, während der Urvater das Geschick des sterbenden, aber sich immer wieder erneuenden Mondes hat. In der Tat sagten auch die Uitóto: er ist der Mond. Als solcher kommt seine Seele jedes Jahr in die sich erneuenden Früchte und kehrt, wenn sie abgeerntet sind, in die Unterwelt zurück, wo auch die verstorbenen Vorfahren unter den Füßen der Lebenden wohnen.

Trommeln der Uitóto

Uitóto-Frau

Am Fest úike (= Katuschukball), dem Fruchtfest, wird das Erscheinen seiner Seele in den Früchten und in dem Kautschukball, mit dem man Ball spielt, gefeiert. Es ist das Fest des Vollmondes. Am Fest dyádiko, wo die Tänzer auf einem dünn geschabten, mit **[374]** Klötzen an den Enden gestützten Baum (dyádiko) tanzen, bis er zerbricht, wird in dem Zerbrechen des Baumes, in dem sich ebenfalls Momas Seele befindet, das Vergehen des Mondes dargestellt. Auch dieser Vorgang ist religiös notwendig, damit sich alles auf Erden erneuern kann. Am Fest ókima, dem Fest der Reife der Juka, die das Hauptnahrungsmittel bildet, tritt man mehr mit den Vorfahren unter der Erde in Verbindung, indem man beim Tanz fest aufstampft und unter anderem mit Knütteln taktmäßig auf den Erdboden stößt. In einem Tanz wird aber auch hier das Werden des Mondes zum Ausdruck gebracht: wenige Tänzer fangen in einem Kreissegment zu tanzen an, das sich durch Hinzutritt immer neuer Tänzer allmählich zu einem Kreis rundet. Das Fest fand beim Hervorkommen des neuen Mondes statt.

Auf diese Weise ist Moma für die Religion alles, Húsiniamui trotz seiner Unsterblichkeit nichts. Aus dem Wesen des Urvaters ging und geht nicht nur alles hervor, sondern er ist auch der Urpriester, der den Menschen die Ueberlieferungen, Gesänge und Geräte für die Feste hinterlassen hat. Húsiniamui, „der Herr des Kampfgetümmels" (húsinia) ist nur das Vorbild des Menschenfressens, das an dem Fest ‚bai' gefeiert wird, wenn man nach dem Genuß der im Kampf erschlagenen Feinde die diese rächenden Dämonen unschädlich macht. Er kämpft bei Sonnenaufgang gegen die Mondleute, denen er durch das Zuziehen eines Netzes die Köpfe vom Rumpf trennt. Diese fallen dann in das Netz und werden von Húsiniamui gekocht, damit er die Zähne entfernen und zu Halsbändern aufreihen kann, wie es die Uitóto zu tun gewohnt waren. Die Körper aber fallen zu Boden und werden **[375]** von den himmlischen Aasgeiern, Húsiniamuis Mannen, verzehrt, sobald sie genügend in Verwesung übergegangen sind. Wenn die Sonne einen Hof zeigt, so hat sie ihr Halsband aus Zähnen angelegt. Dann ist es Zeit, Feinde zu töten.

Ich muß es mir versagen, hier auf die Textstellen der Gesänge und feststehenden Ueberlieferungen zu den Festen näher einzugehen, aus denen das Gesagte klar ersichtlich ist[92]. Nur zur Charakterisierung führe ich einen Gesang an den Urvater an, aus dem hervorgeht, daß man gelegentlich seiner dankbar gedenkt, und dann den Menschenfressergesang Húsiniamuis.

Gesang an den Urvater

„Nun erzählt Geschichten, denn es blühten die Blumen, indem der Vater in der Unterwelt gutes Wasser auf die Erde brachte. Ihm – wem sonst? – entsprang das Wasser, daß die Blumen schön blühten. Damit das Scheinding (die Frucht) schwebe, täuschte er uns, indem er nach der vorigen Ernte in die Unterwelt entwich."

Die Seele der Früchte ist zugleich die Seele des Urvaters, und diese hält sich bis zur neuen Ernte in der Unterwelt auf.

Gesang Húsiniamuis

1. „Dort unten hinter den Kindern der Menschen vor meinem blutigen Orte des Sonnenaufgangs sind inmitten des blutigen Schauplatzes am Fuß meines Blutbaums (= das Gerüst, auf dem der Gefangene festgebunden wird, zugleich der Gefangene selbst) meine Rīggai-Söhne. Dort walten sie voller Wut, zermalmen dem Gefangenen den Scheitel."
2. „Nahe am Himmel in dem Blutstrom sind die Felsen meiner Kampfeslust (d. h. die Feinde). Dort unten auf dem **[376]** Dorfplatz der ersten Menschen walten sie voll Wut und zermalmen die Gefangenen. Dort sieden sie."

Merkwürdig ist, daß auch die Mythen nicht nur viele Mondmotive enthalten, sondern vielfach vollständig aus Mondschicksalen aufgebaut sind, so viele auch allgemeine südamerikanische Mythenvorgänge aufweisen. Als Beispiel sei der Mythus von der wachsenden Schlange angeführt, der die Verwandlung des kranken Mondwesens, d. h. des vergehenden Mondes, in den Dunkelmond, das Erscheinen der Mondsichel und wiederum ihr Wachsen und Vergehen schildert.

Die große Schlange

Unser Vater Buneiseni (= der sich hinschleppende Buneima) war von der Sonne gelähmt worden. Da ließ er sich von seinem Bruder an einen einsamen Ort schaffen und blieb dort in einer Hütte, die dieser für ihn baute. Als der Bruder den Kranken wieder besuchen wollte, war die Hütte leer, und niemand antwortete auf sein Rufen. Buneiseni hatte sich nämlich inzwischen an Tabaksaft berauscht, unter die Oberfläche des Wassers gesetzt und in eine Schlange verwandelt. So schwamm er zum Hafen seines Bruders, wo dessen beide Töchter das hübsche Tier zu fangen versuchten. Aber erst, nachdem ihr Vater ihnen ein feinmaschiges Sieb geflochten hatte, brachten sie es an sich und setzten es in ein Töpfchen, wo es sich in Wasser verwandelte. Durch die ihm gereichte Nahrung wurde es so dick wie ein Faden und dann wie eine Fingerspitze, so daß sie es in einen größeren Topf legen mußten. In einem noch größeren Topf wurde es dann armdick, und sie setzten es nunmehr in einen kleinen See und verfütterten ungeheure Mengen Jukastärke, da das Tier so hungrig war, daß es mit der Nahrung gleich die Hand und später den Arm und die Schulter des fütternden Mädchens in den Rachen faßte. In einem tiefen See wurde es beindick, dann von dem Umfang eines Kokastampfgefäßes und schließlich so stark, als ob ein Baum ins Wasser gefallen wäre. Nun ging es auf dem Ufer fort und fraß Hirsche und andere Jagdtiere, **[377]** kam aber auf Lockruf herbei, sein Futter zu verschlingen. Es lebte nun in einer Höhle unmittelbar unter den Dörfern der Menschen und fing an die Vorfahren zu fressen, die zuerst auf die Erde kamen. Als man es nochmals herbeirief, verschlang es den ganzen Behälter mit Juka und dazu das Mädchen, das ihn darreichte. Ihr Vater Deihoma fand im Traume das Mittel, die Schlange zu töten, rief sie herbei und sprang in ihren Rachen, den sie öffnete, um die Juka zu packen. Alle die Stämme, die die Schlange danach verschlang, verwesten nun auf seinem Körper, er aber hielt sich durch Trinken von Tabaksaft aufrecht und schnitt ganz allmählich die Bauchwand mit einer Muschel ein, die er mitgenommen hatte, ritzte aber immer nur ein bißchen, wie seine Schutzgeister es ihm sagten. Als sie ihm aber anzeigten, daß er gleich zu Hause sei, und kräftig zu schneiden befahlen, spaltete er das Bauchfell, sprang aus der Oeffnung heraus und begrüßte seine Töchter. Sein Kopf hatte sich abgeschält, und er war haarlos. Die Schlange wälzte sich am Boden.

Erläuterung:

Eine Schlange kann sehr wohl an sich in der Phantasie ein riesenhaftes Untier werden, allein alle Einzelheiten des Mythus weisen darauf hin, daß unsere Schlange den Mond symbolisiert. Buneiseni, der gelähmte Buneima, ist der zugrundegehende Mond. Er verwandelt sich unter Wasser in eine Art Nichts, das

[92] Vgl. Preuß, Religion und Mythologie der Uitóto. 2 Bde. Göttingen 1921, 1923.

im Töpfchen zu Wasser wird (Wasser, Dunkelmond), dann so dick wie ein Faden ist (Mondsichel) und wächst allmählich ungeheuer, natürlich infolge seines fürchterlichen Fressens (Vollmond). Deihoma schneidet ebenso allmählich an der Schlange (abnehmender Mond). Beim Herausspringen ist der Held haarlos wie die Mondsichel, die keine Strahlen wirft.

*

[378] Wie an den Festen und in der Religion die alte Ursprünglichkeit des Stammes voll zur Geltung kam, so zeigte sich das auch schon äußerlich an der Kleidung oder vielmehr in der ziemlichen Kleiderlosigkeit, der Körperbemalung und dem Festschmuck der Männer, weniger in der Bekleidung der Frauen, die früher ganz nackt gingen, jetzt aber immer ein langes Hemd aus gekauftem Stoff tragen. Ihre Wohnweise in gewaltigen, an den Enden gerundeten Hütten, mit Giebeldach, die gewöhnlich einen Clan in der Weise beherbergten, daß jeder Familie ringsum ein Abteil zugewiesen wurde, hatten sie mit den Pfahlbauten der neuen Gegend vertauscht. Aber auch hier wohnte in der Hauptsache ein Clan, Áifuye, auf einem Pfahlbau unter seinem Häuptling zusammen, nur daß sich einzelne Familien oder einzelne Personen von andern Clans angeschlossen hatten, wie es bei einer Flucht natürlich ist. In dem zweiten Uitótodorf, eine halbe Stunde oberhalb am Flüßchen Niña Maria, waren es drei getrennte Pfahlbauhütten, in deren einer Halle die beiden Signaltrommeln standen. Hier lebte im wesentlichen der Clan Dyavudyane. Im ganzen waren es 73 bzw. 58 Personen, Angehörige von nicht weniger als 31 Clans, da die Frauen so wie so immer zu andern Clans gehören müssen. Die Kinder waren fast alle schon in der neuen Heimat geboren und meist nicht älter als 3 Jahre. Ihre Lebensweise, auf Ackerbau, Jagd und Fischfang eingestellt, gestaltete sich wohl nicht anders wie in ihrer früheren Heimat, da Jagdtiere und Fische zahlreich waren. Nirgends habe ich so reiche Mahlzeiten an Wild aller Art täglich genossen wie hier, und wenn nicht die Sumpflandschaft, die schwüle Atmosphäre und die Moskitos gewesen wären, so **[379]** hätte ich mich bei diesem harmlosen Völkchen, das nichts von der „Melancholie und Düsterheit der Urwaldindianer“ zeigte, sehr wohl fühlen müssen.

Wenn der Häuptling Alejandro oder Menigetose eines Tages auf Strümpfen und mit einem Regenschirm bewaffnet in der Vorhalle einherstolzierte, so konnte ich bei diesem etwas komischen Gebaren doch nicht mehr sehen als den Stolz auf Aeußerlichkeiten, den man auch in Deutschland finden kann, nur war er dort verständlicher, weil das indianische Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen auf die alten heiligen Gebräuche durch die Anerkennung der Kulturerzeugnisse der Weißen erschüttert zu werden begann. Gerade bei diesen Indianern, deren tägliches Leben einförmig genug dahinfloß, konnte man die Bedeutung des geistigen Lebens für ihr Dasein besonders erkennen. Ihr unerschütterlicher Glaube an das mit ihrem gütigen Gott Moma verknüpfte Weltgeschehen, das sie durch ihre Gesänge, Tänze, Mythen und Zeremonien selber beeinflussen zu können glaubten, drückte ihnen erst seinen Stempel als Menschen einer eigenen Art auf und bildete auch die Grundlage für die Ordnung, die in ihrem Gemeinwesen herrschte. Das Ansehen ihrer Häuptlinge, die sich als Vertreter der Weltordnung sozusagen fühlten, beruhte darauf. Sie hatten die religiösen Feste ebenso wie die weltlichen Angelegenheiten zu leiten und nicht zuletzt für die Rechtspflege zu sorgen. Als einmal ein Ehegatte sein Weib unwirsch, weil sie ihm nicht das Essen zur rechten Zeit bereitet hatte, mit einem brennenden Holzscheit ins Gesicht schlug, wurde der Uebeltäter sofort ergriffen und zunächst 24 Stunden lang in den Cepo gesteckt, dieses von **[380]** den Spaniern übernommene geniale Straf- und Ernüchterungsgerät, in das die Beine unten am Knöchel in je ein Loch zwischen zwei schweren Balken eingeklemmt werden, so daß der Gefangene dauernd am Boden liegen muß und nach seiner Befreiung infolge der Beinwunden kaum gehen kann. Während dieser Zeit durfte niemand zu ihm kommen, noch mit ihm sprechen oder ihm Nahrung geben.

Die Frauen hatten es freilich nach unseren Begriffen in diesem nach Vaterrecht lebenden Clan nicht gut, zumal sie nach der Heiratsordnung aus einem andern Clan genommen werden mußten und deshalb in ihrer neuen Heimat fremd waren und nicht unter dem unmittelbaren Schutz der Verwandten des eigenen Clans lebten. Sie hatten die tägliche Arbeit des Jätens der Felder und des Einbringens der für den Unterhalt notwendigen Lebensmittel zu besorgen, während die Männer nur das Roden und das Abbrennen der Stämme vor der Aussaat vornahmen, die ebenfalls den Frauen oblag. Sie zeigten sich auch ihren Männern gegenüber sehr gefügig. Indessen fühlten sie sich deshalb keineswegs gedrückt, sondern waren munter und frohsinnig wie jene. Die Männer waren demgegenüber aber keineswegs untätig, da sie außer ihrer Beschäftigung mit Jagd und Fischfang die Hütten, Kanus und außer den Töpfen so gut wie alle Hausgeräte anzufertigen hatten. Nur war ihre Arbeit naturgemäß nicht so regelmäßig wie die der Frauen und ließ ihnen

manche freie Zeit.

Trotzdem in einem solchen Clan alle mit Ausnahme der Ehefrauen als blutsverwandt galten, hatte doch jede Familie für sich selbst zu sorgen, hatte ihr eigenes Feld mit Erdfrüchten (Juka, Name, Arracacha, Erdnüsse), **[381]** Mais, Bananen, Tabak und Koka, und sogar ihre eigenen Fruchtbäume. Indessen gab es auch viele gemeinsame Arbeiten wie Roden, Haus- und Kanubau, gemeinsame größere Jagdausflüge, Fischfang mit betäubendem Lianensaft, Kautschuksammeln für die Weißen u. dgl. m., wobei den Häuptlingen nach Beratung mit den erwachsenen Männern die Zeitbestimmung, die ganze Organisation des Unternehmens und schließlich auch die Zuteilung der Ergebnisse an die einzelnen Familien zufiel. War infolge einer Jagdunternehmung viel Fleisch vorhanden, so wurde auch sehr bald alles vertilgt, obwohl man es sehr gut durch Räucherung längere Zeit hätte aufbewahren können, wie man es z. B: mit dem für die Feste besorgten Wilde tat. Im allgemeinen war man aber außerordentlich mäßig und aß im wesentlichen nur morgens und abends. Stets gab es dann Casabe, geröstetes Juka, d. h. Mandiocca-Brot, das man in eine schwarze Pfefferbrühe mit Juka-Stärke oder in die gemeinschaftliche Schüssel mit Suppe tauchte. Daneben kauten die Männer den ganzen Tag Kokapulver aus den zerstampften Blättern der Kokabäumchen, das mit der Asche von Blättern des Caimaronbaumes vermischt war. Dadurch wurde das Hungergefühl während des Tages ausgeschlossen; aber auch die Frauen, denen der Genuß der Koka verboten war, aßen außer den beiden Mahlzeiten nichts weiter.

Nach den alle Gedanken in Anspruch nehmenden Vorbereitungen für das Fest Ókima, während deren ich in ihrer Mitte auftauchte, hatten sich alle wiederum der täglichen Arbeit im Haus und in der Pflanzung, der Jagd und dem Fischfang zugewendet oder lagen dem Nichtstun ob. Es war ein ewiges Gehen und **[382]** Kommen. Für die Zuhausebleibenden war es ein häufig sich wiederholendes Vergnügen, die Hunde auf die einem nahe wohnenden Kolumbianer gehörenden Schweine zu hetzen, die von außen her in die den Pfahlbau umgebende Umfriedung eingedrungen waren. Sie selbst hatten nur Hühner, und diese wurden jeden Augenblick von einem der umherflanierenden Indianer mit lautem tuke, tuke nach Art der Kolumbianer herbeigelockt, ohne daß man den wie wild Herbeirennenden das erwartete Futter zuwarf. Flog eines auf den Pfahlbau hinauf, so wurde es durch Aufhängen an einem Flügel bestraft. Außerdem beschäftigte man sich mit den zahlreichen zahmen Affen, Papageien und andern Säugetieren und Vögeln, die auf dem Pfahlbau gehalten wurden. An der Anlegestelle belustigten sich beide Geschlechter häufig mit Baden. Ich selbst blieb mehr, als mir lieb war, im Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit. Namentlich die Frauen gebärdeten sich sehr neugierig, sobald ich mich morgens von meinem in einer offenen Halle aufgestellten Feldbett erhob und mich ankleidete. Täglich wiederholte sich dann dieselbe Unterhaltung mit ihnen, wenn ich meinen täglichen Morgenspaziergang in den Wald antrat, da sie immer wissen wollten, was ich dort zu tun beabsichtige.

Dieses Idyll nahm ein plötzliches Ende, als, wie schon erwähnt, die ganze Gesellschaft die Kanus bestieg und ein paar Monate zum Kautschuksammeln aufbrach. Die ungewohnte, meiner Arbeit sehr förderliche Stille wurde nur noch einmal unterbrochen, als bei einem Gewittersturm der mir gegenüberliegende offene Pfahlbauflügel, der jetzt verlassen war, wie ein Kartenhaus zu einem formlosen Trümmerhaufen zusammenstürzte, **[383]** über dem nur noch das darüber lagernde zusammenhängende Dach seine einstige Bestimmung verriet. Ich atmete auf, als Mitte Juli meine Zeit unter diesen Indianern zu Ende war, ohne daß bei den wiederholten Stürmen dieselbe Katastrophe den von mir bewohnten Flügel ereilt hatte.

[(384)]

In den Schluchten des Balkan

Von Roda Roda

Wir sprachen von peinlichen Lagen, worein der und jener geraten ist.

Als man mich um mein peinlichstes Erlebnis befragte, konnte ich ohne Besinnen antworten:

Es war im südlichen Montenegro, Podgoritza – während der österreichischen Besetzung, 1917.

Ich hatte gehört, daß sich Issa Barjaktar hier aufhält, der berühmte Albanerführer – natürlich beschloß ich, ihn aufzusuchen. Man muß doch einen Mann kennenlernen, der mehr Abenteuer bestanden hat, als Karl May sich je hat träumen lassen – und ich wollte aus dem Munde Issas, eines Kundigen, eines Maßgebenden, hören: Was wird aus Albanien nach dem Weltkrieg?

‚Issa Barjaktar' – der Sinn des Namens schon versprach einen besondern Menschen: ‚Issa' ist ‚Jesus'; dem Islam gilt ja Jesus als Heiliger, letzter Vorläufer Muhammeds; ‚Barjaktar' wieder bedeutet: Bannerträger, Häuptling.

Man wies mich an das Ende der Geschäftsstraße von Podgoritza und dort wieder in einen Laden. – Daheim nämlich, in ihrem Dorf, scheuen sich die Albaner, zu arbeiten – Arbeiten gilt für unritterlich, für eine Schande. Ist aber der Skipetar ins Ausland gewandert (meist: um der Blutrache zu entgehen) – ah, dann zerreißt er sich vor Fleiß, und keine Mühe ist ihm zu hart, kein Gewerbe zu niedrig: er dient in Stambul als der beste Türhüter – trägt in Serbien Maisbier um – in der Moldau Wasser.

[385] Issa Barjaktar trieb hier in Montenegro Schnittwarenhandel.

Ich wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen – mit meinen Fragen – das ist im Morgenland nicht guter Ton. Ich hatte auch nicht nötig, ungezogen zu sein: Issas Geschäft bot gute Anknüpfung.

Ich wählte zunächst einen Gürtel; Issa legte ihn auf die Wage – jawohl, auf die Wage – und bestimmte den Preis: eine Krone. Ich holte die Münze aus der Westentasche und legte sie hin. – Der Gürtel war schön gewebt, aus bunter Baumwolle – und ich freute mich des hübschen, so wohlfeilen Andenkens.

„Wo webt man diese Gürtel, Effendim?"

Ich war etwas enttäuscht, als Issa antwortete:

„In Proßnitz. In Mähren."

Das Eis war gebrochen; Issa bot mir Platz an – ließ schwarzen Kaffee holen aus der Nachbarschaft und wartete mir auf. Nun konnt ich auf die Themen übergehen, die mir am Herzen lagen: den Krieg – die österreichische Besetzung – endlich Albanien. – „Wenn die Oesterreicher je wieder von hier abziehen müssen", sagte Issa, „wär am besten, vorher die Albaner auszurotten; denn unser Volk ist dann verloren", sagte Issa …

Bisher hatte sich unser Gespräch gut angelassen. Meine Blicke hingen an dem holzgeschnitzten Gesicht, der martialischen Gestalt: das ist der Schut, der Held „aus den Schluchten des Balkan", wie er leibt und lebt.

Plötzlich … plötzlich runden sich seine Augen – er weist auf den Tisch:

„Und wo sind die zehn Kronen?"

Ich – erstaunt, verständnislos: „Von welchen zehn Kronen redest du?"

[386] „Ha", ruft er, „hier hat doch eben ein Zehnkronenschein gelegen." Und er sieht mich zornig an – als müßte ich, ich das Geld genommen haben.

Das, liebe Freunde, war eine peinliche Lage – vielleicht die peinlichste, in die ich geraten bin. – Was sollt ich dem Hundsfott erwidern?? Ihm zehn Kronen anbieten? Oder eine Leibesuntersuchung? Aber ich hatte doch natürlich, Gott weiß, wieviel Zehnkronennoten bei mir.

Er maulte – er tobte schließlich – überbot sich in Schimpf: ich hätte ihm zehn Kronen vom Ladentisch stibitzt.

Ich war völlig ohnmächtig. Ich wußte einfach nicht, was tun. – Und ich stehe nicht an, zu sagen: Käme ich heute, gewarnt und vorbereitet, in die gleiche Lage – ich wüßte mir heute so wenig Rat wie damals.

Issa Barjaktar selbst erlöste mich: er brüllte, bis uns eine Patrouille auf das Ortskommando brachte.

– – – Dort allerdings nahm die Sache einen ganz, ganz andern Lauf, als der Albaner erwartet hatte.

Wiewohl ich nämlich erklärte, auf einer Sühne nicht zu bestehen, ja, ausdrücklich um Schonung des Dummkopfs bat – der Oberstleutnant fand: das Ansehen der österreichischen Besatzung fordere einen

exemplarischen Denkzettel für den Albaner – und das Urteil lautete: vier Wochen Gefängnis, tausend Kronen Buße für die Armen.

Was nutzt mir, daß Issa so abscheulich gezüchtigt wurde? In seinen Augen bin ich ein Dieb. Die Lage hat durch die Ahndung an Peinlichkeit für mich nichts eingebüßt.

[(387)]

Ein Besuch im Harem

Von Klara May

Welch prickelnder Zauber liegt darin, einem Harem einen Besuch abstatten zu dürfen! Selten ist es Europäern erlaubt, ins Allerheiligste der Mohammedaner einzudringen. Frühere Sultane verboten es ganz, und auch heute gehört es keineswegs zum Alltäglichen, im Harem empfangen zu werden.

Auf meiner Orientreise 1900, an der Seite Karl Mays, hatte ich Gelegenheit, verschiedene Harems und ihre Insassinnen kennen zu lernen. Der reizvollste und schönste war der des Osmán Nûri Pascha in Damaskus. Hof und Wohnräume waren noch im alten arabischen Stil gehalten, doch auch hier hatten sich wie zum Scherz Erzeugnisse unsrer neuzeitlichen Kultur in die alte Pracht hineingestohlen, und zwar böhmische Spiegelglassachen, wie sie in den Schießbuden unsrer Vogelwiesen prangen. Gar seltsam hoben sie sich vom weißen Marmor und den herrlichen Fayencen aus alter Zeit ab.

Die Einrichtung des Harems ist denkbar einfach. Rings um den Wohnraum, dem sich zahlreiche andre Gemächer anschließen, laufen breite gepolsterte Diwane mit schönen Rückenkissen, die Damen sitzen mit untergeschlagenen Beinen. Unsre Art zu sitzen ist ihnen ungewohnt und schmerzt sie. Man raucht, verspeist eine gehörige Menge meist mit Fruchtsaft oder Blumenduft gewürzter Süßigkeiten, trinkt Kaffee und plaudert. Die Unterhaltung gleicht sehr der unsrer Damenkränzchen, jedoch in orientalischem Rahmen. Im übrigen **[388]** haben die Frauen des Orients genau dieselben Vorurteile gegen uns, wie wir gegen sie, nur in umgekehrtem Sinn. Wir halten die Orientalin für eine halbe Gefangene, was sie nun aber ganz und gar nicht ist; sie wiederum hält uns für – sehr gelinde wiedergegeben – zu frei. Nach ihren Begriffen verkaufen wir unsre Mädchen wie Sklavinnen auf einem Heiratsmarkt, den wir mit „Ballsaal“ bezeichnen. Geschmückt und unverschleiert erscheinen da die Frauen, und jedem Mann ist es gestattet, sie nicht nur anzusehn, sondern sie sogar anzufassen und durch rasende Drehungen, wozu Musik gemacht wird, in eine Art Taumel zu versetzen: „Tanz“, „Vergnügen“ soll es sein.

An diese Betrachtungen der Mohammedanerin schließt sich das Kapitel unsrer unehelichen Kinder. – Man glaubt sich da unwillkürlich etwas im Nachteil gegenüber den strengen Sitten der Orientalin, die sich keineswegs unglücklich in ihrem Harem fühlt. Es steht ihr alles zu Gebot, was sie nur wünschen kann. Langweilt sie sich, muß der Gatte für Unterhaltung sorgen, arbeiten braucht sie nicht, denn dafür hat sie ihre Sklavinnen. Sie erzieht ihre Kinder in musterhafter Weise, sie geht in die öffentlichen Bäder, wo sie ihre Freundinnen trifft, oder besucht sie in deren Heimen. Sind fremde Frauen im Harem zu Gast, hat nicht einmal der Herr des Hauses Zutritt. Aus Karl Mays orientalischen Reiseschilderungen dürfte derartiges schon bekannt sein. Weniger weiß man aber eigentlich darüber, warum der Muselmann schon so früh sich mit dem Mädchen verbindet und sein Weib so ängstlich hütet. Das Geheimnis liegt, wie im Morgenland fast alles, in der Religion, und zwar in diesem Fall im Ahnenkult, den Mohammed mit aufgegriffen hat.

[389] Der Orientale verlangt von seinen Kindern, daß sie für ihn nach seinem Tod beten; ähnlich unsern Totenmessen. Aber nur der l e i b l i c h e , wirkliche Sohn kann für seinen Erzeuger beten. Der Moslem muß davon überzeugt sein, daß das Kind auch s e i n Kind ist. Bringt eine Frau ein Kind mit in die Ehe, so betet dieses eben für s e i n e n Vater. Dagegen schützt sich der Mohammedaner. Aus diesem Grund auch die oft so entsetzlichen Kinderehen. Das Mädchen wird häufig in jungen Jahren schon einem viel älteren Mann verheiratet. Früh reift die Orientalin. Bereits mit 10 Jahren ist sie ehefähig; oft mit 12 schon Mutter. Doch heiraten beide Geschlechter meist erst mit dem 15. Lebensjahr. Vielfach folgen die Kinder schnell aufeinander, und schon mit dem 20. Jahr pflegt das Alter zu beginnen. So hat sie fast keinen Frühling, einen kurzen Sommer und einen sehr langen Herbst und Winter. Als Mutter eines Sohnes genießt sie hohe Ehre und bleibt nach dem Tod ihres Gatten meist beim Sohn, wo sie auch nach dessen Verheiratung die erste Dame des Harems ist.

Im Harem Osmán Nûri Paschas waren, als es mir vergönnt war, dort zu sein, 82 Frauen.

Nun darf man aber keineswegs glauben, daß alle diese weiblichen Wesen Ehehälften des Pascha waren. Da ist zunächst die Mutter, dann deren Angehörige, nähere oder entferntere Verwandte. Man verweilt natürlich gern in solch einem fürstlichen Heim, da oft die eigene Häuslichkeit still und entlegen ist, Damaskus aber eine ungeheure Anziehungskraft hat, genau wie Kairo und Konstantinopel. Auch im Orient bieten, wie bei uns, die Hauptstädte den Damen alles, was ihre Herz begehrt.

[390] Den Angehörigen der Mutter gesellen sich die Frauen und deren Schwestern zu, dann erst die Odalisken und Sklavinnen (hauptsächlich Nubierinnen), unter denen sich häufig auch ganz alte Mütterchen befinden. Eine Frau bringt oft 10 – 20 Sklavinnen mit oder verlangt so viele von ihrem Gatten, die er ihr nach dem Gesetz halten muß, wenn sie im Elternhaus so viele hatte.

Schlechter als im Mädchenheim darf überhaupt kein Moslem seine Frau stellen; dagegen könnte sie klagbar werden, und sie bekommt in solchen Fällen immer Recht.

Der Gatte darf auch das Vermögen der Frau nicht anrühren, es bleibt ihr Eigentum und zu ihrer freien Verfügung. Dieses Gesetz ist nötig, da die Scheidung so sehr leicht ist. Der Mann braucht aus irgendeinem Grund nur zu sagen:

„Bosch ol – ich entlasse dich“,

dann kann die Frau gehen, doch ist sie nicht dazu gezwungen. Die Formel muß noch zweimal – auch nach längeren Pausen – wiederholt werden. Oft führt nämlich das Zusammenbleiben nach ihrer ersten Anwendung zur Versöhnung; ja der Mann darf sogar seine geschiedene Frau zweimal wiederheiraten. Jedenfalls muß er für sie sorgen.

Erklärt er aber schon bei der ersten Scheidung: „Utsch den dokuse bosch ol – dreimal schütte ich dich völlig aus“ (wörtlich: „Von drei- bis zehnmal sei entlassen“), dann bringt er damit zum Ausdruck, daß diese Scheidung einer dreimaligen gleichkommt.

Nach all dem Gesagten ist es verständlich, daß ein andrer Ton im Familienleben der Orientalin herrschen muß.

[391] Die Frau ruft nicht, wie bei uns, den Gatten mit Namen, sondern sie gibt ihm seinen Titel oder nennt ihn „Herr“. Auch die Kinder sagen „Herr Vater“ und „Frau Mutter“. Ehrerbietig küssen sie den Eltern die Hände, und bei religiösen Festen bitten sie um den elterlichen Segen. Weder Kind noch Frau setzen sich unaufgefordert in Gegenwart des Herrn. Diese feine Art der Erziehung ist, wie schon erwähnt, das Werk der orientalischen Mutter. Uralte Ueberlieferung, der es zu danken ist, daß der schöne, fromme Glaube, die Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Treue des Moslem sich bisher erhalten haben. In den letzten Jahrzehnten begann leider ein fremder, nicht eben guter Einfluß das stille Heiligtum der Mohammedaner zu durchwehen, der nur allzu leicht das Schöne und Liebenswerte in Glauben und Sitte der Orientalen zu vernichten droht. Es wäre schade, fiele ein Reif in diese Frühlingspracht.

Anmerkung des Herausgebers: Frau Mays Ausführungen stammen aus jener Zeit, in der sie – um die Jahrhundertwende – an der Seite des Dichters die in Band 34 „Ich“, S. 545f., geschilderte Orientreise unternahm. Demzufolge ist auch die Darstellung des türkischen Familienlebens auf jenen Zeitpunkt eingestellt. Inzwischen hat sich durch das Erwachen der Jung-Türken, dann auch durch den Weltkrieg und seine Nachwirren, ein wesentlicher Umschwung in der Türkei geltend gemacht, der sich teils nach der guten, teils allerdings auch wohl nach der weniger guten Seite hin, auswirkt. Mag sein, daß in nicht allzu ferner Zeit der Harem, wie er oben geschildert ist, und wie er selbst heutzutage noch, wenn auch in eingeschränktem Maß, besteht, völlig der Vergangenheit angehört.

[(392)]

Die Eheschließung Halefs

Von D. Dr. Emil S e h l i n g , Geheimer Rat und Universitätsprofessor

In seinem Buch „Durch die Wüste“ schildert Karl May die Heirat Halefs. Der Erzähler, Kara Ben Nemsi, hat zu einem Zug durch die Arabische Wüste angesetzt und dabei die stille Hoffnung, Mekka, die heilige Stadt, kennen zu lernen, deren Betreten den Ungläubigen bei Todesstrafe verboten ist. Er findet Anschluß an einen Beduinenstamm, dem er bei einem Streifzug große Dienste leistet. Schon weit früher hatte er sich einen jungen Araber, namens Halef, als Diener geworben, der ihm ein treuer Gefährte und Genosse bei seinen Abenteuern wurde und später ein inniger Freund werden sollte. Dieser kleine, braune Halef, ruhmredig, mit echt orientalischer Phantasie begabt, hastig in seinen Entschlüssen, schnell mit der Peitsche bei der Hand, aber auch anhänglich und treu bis zur Aufopferung des eigenen Ich, wird durch die in späteren Büchern Karl Mays geschilderten Erlebnisse eine Lieblingsgestalt der deutschen Jugend. Heute soll einmal seine Eheschließung unter die juristische Lupe genommen werden; denn wie der geneigte Leser gleich hören wird, ist diese Eheschließung eine solche besonderer Art gewesen und gibt Gelegenheit, wieder einmal die Darstellungskunst Karl Mays zu bewundern, aber sie auch auf ihre Richtigkeit zu untersuchen: wir können schon jetzt vorwegnehmen, daß sie die Prüfung auch vor dem Richterstuhl der Jurisprudenz mit vollem Erfolg besteht.

[393] I.

„Woans ick tau ’ne Fru kam[m].“ So überschreibt [Fritz] Reuter eine seiner Erzählungen und so könnte auch Karl May das Kapitel überschrieben haben, worin er die überraschenden Vorgänge schildert, die zur Eheschließung Halefs geführt haben. Der arme, heimatlose Beduine Halef denkt an keine Gattin, er schwärmt zwar wie jeder echte Orientale für die Frauen, aber er kann sich keine solche leisten, denn die Frau muß man nach dem Recht des Islam kaufen und der Kaufpreis ist je nach dem Stand, dem Reichtum, der Schönheit der Frau verschieden. Für einen Menschen, der gar nichts sein Eigen nennt, wie Halef, können als Gegenleistung höchstens die eigenen Dienste in Frage kommen, und diese Dienste hat er ja an den deutschen Reisenden vermietet, und dieser wieder hat keine Frau zu verkaufen.

Für Halef ist also jede Möglichkeit, sich zu verheiraten, ausgeschlossen. Zwar wird unter den heutigen Gelehrten darüber gestritten, ob der Preis, den der Bräutigam zu zahlen hat, das sogenannte Meh’r, ein wirklicher Kaufpreis sei. Man vergleiche darüber die Erlanger Dissertation von Selim-Kahn [Selim Khan Keun de Hoogerwoerd], „Studien zur Einführung in das Recht des Islam 1901“. Aber nach dem Recht Mohammeds ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß ein richtiger Kaufpreis gemeint war. Mag sich auch in der neueren Entwicklung dieser Rechtsgedanke mehr und mehr abgeschwächt haben, das Entscheidende bleibt doch immer, daß ohne Meh’r eine Eheschließung nicht möglich ist. Wie sich die neue türkische Gesetzgebung unter Kemal [Mustafa Kemal Atatürk] dazu verhält, bleibe hier ununtersucht. Also wie gesagt, Halef denkt **[394]** an keine Frau. Da bietet sich ihm ganz unerwartet, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, die Gelegenheit, zu einer Frau zu kommen. Der Scheik der Beduinenabteilung, der sich Kara Ben Nemsi mit seinem Diener, der aber diesem Stamm nicht angehörte, angeschlossen hatte, macht plötzlich Halef den Vorschlag, als „Delihl“ aufzutreten. Bei den Leuten befindet sich nämlich ein junges Mädchen, Hanneh, das einzige Mitglied der Abteilung, das noch niemals in Mekka war. Eine unverheiratete Frau darf aber Mekka nicht betreten. Da besteht nun eine Einrichtung, daß sich Männer gewerbsmäßig dazu hergeben, zum Schein mit unverheirateten Personen die Ehe zu schließen und nach beendeter Pilgerfahrt sie unberührt an den Stamm oder die Eltern wieder zurückzugeben.

Im Fall Hannehs kam noch die besondere Schwierigkeit dazu, daß den Angehörigen ihres Stammes das Betreten der heiligen Stadt verboten war. Hannehs Mutter bzw. Großvater waren mithin gezwungen, sich als Delihl für das Mädchen einen Stammesfremden auszuwählen. Vorsichtig sondiert daher der Scheik zuerst den deutschen Herrn und dann Halef. Der Diener ist klüger als sein deutscher Herr, der ohne weiteres seine Zustimmung gibt. Er will die Katze nicht im Sack kaufen. Zwar darf er nach dem Recht des Islam die Braut vorher nicht sehen, aber die Beduinenstämme haben sich gewohnheitsrechtlich von dieser Vorschrift freigemacht. Die vorgeführte Braut findet Halefs Beifall. Er fragt zuerst noch zart um die Erlaubnis bei seinem Herrn und nach dessen Zustimmung wären alle Schwierigkeiten beseitigt, bis auf die wichtigste, nämlich auf

das Meh'r, den Kaufpreis. Freilich muß der Vater dem Bräutigam eine dem Meh'r entsprechende **[395]** Mitgift der Frau überreichen, aber ohne Meh'r keine Frau und auch keine Gegengabe der Eltern. Das Mädchen ist die Enkelin eines Scheiks und darum ist das Meh'r entsprechend hoch. Der Scheik verlangt als Meh'r eine Stute, 5 Reitkamele, 10 Hammel und 50 Schafe. Halefs Hoffnungen, die Braut zu erringen, zerfließen damit in Nichts. Da eröffnet sich auch hier blitzartig eine Lösung. Der Scheik fährt in der Verhandlung weiter fort: für dieses Meh'r gebe ich als Morgengabe eine Stute, 5 Reitkamele, 10 Hammel und 50 Schafe, und fügt dann mit echt orientalischer Spitzfindigkeit (man sieht ordentlich seine kleinen listigen Augen leuchten) hinzu: „Eure Weisheit wird da einsehn, daß es unnötig ist, bei so trefflichen Verhältnissen den Preis und die Morgengabe gegenseitig auszuwechseln." Damit ist die Meh'r-Frage zu Halefs vollster Zufriedenheit durch „Kompensation" gelöst.

Es wird weiter ausbedungen, daß das junge Paar gleich am andern Morgen die Pilgerfahrt anzutreten und alsbald wieder zurückzukehren habe. Halef hat seine Frau völlig unberührt wieder zurückzubringen. Hat er dies getan, so erhält er zur Belohnung für den geleisteten Dienst ein Kamel und einen Sack mit Datteln, andernfalls erhält er nichts und wird getötet. Da man allerseits mit diesen Bestimmungen einverstanden ist, so wird darüber ein schriftlicher Vertrag aufgesetzt. Der Scheik und Halef unterschreiben ihn und der Scheik drückt noch ein Siegel, d. i. den Knauf des Dolches, auf angewärmtem Wachs ab und damit ist, wie ganz richtig geschildert wird, der rechtliche Teil der Eheschließung vollzogen. Die nunmehr folgenden üblichen Feierlichkeiten sind nur gleichgültige Formalitäten. Sie werden übrigens entsprechen der eigenartigen **[396]** Ehe, die her geschlossen worden war, in sehr bescheidenen Grenzen gehalten. Es wird zwar ein Hammel geschlachtet, aber nur ein einziger. Es wird auch ein Reitergefecht veranstaltet, aber dabei wird nicht geschossen, da sich der Feind in der Nähe befindet.

Halef, der junge Ehemann, schläft die Nacht im Zelt bei seinem Herrn und führt dort schon recht merkwürdige und verdächtige Gespräche; z. B. fragt er: „Herr, würdest du sie wieder hergeben?" Angst vor dem Getötetwerden scheint er also nicht zu haben, er würde sich wohl auch gehütet haben, zu dem Stamm zurückzukehren, wenn er das zu befürchten gehabt hätte, und die Wüste ist groß. Aber bereits in der ersten Nacht denkt er daran, wie man um den Vertrag herumkommen könnte, und mit diesen Gefühlen im Herzen reist er am andern Morgen mit seiner jungen Frau nach Mekka ab.

II.

Wie sind nun diese Vorgänge juristisch zu beurteilen? Ein voreiliger Leser wird höchstwahrscheinlich sagen, es liegt hier eine Scheinehe vor. Und so faßt auch offenbar Karl May die Sache auf.

Aber dieses Mal hat der sonst so richtig urteilende Schriftsteller nicht das Richtige getroffen. Er hat sich wohl auch zu diesen Fragen nicht streng juristisch, sondern mehr rein menschlich äußern wollen. Betrachten wir die Sache daher einmal streng justistisch.

Eine Scheinehe kann zunächst so verstanden werden, daß, mangels irgendeiner Form der Eheschließung, nicht einmal der Schein einer Ehe entstanden ist. Wenn z. B. heute in Deutschland zwei Leute ihren festen Eheschließungswillen, aber nicht vor dem Standesamt, erklären, so ist nicht einmal der Schein einer Ehe vorhanden. **[397]** Es bedarf dann keiner Handlung dieser Personen, auch keiner Handlung der Gerichte, um die Ehe zu lösen. Hier ist eben nichts geschehen, hier liegt nichts vor, beide Teile können frei auseinandergehen. So steht die Sache bei unserm Halef aber nicht. Seine Ehe ist mit allen vom Islam vorgeschriebenen Formen abgeschlossen worden.

Ein anderer Fall der Scheinehe ist der, wenn zwar die richtige Form der Eheschließung gewahrt wird, aber die Parteien nicht den Willen haben, eine gültige Ehe einzugehen. Hier sind wiederum zwei Fälle auseinanderzuhalten. Es kann sein, daß nur ein Teil im geheimen für sich den Willen hat, keine Ehe zu schließen, nach außen hin aber das Gegenteil erklärt. Man nennt das Mental-Reservation. Es kann aber auch sein, daß beide Teile im vollen Einverständnis miteinander, vielleicht auch erkennbar für Dritte, etwas anderes behaupten, als sie wollen. Man nennt dies Simulation. Was die Mental-Reservation anlangt, so wird sie in allen Rechtsordnungen für unbeachtlich erklärt. Wenn jemand etwas erklärt, was er nicht will, und er ist im Besitz seiner Verstandeskräfte, so hält sich die Rechtsordnung an das, was er erklärt hat und nicht an das, was er im geheimen gewollt hat. Das gilt für den gewöhnlichen Rechtsverkehr und erst recht für Erklärungen gegenüber öffentlichen Behörden. Die Rechtsordnung kann natürlich auch Ausnahmen zulassen, aber sie wird dies stets nur unter ganz besonderen Erschwerungen tun, schon mit Rücksicht auf

die Sicherheit des Rechtsverkehrs, und so sind denn auch nur ganz wenige Fälle bekannt geworden, in denen die Mental-Reservation als Grund zur Auflösung einer Ehe anerkannt worden ist. Der berühmteste **[398]** dieser Fälle ist die Auflösung der Ehe Napoleons I. (Man vgl. darüber meine Abhandlung in der Zeitschrift des Kirchenrechts Bd. 20, S. 1 ff.)

Halef ist zwar ein Held und nach seinen eigenen Reden ein größerer Held als Napoleon I., aber bis zur Mental-Reservation hat er sich hier nicht aufgeschwungen. Ganz im Gegenteil. Er will ja seine Hanneh heiraten und das gleiche ist auf der anderen Seite bei Hanneh selber der Fall. Wille und Erklärung decken sich.

Liegt nicht aber eine Simulation vor? Eine solche ist dann gegeben, wenn eine Ehe zum Scherz, z. B. auf dem Theater vorgespielt wird. Im sonstigen Rechtsleben, wenn die Parteien bewußt und im Einverständnis miteinander zum Schein ein Rechtsgeschäft abschließen, in Wahrheit aber ein anderes Rechtsgeschäft wollen, das vielleicht verboten ist. Alles dies stimmt aber hier nicht. Halef und Hanneh wollen sich heiraten und nichts anderes.

War die Ehe etwa ungültig, weil sie durch einen Delihl abgeschlossen wurde? Was ist dieser Delihl? Dieser – wie wir es etwas burschikos formulieren wollen –, dieser „Strohmann"? War der Delihl etwa ein Stellvertreter? Eheschließungen durch Stellvertreter sind zulässig und sind namentlich bei fürstlichen Eheschließungen wiederholt vorgekommen. In unserm Fall liegt aber keine Stellvertretung vor, Halef will ja nicht etwa die Ehe für einen andren abschließen, sondern ganz allein für seine Person. Ein Dritter ist hier überhaupt nicht vorhanden.

Oder gibt es vielleicht irgendein Ehehindernis, das die Ehe Halefs ungültig machen würde, etwa Irrtum oder Zwang, nahe Verwandtschaft, Schwägerschaft **[399]** usw.? Diese Frage ist zu verneinen. Die Ehe Halefs ist eine gültige Ehe.

Vielleicht könnte man an eine Ehe unter einer Bedingung denken? Das bedeutete, daß die Ehe erst dann gültig zustande kommen sollte, wenn ein gewisses in der Zukunft möglicherweise eintreffendes Ereignis eintreten sollte („aufschiebende Bedingung"). Oder, daß die Ehe von Anfang an zwar gültig sein, aber ungültig werden sollte („auflösende Bedingung"). In der Rechtsordnung, z. B. im kanonischen Recht, sind Ehen unter aufschiebenden Bedingungen für zulässig erklärt. Bei unserm Halef ist aber von einer solchen Bedingung in dem Ehekontrakt nichts zu lesen.

Könnte man nicht an eine befristete Ehe denken, an eine sogenannte Zeitehe? Das sind Ehen, die von Haus aus auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen sind und die mit Ablauf der bestimmten Zeit von selbst endigen. In Japan sind solche Ehen bekannt. In Europa und, wie ich glaube, auch im Islam kennt man sie nicht. Selbst wenn sie dort möglich sein sollten, so wäre der Fall bei Halef nicht gegeben, denn es ist im Ehevertrag kein Zeitpunkt ausdrücklich ausgemacht, an dem die Ehe von selbst endigen soll.

Es liegt also eine voll gültige Ehe vor, die sich in nichts von irgendeiner andern gültigen Ehe unterscheidet. Nur hat der Ehemann eine Nebenverpflichtung übernommen, nämlich die Frau zurückzugeben, d. h. an den Stamm wieder unentgeltlich abzutreten, richtiger gesagt: sich wieder zu scheiden. Dann, nur dann kehrt das Mädchen als freie Person in ihren Stamm zurück, während sie ohne richtige Ehescheidung immer eine verheiratete Frau bliebe. Es liegt also eine Ehe vor, mit der obligatorischen Verpflichtung der alsbaldigen **[400]** Ehescheidung. Halef muß sich von seiner Hanneh wieder trennen. Das ist ja im Islam eine sehr leichte Angelegenheit für den Ehemann. Er braucht keinerlei Gründe dafür zu haben, sondern lediglich den Scheidebrief auszustellen. Eine solche Strohmann-Ehe wird in der bekannten Operette von Lehar „Der Graf von Luxemburg" behandelt, nur ist die Ehescheidung in Europa nicht so einfach wie im Islam. Immerhin muß auch im Islam der Ehemann den Scheidungswillen kundtun. Wenn Halef aber nun die Ehescheidung nicht ausspricht? Welche Zwangsmittel hat der Stamm, der Scheik aus dem Vertrag? Kann er auf Erklärung der Ehescheidung durch Halef klagen? Wie vollzieht sich etwa die Zwangsvollstreckung? Ist es nicht überhaupt eine Handlung, die gegen die guten Sitten verstößt und darum nicht zu erzwingen ist? Eine Konventionalstrafe enthält der Vertrag nicht.

Es liegt also zunächst einmal eine gültige Ehe vor und sie bleibt gültig, wenn Halef nicht die Ehescheidung erklärt. (Hanneh kann die Ehescheidung nämlich nicht erklären, weil sie dazu noch islamitischen Recht Gründe haben müßte.) Hier erheben sich nun fesselnde Rechtsfragen. Wie wäre es, wenn Halef oder Hanneh auf dem Ritt nach oder zurück von Mekka plötzlich stürben? Da würde das Erbrecht des Ehemanns gegen die Frau und umgekehrt mit allen Wirkungen eintreten. Eine andere Frage: Erhält Halef, wenn

Hanneh plötzlich stürbe, seinen versprochenen Lohn *pro rata* der vollzogenen Reise? Alle diese und ähnliche Fragen löst der Dichter in überraschender, in echt poetischer Weise. Karl May läßt die beiden zusammenbleiben, Halef wird nicht getötet. Trotz aller juristischen Schwierigkeiten wird die Ehe so glücklich, daß man fast wünschen **[401]** möchte, alle Ehen würden zunächst einmal durch einen Delihl geschlossen. Wie fein hat Karl May den juristischen Faden geschlungen und um wie viel feiner noch gelöst. Auf Wunsch aller Beteiligten macht der deutsche Reisende den Vorschlag, den alten Vertrag zu zerreißen und Halef in den Beduinenstamm einzubürgern. Der Scheik ist damit einverstanden, zumal er dadurch um die Verpflichtung herumkommt, Halef den Delihl-Lohn zahlen zu müssen. Mit dem Zerreißen des Vertrags entfällt die obligatorische Verpflichtung Halefs, die Frau an den Stamm wieder herzugeben. Die Ehe wird durch das Zerreißen des Ehevertrages, da sie nun einmal gültig geschlossen war, nicht berührt, sie könnte nur durch eine Ehescheidung gelöst werden. Die Ehe besteht weiter, wie sie schon während der Pilgerfahrt nach Mekka bestanden hatte. Der gute Deutsche, der bei der Eheschließung Halefs so getreulich Pate gestanden hatte, kann mit Fug und Recht bei dem ersten Sohn Halefs und Hannehs Pate werden. Dieser Sohn erhält den deutschen Vornamen Karl, arabisch Kara, und wird ein großer Held: Segen der Pilgerfahrt!

[(402)]

Der große Medizinmann

Von Mittelschulrektor a. D. Franz R o h r m o s e r

Schon längst, ehe noch ein Mensch etwas wußte von Verjüngungsdoktoren, die sich an des alten Herrn [Bernhard] von Bülow Wort halten: „Die Natur muß korrigiert werden“ – ehe man aus Kräutern der Tropen geheimnisvoll benamste Pülverchen schuf, die dem herannahenden Greisenalter die Tür vor der Nase – sozusagen – zuschlagen sollen, hatte ich das Geheimnis erfaßt, sich eine zweite Jugend ohne Kuren und Kosten zu verschaffen. Durch meine Kinder habe ich meine eignen Jungensjahre wieder lebendig werden lassen, habe mit ihnen gespielt und getollt, habe mit inniger Freude festgestellt, wenn sie vom Maikäferhandel bis zum Briefmarkensammeln denselben kulturellen Werdegang durchmachten, wie ich einst, dieselben dummen Streiche verbrachen. Freilich hütete ich mich vor der bekannten Weisheit der meisten Väter, die sich in die Worte zu kleinen pflegt: „Als ich so alt war wie du, da tat ich das und das!“ Ich habe stets einen scharfen Unterschied zwischen Uebermut und bewußter Unart gemacht, und eine zerrissene Hose oder ein umgeworfenes Tintenfaß nicht als tragische Vorfälle gewertet, ohne daß meine Kinder deswegen unerzogene Rangen geworden sind.

Als daher das älteste, meine Tochter, schon von den ersten Schuljahren an mit demselben Eifer über Bücher herfiel, mit dem ich einst im selben Alter Märchen und Heldensagen verschlungen hatte, war ich sehr froh, denn ich wußte, wie wichtig mein von den Eltern so oft **[403]** gerügtes vieles Lesen für meine spätere geistige Entwicklung geworden war. Ich besorgte ihr alles, was einst den Inhalt meiner kindlichen Gedankenwelt ausgemacht hatte, und genoß so mit ihr zusammen noch einmal die Freuden jenes ersten schüchternen Fluges ins Reich der Romantik.

Aber bei meinem Jungen kam es seltsamer Weise anders. So sehr er sich sonst mit meinen eignen Jugendneigungen in Einklang setzte, indem er phantastische Drachen baute, mit Pfeil und Bogen die Spatzen schreckte, eine Luftbüchse für „der Güter höchstes“ hielt und merkwürdigerweise, ohne daß ich ihm von den Schlachten meiner Quintanerzeit zu erzählen brauchte, von selbst dahinter kam, daß Kastanien treffliche Geschosse im Fernkampf sind – lesen mochte er nicht. Die Bücher, die er geschenkt bekam, erledigte er gewissenhaft wie eine Schulaufgabe, aus Höflichkeit gegen den Geber, aber ohne Freudigkeit und innere Anteilnahme. Selbst der unsterbliche „Lederstrumpf“ und der „Waldläufer“ wollte nicht recht ziehen, und alle homerischen Helden zusammengenommen hätten ihn nicht eine Stunde vom Rodeln abhalten können.

Ich tröstete mich schließlich mit dem bekannten Wort aus Goethes „Hermann und Dorothea“, sagte mir, daß der neuzeitliche Unterrichtsbetrieb mit seiner starken Betonung der Leibesübungen aller Art, seinen Turn- und Wanderfahrten der heutigen Jugend eben andre Wege weise, als damals uns, die wir neben den zwei wöchentlichen Turnstunden unsern Ueberschuß an körperlichem Tatendrang in „männermordenden Schlachten“ gegen die „Klippschüler“, wie wir unsere Feinde von der Volksschule nannten, austoben mußten. Als dann gar eines schönen Tages der Name meines **[410]** Sprößlings in der Zeitung seiner Gymnasialstadt unter den Siegern in den Reichsjugend-Wettspielen prangte, in einem Alter, in dem von mir noch „kein Lied, kein Heldenbuch“ und auch noch keine Zeitung „gemeldet“ hatte, da war ich geschlagen und beschied mich.

Eines Tages gab ich dem Dreizehnjährigen Karl Mays „Unter Geiern“. Die Wirkung war verblüffend. Er las das Buch dreimal hintereinander. Er bat mich dringend um andre May-Bände und las sie mit derselben Freude. Er bekam nun auch Anreiz für Bücher, die er bisher beiseite gelegt hatte, besonders für alles, was auf unsre ehemaligen Kolonien Bezug hatte. Er vernachlässigte dabei weder seinen Sport noch seine Schule. Im Gegenteil. Seit Karl May in sein Leben getreten ist, hat die Erdkunde für ihn einen neuen Inhalt bekommen. An der Hand der Karte verfolgt er seine Reisen. Er fragt mich unentwegt nach den geschichtlichen Beziehungen. Seine Leistungen im Englischen bessern sich auffallend, weil er zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß man diese Sprache besonders gut beherrschen muß, wenn man sich einmal die weite Welt anschauen will. Andrerseits treibt das Beispiel Kara Ben Nemsis ihn an, immer mehr Wert auf körperliche Ertüchtigung zu legen, und ohne daß es langatmiger Belehrungen von meiner Seite aus bedarf, macht er sich die sittlichen Werte selbst nutzbar, die in Mays Schriften sich befinden. Natürlich habe

ich auch immer Zeit für ihn, wenn er das Bedürfnis fühlt, mit mir über ein gelesenes Buch zu sprechen. So läuft er nicht Gefahr, lediglich zu „schmökern“, einen Band nur als Unterhaltungslesestoff hastig und ohne Gewinn zu verschlingen. Trotzdem hat er nie das Gefühl, daß ich sein Lesen irgendwie schulmeisterhaft überwache, **[405]** und das ist selbstverständlich Voraussetzung, wenn Bücher ihren erzieherischen Zweck nach allen Seiten hin erfüllen sollen.

Karl May ist meines Jungen Lieblingsschriftsteller geblieben. Der große Medizinmann hat nicht nur die erste Bresche geschlagen, er ist auch weiterhin Sieger geblieben über die andern, die das Herz der Jugend zu gewinnen trachten, wenn er ihnen auch Bahn gebrochen hat. Und ich erlebe auch hier meine Jugend ein zweitesmal.

[(406)]

In der Lazarettbücherei

Von Dr. E. A. S c h m i d
Leiter des Karl-May-Verlags

In einer größeren Zeitung [Dresdner Volkszeitung](ich nenne sie nicht, auf daß sie sich bessere und nicht mehr sündige) stand am 15. März 1927 folgendes:

„Geradezu unheimlich stark ist die Nachfrage nach Karl May. Alte und junge Leute, mitunter die frischesten und prächtigsten Kerls, kennen nichts Höheres und geben sich ungern mit etwas anderm zufrieden…“

Das aus dem Kunstwart zur Empfehlung zu zitieren, nimmt der Karl-May-Verlag in Radebeul keinen Anstand. Ferdinand Avenarius, der Herausgeber des Kunstwarts, war bekanntlich der heftigste Gegner Karl Mays und hat diesen Sensationsschriftsteller bis an sein Ende verfolgt wie kein andrer. Aber die vier Zeilen aus dem Zusammenhang eines heftigen Angriffsaufsatzes herausgerissen sind dem Verlag gerade gut, um für ihn als Reklame zu dienen. *Non olet*! …

Diese Verunglimpfung bildet ein hervorragendes Beispiel dafür, wie leichtfertig und oberflächlich manche Presse – zuweilen – selbst heute noch über Karl May und seinen Verlag urteilt. Wer das Kunstwart-Heft 23 vom Jahr 1918 (S. 151-153) aufschlägt und den erwähnten Aufsatz nachliest, wird erkennen, daß genau das Gegenteil von dem zutrifft, was jene Zeitung behauptet. Wir haben den Satz nicht aus dem Zusammenhang gerissen. Karl May wird weder vor- noch nachher darin genannt. Es steht auch in den Sätzen vor- und nachher nicht die leiseste Bemerkung, die als abfällig gegenüber der Art von Karl Mays Erzählungskunst gedeutet werden könnte.

[407] Aber noch mehr: Was damals im Kunstwart stand, entspricht auch inhaltlich durchaus der Wahrheit, denn in allen „Kerkern“ (seien es Gefängniszellen, Lazarette oder sonstige Krankenzimmer), und überhaupt wo immer die Menschen mühselig und beladen sind, ist Karl May der beliebteste und meistgelesene Schriftsteller!

Aber noch mehr: Mein Gegner Ferdinand Avenarius hat jene günstige Aeußerung abgedruckt im September 1918, das ist drei Wochen, nachdem ich unterm 11. August 1918 auf seine bösen Herausforderungen mit scharfem Griff den Fehdehandschuh aufgenommen hatte, was man in meiner „Lanze für Karl May“ Seite 114 (dortselbst: Brief an Frau Else Avenarius) nachprüfen kann. Wir faßten die Kunstwart-Stelle damals als einen Friedensfühler auf, der allerdings – etwas zu spät kam! Diese unsre Mutmaßung wird gestützt durch die Tatsache, daß Avenarius von da ab nie wieder etwas gegen Karl May schrieb und dessen Namen überhaupt nicht mehr zu nennen wagte!

Aber noch mehr: Die Verfasserin des Kunstwart-Aufsatzes, Rose v. Aichberger, ist schon deshalb keine Gegnerin Karl Mays, weil sie zu den Mitarbeitern unsrer Karl-May-Jahrbücher zählt! Sie schrieb für den Jahrgang 1922 den Beitrag: „Beobachtungen in der Volksbücherei“ und für den Jahrgang 1923 den Beitrag: „Kind und Buch“!

‚Sieg, großer Sieg, ich sehe alles rosenrot!‘

Diese Worte, die Karl May, wie in Band „Ich“ erwähnt, wenige Minuten vor seinem Ableben sprach, drängen sich ins Gedächtnis, wenn man nachfolgenden Brief liest. Er ist gerichtet an Frau Klara May, und wir drucken ihn mit Erlaubnis des Verfassers ab.

Oberhohenelbe, am Geburtstag Karl Mays 1923.

Sehr geehrte gnädige Frau!

… Aber ich will Ihnen heute auch noch von einem andern May-Leser erzählen. – 1915 war es, beim Militär. Dort lernte ich einen Kameraden namens Dr. M., Sohn des bekannten Redakteurs der ….. Zeitung in F…, kennen. Auf dem Exerzierplatz fragte ich ihn einmal während der Rast, warum sein Vater ein solch heftiger May-Gegner gewesen sei. Er gab mir die Gründe an, die ich – es war vor 8 Jahren – meist leider vergessen habe (Prozeßgeschichten, Verhimmelung Karl Mays durch einen Teil der Presse usw.) und dann sagte er noch ungefähr:

„Gegen Karl Mays Schriften war ja eigentlich mein inzwischen verstorbener Vater nicht, und er selbst – er litt an einem Krebsleiden – las eifrig auf dem Sterbebett besonders die ersten May-Bände gern und äußerte sich oft, so eine leichte und angenehme Lektüre helfe ihm über viele qualvolle Stunden hinweg …!“

Ist es nicht eigenartig zu hören, daß ein heftiger May-Gegner auf dem Totenbett sein strenges Urteil milderte und selbst ein May-Leser geworden ist? –

H e i n r i c h Z i r m , Lehrer.

[Fedor **M**amroth (1851–1907), Redakteur der Frankfurter **Zeitung** in **F**rankfurt am Main.]

[(409)]

Der Freund

(Nach eigenen Beobachtungen)

Von Else F r a n k e

Ein Freund! Kaum ist das Kind zum Bewußtsein erwacht, so ist auch schon der Wunsch nach einem Freund in ihm rege. Es mag nicht mehr allein spielen, es will einen Gefährten haben, der teilnimmt an seinen Leiden und Freuden. Und diese Sehnsucht nach einem Freund haben wir alle unser ganzes Leben hindurch. Wer sind nun unsre besten Freunde? Ein lieber Mensch, ein treues Tier, ein gutes Buch! Aber der Mensch, das Tier, sie können sich von uns abwenden, können uns verlassen. Da wenden wir uns zum Buch. In ledernen und leinenen Röcklein stehen sie im Laden des Händlers, still und geduldig warten sie, bis sie gerufen werden, ihren Zweck zu erfüllen. Was ist ihr Zweck? Arbeitsgenossen und Lehrer sind sie dem Lernenden, unterhaltsame und ergötzliche Plauderer den Damen, Märchenerzähler den Kindern, Weggenossen den Reisenden, Zeitverkürzer den Kranken, denen die Zeit stillzustehen scheint. O, was kann nicht alles ein Buch tun! Wieviel Sonnenschein kann dieser Freund in ein Menschenleben bringen! Laßt mich euch erzählen:

Der blaue Himmel und die weißen Schneefelder der Berge strahlten in den Schlafsaal des großen neuen Krankenhauses in dem Tiroler Städtchen. Liebkosend und tröstend senkte sich der Sonnenschein auf vier weiße Betten, in denen Kranke lagen: drei von ihnen schliefen. Der junge, blonde Mann, dessen Lager dem **[410]** Fenster am nächsten stand, las. Die Morgenpost hatte ihm ein Paket Bücher gebracht. Nun vergaß er das Krankenbett, vergaß, daß er erschöpft und ermattet nach schwerer Operation noch lange untätig und still liegen sollte. Doch jetzt befand er sich nicht mehr im Bett, er fühlte sich weit weg von hier. In einem sonnigen Land wanderte sein Geist: in einem Märchenland. Fremde Blumen dufteten um ihn her, auf ruhigen Wassern in der Ferne schimmerte Licht, dann wieder dehnte sich um ihn her die unendliche Wüste aus: weit, weithin nichts als Sand, der blendete. Aber dort am Himmelsrand tauchten schon die Wipfel hoher Palmen auf. Farbige Menschen in bunter Kleidung zogen an ihm vorbei: hohe, edle Gestalten. Dann stürmten Reiter auf wildschnaubenden Rossen vorüber. Neue Bilder, andre Menschen kamen. Und der Held, der durch dies fremde Land zog, war Walter, der Leser selber. Ja, genau so würde er dahingeflogen sein auf flinkem Roß, genau so hätte er gehandelt, gedacht. Wie das wohl tat! Alles mitzufühlen, mitzuerleben! Jetzt traten Feinde auf! Pah, keine Frucht! Mut, Mut, alle Gefahren kann ich bestehn, siegreich komme ich aus jedem Abenteuer, ich und mein Roß und mein kleiner lustiger Freund. Wer auf der Welt hatte je einen solchen Diener! Ach was, Diener, das war kein Diener, das war ein Kamerad, ein treuer Kamerad in allen Gefahren und Kämpfen. Und so lustig war er eben wieder! Der Jüngling lachte hell auf. Der da neben ihm im Halbschlaf lag, ein Knabe von etwa 16 Jahren, wurde wach. Ueber sein bleiches Kindergesicht flog ein heller Schein, als er den Leidensgenossen lachen hörte.

„Was ist, Walter? Was hast du?“ fragte er und wandte sich dem Lesenden zu.

[411] „Hadschi Halef! Ach, der Kerl ist ja famos! Jakobbe, das mußt du lesen. Wie das geschrieben ist! Das liest man nicht, nein, das erlebt man. Aber ob du es verstehn wirst? Sieh, ich lese hier von einem Reisenden im Morgenland: weißt du, was das ist, das Morgenland?“

Jakobbe antwortete: „Im Waisenhaus, in dem ich aufwuchs, war der Schulunterricht wohl nicht der beste, aber daß es ein Land gibt, Morgenland geheißen, das weiß ich wohl. Ist es nicht das Land, wo Christus lebte?“

„Wohl, aber dies hier liegt noch weiter nach Osten. Jakobbe, wenn wir hier wieder herauskommen, dann reisen wir dorthin. Ich bin Kara Ben Nemsi, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, und du sollst mein treuer Halef sein. Sieh, hier sind wir jetzt in Ardistan. Dies Krankenhaus mit allen Leiden und Elend ist Ardistan, das Land der Schmerzen. Und die drin wohnen, sehnen sich hinaus nach Dschinnistan, dem Land der Freiheit, der Freude, des Glücks, dem Land, in dem unsre Lieben wohnen. Ach Jakobbe, wenn wir doch erst dies Ardistan verlassen könnten!“

„Dir wird das bald beschieden sein. Du wirst heimkehren zu den Deinen, die voll Liebe deiner harren. Aber wo wartet auch mich ein lieber Mensch? Ein Freund? Ach, nirgendwo auf Erden, ich habe nur dich.“

Bevor Walter noch abwarten [antworten?] konnte, öffnete sich die Tür. Ein hübsches, lustiges Mädchen in hellem Kleid, nicht in der Schwesterntracht, kam ins Zimmer. Sie stammte aus altadeligem Haus und nahm

hier an einem Lehrgang für Pflegerinnen teil. Das ganze Zimmer, so kahl, so freudlos, schien verwandelt, als **[412]** dies muntre Wesen es mit Fröhlichkeit erfüllte. Von Bett zu Bett schritt sie und hatte für jeden ein liebes ermunterndes Wort. Die Freundin, die Schwester aller Leidenden schien sie zu sein. Sie teilte die Vespermahlzeit aus. Da lag der alte Bauer, siech, altersschwach. Der würde wohl nie wieder heimkehren, hatte auch keine Sehnsucht, fortzukommen. Dort lag er im Winkel auf der Ofenbank, als überflüssig und lästig angesehn. Im Bett daneben der junge Tiroler mit gebrochnem Bein dachte wohl manchmal mit Sehnsucht an seinen Hof, an Frau und Kind. Aber er tröstete sich, immer würde er ja nicht bleiben, und es ging ihm ja hier ganz gut. Von Zeit zu Zeit nahm er seine Gitarre und sang:

An einem Sonntagmorgen, ganz zeitig in der Fruh,
da nimmt der Bursch sein‘ Stutzen und geht dem Gamsberg zu.

Das hatte der Stubengenosse Walter sonst gern gehört. Heute achtete er nicht drauf: so vertieft war er in sein Buch.

„He, Walter, was ists? Singst heut nicht mit?“ fragte der Tiroler.

„Kann nicht“, antwortete der, „bin auf Reisen, fange mir gerade ein prachtvolles Pferd ein!“

„Sag Walter, macht dir das Lesen wirklich Spaß?“

„Und ob! Herrliche Bücher habe ich hier. Weißt du, so ein richtiger Romanfresser bin ich ja nicht. Aber in diesen Bänden liest man von Reisen und Abenteuern, und so ausgezeichnet ist alles beschrieben! Du meinst, du erlebst es selber. Und nicht so eine gezierte, greuliche Sprache, nein genau so, wie wir beide miteinander reden. Siehst du, da reist hier ein Mann, heißt Kara Ben Nemsi, du kannst dir aber nicht vorstellen, was er alles erlebt. Alle Gefahren überwindet, alle Feinde besiegt er.“

[413] „Ja mei, wird halt ein fürchtig starker Kerl sein!“

„Das wohl auch. Aber er siegt durch Güte, durch Vernunft viel öfter als durch Kraft.“

„Glaubst du, Walter, daß so einer, wenn er mit Schmugglern oder Wilderern hier in Tirol in Streit käme, auch nur durch Güte und Vernunft siegen könnte?“

„Das weiß ich nicht, aber Kara Ben Nemsi würde sicher auch mit denen fertig. Mußt wissen, das ist ein Edelmensch. Weißt du, wie ich das meine?“

„Ach geh doch, solche Leute gibts nur in Büchern.“

„Nein, derartige Gestalten gibt es sicher auch im Leben. Glaub mir, viele würden sich an ihm ein Beispiel nehmen, läsen sie seine Bücher mit dem rechten Verständnis. Er sagt jedem so fein, was recht ist und gut und vernünftig, und er sagt es so lieb, mit so viel innigen Worten, so viel Güte: er spricht zu dir in seinen Büchern wie dein treuer Freund. Schwester Ludwina, kommen Sie her, seien Sie lieb, lesen Sie uns heut, wenn Sie bei uns wachen, ein Stündchen vor! Ihr wollt doch alle gern hören?“

Und die junge, freundliche Wärterin sagte mit Freuden ja. Am Abend, als es still war in dem großen, weißen Haus, saß sie zwischen den Betten Walters und Jakobs und las mit weicher, freundlicher Stimme. Sogar der schon recht stumpfe Bauer, der wie die meisten alten Leute nachts nicht schlafen konnte, lauschte andächtig.

Bald wurde es nun zur Gewohnheit, daß die Pflegerin abends vorlas. Einst kam der Oberarzt zufällig in diesen Saal. Nach kurzem Gespräch mit der Wärterin fragte er nach dem Titel des Buches, aus dem gelesen wurde.

[414] „Karl May, Ardistan und Dschinnistan.“

„Ja, sagt einmal, Leute, gefällt euch das Zeug wirklich?“

„O, Herr Doktor, sprechen Sie nicht von ‚Zeug‘. Das sind Bücher, mit dem Herzen geschrieben“, ereiferte sich Walter, „wundervolle Geschichten. Ich habe auf der Schule und nachher viel gelesen: Detektivgeschichten, Indianergeschichten. Von allen hatte es geheißen, es seien feine Bücher, famose Sachen. Aber sie sind nichts, gar nichts gegen diese Reiseerzählungen Karl Mays.“

„Ich habe aber doch gehört, der Mann schriebe einen verteufelt schlechten Stil“, meinte der Arzt.

„Ach, glauben Sie das nicht! Karl May schreibt gar keinen Stil, kein Schriftstellerdeutsch. Seine Werke sind verfaßt in der Sprache, in der lebende Menschen miteinander reden.“

„Nun werden Sie nur nicht böse, lieber Walter, aber man sagt allgemein: Karl May mache in seinen Büchern gar manchen Schnitzer.“

„Das sind wohl nur Neider, die so reden. Solche Leute, die darauf ausgehn, in diesen Büchern Fehler zu finden, gleichen denen, die z. B. an einem wundervollen Eichbaum herumsuchen, ob sich nicht ein

verkrüppeltes Aestchen oder ein verkümmertes Blatt findet. Sie werden solche Fehlerchen finden auch am stattlichsten Baum. Aber auf das Gesamtbild kommt es an: das muß schön sein. Haben Sie denn etwas von Karl May gelesen? Nein? Nun so tun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie hier einen Band mit, lesen und urteilen Sie selber."

Der Oberarzt, der dem frischen jungen Mann sehr zugetan war, nahm lächelnd einen Band und versprach, **[415]** ihn durchzublättern. Nach zwei Tagen brachte er das Buch zurück.

„Ich hatte nie Karl May gelesen", gestand er, „und bin nun aufs höchste erstaunt über diese Ueberfülle von Phantasie. Ich werde für unsre Hausbücherei seine Werke bestellen, denn sie sind es wert, daß man für sie eintritt."

Und so geschah es. Viel Sonnenschein haben die Bücher gebracht über die Lager der Leidenden, viele schmerzerfüllte Stunden haben sie gekürzt.

Eines Tages stand Walter reisefertig und nahm Abschied vom Krankenhaus. Der Tiroler war mit seiner Gitarre schon heimgezogen, nur der Alte und Jakob waren geblieben. Immer bleicher, immer magerer wurde der arme Junge. Als Walter ihm die Hand reichte, strömten die Tränen des Kleinen.

„Ich geh heim jetzt nach Dschinnistan, aber tröste dich, Jakobbe, wenn du gesund bist, sollst du zu uns kommen und dich bei uns erholen."

„O, Walter, daran glaube ich nicht, ich wandre nach Sitara, den Bergen Gottes, von denen wir lasen. Schon sehe ich die goldene Pforte für mich aufgetan. Erst dort treffen wir uns wieder."

„Weine nicht, Jakobbe, sieh, alle meine Bücher lasse ich dir zurück, sie sollen dich trösten, weine nicht, leb wohl und gedenke meiner beim Lesen."

Ein seliges Leuchten ging über das Gesicht des kranken Knaben, als Walter die Bücher auf den Stuhl neben sein Bett legte.

Nun war der eine Freund gegangen, aber einer war ihm geblieben, und der sprach im Buch zu ihm. So lange es die immer mehr abnehmenden Kräfte gestatteten, las der kleine Jakob oft. Aber als er nicht **[416]** mehr lesen konnte, fand er noch Trost im Ansehn der Werke. Er kannte sie ja alle so genau. Und wenn er sie nur anblickte, so flogen seine Gedanken weit fort, ließen ihn die fernen fremden Länder und Menschen schauen. Im Geist erlebte er immer wieder die Schicksale der Helden. Und immer prächtiger erschien ihm die märchenhafte Ferne. Eines Morgens sagte er zu der Wärterin:

„Nun darf ich auch bald fort: zur Nacht war ein Bote bei mir von Sitara und hat mich gerufen. Endlich, endlich tut sich mir das goldene Tor auf."

Und er hatte recht. Am Abend schlossen sich die irdischen Augen, die seelischen schauten die ersehnte Ferne.

Ueber ein langes Siechtum war er hinweggetäuscht durch einen Freund: durch Karl May. Wer das vollbringen kann, hat nicht umsonst gelebt. Drum schelte mir niemand diesen Mann und seine Bücher!

[(417)]

Ein Scheinwerfer über Karl May

Von Max Jungnickel

Es wäre undankbar, wenn ich an Karl May grußlos vorübergehen würde. Leute, die diesen Erzähler für eine geistige Pest erklären, sind verdächtig. Jedenfalls waren sie nie jung und wurden deshalb nicht von dem Rattenfängerpfiff Winnetous verzaubert. Oder sie hörten auf ihre Lehrer, die Karl May nicht gelesen hatten und die trotzdem warnend den Zeigefinger vor diesem „Jugendverführer“ erhoben. Oder, der Lehrer erhob den Zeigefinger zunächst nicht, aber anderer Schulmeister tat es, einer, der so etwas sein wollte wie ein Diktator des guten Geschmacks. Ja, auch das gab es einmal. Und der kommandierte: „Lehrer, vor diesem Karl May, Zeigefinger hoch!“ Ich persönlich hatte einen Schulmeister, der den Zeigefinger nicht hob, sondern den Winnetou mit nach Hause nahm, ihn las und dann sagte: „Wenn ihr noch mehr von Karl May habt, dann denkt an mich!“ Ja, dieser Lehrer war eben eine Persönlichkeit.

Ich habe May in der Schulzeit gelesen, neben Wilhelm Raabe und neben [Peter] Rosegger. Ich las ihn wieder im Schützengraben und im Lazarett. Er riß mich aus Langeweile, aus stumpfen Erdlöchern, aus Schmerz und Verlassenheit. – Und das soll ein Schundkopf fertigbringen?

Gewiß steht manchmal neben dem Phantasiemenschen Karl May der banale Handwerksmann, neben dem Schöpfer aus dem Blut heraus liegt hier und dort der theaternde Macher; in die klare, verwegene Melodie **[418]** mischt sich zuweilen eine Kette falscher Töne. Das braucht man nicht zu vergessen, wenn man vor Karl May salutiert.

Die Leute aber, die diesen glänzenden Erzähler grausam verprügelten, wußten nicht, was sie taten. –

Ich freue mich auf den Tag, wo mein Junge so weit ist, daß er Winnetou lesen kann. Nichts ist schöner, als wenn Jungenaugen begeistert strahlen. Und Karl May hat das millionenmal fertig gebracht. – Wer macht ihm das nach?

[(419)]

Der Weg nach Dschinnistan

Von Werner v. K r e n s k i

©

93
94
95
96
97

Sittlichkeit und Freude[98]

Von Prof. Dr. Eduard E n g e l

Es siege das Gute! (Aeschylos.)

Von den Nichtdichtern wird die Forderung erhoben, die Dichter müssen sittlich sein. Die Kunstrichter lehnen diese Forderung ab und lehren: die Schönheit habe mit dem Begriff des Sittlichen nichts zu tun, sie habe nur den Zweck, schön zu sein. Wie so oft ist Streit um Dinge nur Wortstreit. Die Nichtdichter sagen nicht deutlich, was sie unter Sittlichkeit verstehen; und die Kunstrichter, viele, haben sich vor allen anderen Untersuchungen nicht Gewißheit verschafft, was sie selbst mit Schönheit und Zweck meinen.

Die Nichtdichter, die von den Dichtern Sittlichkeit fordern, meinen Sittsamkeit, Scheu vor den in der guten Gesellschaft herrschenden Sitten, d. h. überlieferten Gepflogenheiten, Anstandsregeln, Ausdrucksformen. Dies alles mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib. Die Dichter haben zu allen Zeiten darauf erwidert: die Dichtung ist keine Wiedergabe des Alltagsverkehrs, sondern Menschenleben in der gesteigerten Beseelung und der eigentümlichen Form, die in ihrer Vereinigung das Kunstwerk ausmachen. Sie sagen: Unsre Menschen sind nicht die des Alltags, jedenfalls nicht mit ihren Alltagsverrichtungen. Sie sind nicht verpflichtet, ihre Leidenschaften **[430]** ängstlich zu verbergen, wie es die bürgerliche Sittsamkeit verlangt, die nicht dasselbe ist wie Sittlichkeit; sondern grade die nicht verborgenen, die ausbrechenden Leidenschaften sind der Stoff des Kunstwerkes. Dürfen sie darin nicht leben und lodern, so gibt es keine Kunst mehr, denn die Darstellung des nur hoffähigen Lebens leidenschaftsloser Menschen, wenn es die gibt, ist überflüssig: die Wirklichkeit würde sie euch bieten, wohin ihr blickt.

Es gibt nur eine höchste Sittlichkeit: den Sieg des Guten. Nur dieser einen Sittlichkeit soll die Kunst dienen und hat die große Kunst zu allen Zeiten gedient. Wie sie dies vollbringt, ist einzig eine Sache der Kunst, und kein Nichtdichter hat ihr dreinzureden. Der Künstler, der den Sieg des Guten zum Ziel seiner Schöpfung setzt, weiß selbst, daß er dieses Ziel verfehlt, wenn er es mit unguten Mitteln zu erreichen sucht. Jeder Verstoß gegen die wahre Sittlichkeit ist für ihn ein Verstoß gegen die Gesetze seiner Kunst, und darüber bedarf er keiner Belehrung durch Nichtkünstler.

Dies ist und klingt so allgemein, daß es nach greifbaren Beweisen schreit; e i n besonders aufhellender genügt, er steht für die unzähligen.

Othello hat sein Weib Desdemona im Verdacht des Ehebruchs mit Cassio; Jago hat ihm dies eingeredet. Othello wirft Desdemona ihr Verbrechen vor, sie verteidigt sich, er steigert seine Vorwürfe und geht. Jago kommt, fragt, was geschehen; Desdemona sagt ich, was Othello ihr vorgeworfen, und beteuert ihre Unschuld. – Ist es möglich, solche Auftritte zu schreiben, ohne Othellos Vorwürfe in Worte zu kleiden, die von der gesellschaftlichen Sittsamkeit gemißbilligt werden?

[431] Othello: Schwör, du seist treu!
Desdemona: Der Himmel weiß, ich bin's.
Othello: Der Himmel weiß dich treulos wie die Hölle. – –
Desdemona: Ich hoffe, mein Gemahl hält mich für treu.
Othello: O ja, wie Sommerfliegen auf der Fleischbank,
Die im Entstehn schon buhlen. – –
Desdemona: Sag, welche Sünd' ich unbewußt beging?
Othello: War dieses reine Blatt, dies schöne Buch dazu,
Um Metze drauf zu schreiben? Was begangen!
Begangen! O du allgemeine Dirne (*public commoner*)! – –
Desdemona: Bei Gott, Ihr tut mir Unrecht.
Othello: Du keine Metze?
Desdemona: Nein, so wahr ich Christin!
Wenn meinem Herrn bewahren dies Gefäß

[98] Ebenso wie die Abschnitte „Spannung" (Jahrbuch 1925) und „Der wertvolle Mensch" (Jahrbuch 1927) sind Engels nachfolgende Ausführungen seinem Werk „Was bleibt?" entnommen, das heuer (1928) beim Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, erscheint.
Die Herausgeber.

Vor jeder schnöden, sträflichen Berührung,
Heißt keine Metze sein, so bin ich keine.
Othello: Du keine Hure?
Desdemona: Nein, so helfe Gott mir! – –
Othello: Dann verzeiht mir,
Ich nahm Euch für die schlaue Hure (*cunning whore*) von Venedig,
Die den Othello freite. – – (Ab.)

Jago kommt hinzu, Emilia, Desdemona.

Emilia: Ach, Jago! Metze schimpfte sie der Herr
Und sagt' ihr so verachtungsvolle, harte Worte
Wie sie kein treues Herz erträgt.
Desdemona: Jago, bin ich das Wort?
Jago: Herrin, welch' Wort?
Desdemona: Das, was sie sagt, mein Herr mir hat gegeben?
(*Such as she says my lord did say I was.*)

Jago will in teuflischem Gelüsten Desdemona zwingen, die grausam schmutzigen Worte nachzusprechen, die Othello ihr in der Raserei der Eifersucht entgegengeschleudert hat; Desdemona windet sich in angstvoller Scham um das Wort, sie kann es zu Jago nicht wiederholen. **[432]** Keine Uebersetzung wird dieser Zartheit [William] Shakespeares gerecht.

Metze, Dirne, Hure, Jedermanns Hure sind Worte, die man in der guten Gesellschaft, zumal vor Frauen, nicht kennt; sie auszusprechen gilt, nicht mit Unrecht, als unsittsam. Sind sie aber an der Stelle in Shakespeares Drama unsittlich? Wäre Desdemona schuldig, könnte man alsdann Othello anklagen, unsittliche Worte für unsittliche Taten gebraucht zu haben? Wären sie nicht die im Leben angemessensten, und müßte die Kunst nicht diese angemessensten Worte wählen? Dürfte sie das nicht, so hätte Shakespeare den Othello ungeschrieben lassen müssen, denn das Drama handelt davon: war Desdemona eine Hure oder nicht? Das klassische Drama der Franzosen im 17. Jahrhundert, d. h. das Theater Ludwigs 14., hätte einen Stoff wie den des Othello überhaupt nicht behandelt, denn erstens war er nicht griechisch noch römisch, zweitens war er an sich ‚unschicklich'. Wäre er aber von [Pierre] Corneille oder [Jean] Racine gewählt worden, so hätte keiner von beiden ‚Metze, Hure, Dirne' gesagt, sondern die ehebrecherische Buhlschaft wäre mit wohlanständigen, ‚edlen' Worten umschrieben worden und der ‚Sittlichkeit' – in Worten – wäre Genüge geschehen. Noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durfte in der französischen Uebersetzung des Othello nicht ‚Taschentuch' gesagt werden, weil dies der Sittsamkeit widersprach.

*

Die Gesetze der Sittlichkeit und der Sittsamkeit, wie sie durch Ueberlieferung, Uebereinkunft und Kenntnis ihrer Nützlichkeit für die menschliche Gesellschaft gelten, **[433]** werden von keinem Dichter in Zweifel gezogen; aber –! ‚Die alte, halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen! Das Erste haben sie immer getan und müssen es tun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; täten sie aber das Zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlich-Platte absterben ließe' (Goethe [Brief an Heinrich Meyer, 1796]).

Die Kunst hat ihr eigenes Sittengesetz: das der Schönheit, und das Herrliche der Kunst besteht nicht zuletzt darin, daß in der Schönheit, der wahren, alles enthalten ist, was die Menschheit als ihre edelsten Güter verehrt. Alle Dichter und alle Weisen stimmen überein: Schönheit ist Sittlichkeit, ohne es zu wollen; Kunst ist Seelenläuterung, ohne es zu wollen. Kein großer Dichter hat je an einen Unsinn wie den von der Kunst nur der Kunst wegen geglaubt, keiner an eine Kunst ohne Zweck, denn das wäre ein vollkommner innerer Widerspruch: Kunst ohne Zweck wäre die ohne Wirkung und die gibt es nicht. Schillern war die Kunst, überhaupt die Schönheit, ‚der Widerschein des Sittlichen in der Form'. Goethe sah in jedem echten Künstler ‚einen, der ein anerkanntes Heiliges bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will', ohne klares Bewußtsein, ohne erkennbare Absicht, doch grade in dieser Absichtslosigkeit um so wirksamer. – [Friedrich Theodor] Vischer mahnte: ‚Trachtet am ersten nach dem Schönen, so wird euch das Gute von selbst

zufallen.‘ – D. Fr.[David Friedrich] Strauß, der Forscher und Dichter zugleich, hatte erkannt: ‚Ein wirklicher Verstoß gegen das Gesetz der Sittlichkeit beim Dichter wird immer zugleich als ein **[434]** Verstoß gegen die Gesetze der Schönheit erscheinen und sich nachweisen lassen.‘

*

Weisen wir ihn nach! An einem Beispiel aus neuer Zeit, das die Wahrheit des keine Ausnahme duldenden Gesetzes zwingend beweist: Es gibt kein bleibendes unsittliches Kunstwerk. Wo wir ein unsittliches Werk sehen, das als Kunstwerk gilt und bis heute noch geblieben ist, da ist es dennoch kein Kunstwerk und muß versinken. Die bleibende Weltliteratur kennt kein unsittliches Kunstwerk.

Daß dieses einzige Beispiel wiederum von dem Dichter mit der lautesten Tagesberühmtheit dargeboten wird, ist nicht meine Schuld; ich kenne kein zweites, es gibt kein zweites. Ich wähle meine Beispiele des Wertlosen nicht aus dem Haufen der Unbekannten, längst Versunkenen, sondern aus dem Kreise der Weltberühmten, die noch nicht vergessen sind, so wie ich meine Beispiele des Kunstvollendeten ja immer wieder aus den Werken derselben wenigen Größten wähle. Hätte Hauptmann seinesgleichen, so würde ich sehr gern mit den Beispielen der berühmten Nichtigkeit abwechseln.

Sittlichkeit heißt Sieg des Guten; eine Dichtung, in der das Böse siegt, ist unsittlich. Daß sie hierdurch zugleich ein Werk der Unkunst wird, braucht nicht bewiesen zu werden. Die Menschheit hat sich kein einziges Kunstwerk mit unsittlichem Inhalt dauernd gefallen lassen: einen andern Beweis brauchen wir nicht.

Gerhart Hauptmann hat ein Lustspiel ‚Der Biberpelz‘ (1893) geschrieben, dessen dem älteren Geschlecht **[435]** ziemlich bekannter Inhalt dieser ist: Eine gemeine alte Diebin stiehlt einem anständigen Mann einen Pelz und behauptet das Feld dank der Trottelhaftigkeit des Bestohlenen und der polizeiwidrigen Eselei der Polizei. Diesem Siege des gemeinen Verbrechens über die Sicherheit des Eigentums eines ehrlichen Menschen wieherten die Berliner Zuschauer einst stürmischen Lachbeifall zu, und der germanistische Ruhmesklüngel verkündete: das vollendetste Deutsche Lustspiel der Gegenwart, ein ebenbürtiges Seitenstück zu Kleists ‚Zerbrochenem Krug‘. Da das nächste Geschlecht solchem Scheinruhm der Vergangenheit ratlos gegenüberstehen wird, so gebe ich ihm die Erklärung durch die Umstände, die kein zukünftiger Forscher so deutlich kennen kann wie ein Miterlebender aus jener Zeit.

Die innere Verwaltung Preußens in den 90er Jahren war bei allen freiheitlich gesinnten Menschen verhaßt geworden durch dummfreche Hudeleien der Polizei, besonders in Fragen der Kunst. Der Berliner Oberpolizeier [Bernhard Freiherr von Richthofen] hatte ein so sittlich gerichtetes Stück wie Sudermanns ‚Sodoms Ende‘ verboten mit der aufreizend anmaßlichen Begründung: ‚Die janze Richtung paßt uns (!) nich.‘ Die preußische Verwaltung war ehrlich, tüchtig, aber in manchen Einzelfällen herrschsüchtig, willkürlich, schroff und nach ihnen wurde sie allgemein beurteilt. Im ‚Biberpelz‘ gibt es einen preußischen adligen Amtsvorsteher, wie es in der Wirklichkeit nie einen gegeben hat, nie einen geben konnte: dumm bis zum Blödsinn, taprig bis zur Unmöglichkeit; herrisch gegen die Machtlosen, was allerdings einige Lebenswahrheit hatte, aber doch nur dadurch bühnenmöglich wurde, daß der bestohlene ‚Privatgelehrte‘ ein **[436]** ausgemachter Trottel sein muß, mit dem der Herr Amtsvorsteher leichtes Spiel hat.

So sehen die Gegenspieler der Heldin, der Diebin, aus. Es gibt prächtige Diebsgestalten in der Weltliteratur: den Schatzdieb des Rampsinit bei Herodot, den Zundelfrieder in Hebels Schatzkästlein, den Meisterdieb in Grimms Märchen, den Dieb zu Fünsingen bei Hans Sachs, dazu den Spitzbuben Pathelin in dem altfranzösischen Schwank. Noch an ein nicht für immer versunkenes, einst sehr berühmtes englisches Bühnenwerk ist zu erinnern: an die ‚Bettleroper‘ (1728), besser Spitzbubenoper, von John Gay. Auch darin gibt es Ausfälle auf staatliche Mißstände. Die Diebsbande mit ihrem Oberhaupt ist ins Großartige gesteigert und man ist ein wenig betrübt, daß die verwegenen Kerle am Galgen enden. Das war fürwahr eine Diebskomödie großen Stils, und man begreift den ungeheuren Erfolg des Stückes zu seiner Zeit.

Alle jene Diebe sind Gestalten für den Dichter, denn sie haben die Größe ihrer Gattung, sie sind ‚wertvolle Menschen‘ im Sinne der Kunst. Die ‚alte Wolffen‘ im ‚Biberpelz‘ ist nicht einmal eine Diebin mit den Gaben ihres Faches; sie ist nicht listig, sie braucht das nicht zu sein: unter dem Schutz eines blödsinnigen Amtsvorstehers ist ein trottelhafter Privatgelehrter leicht zu bestehlen. Die Wolffen stiehlt ohne die geringste Gefahr, sie könnte dem Amtsvorsteher selbst den Rock vom Leibe stehlen. Der Herr Privatgelehrte sieht seinen gestohlenen Biberpelz bei einem Schiffer, der ihn von der Diebin gekauft hat; aber er ist so vertrottelt, daß dieser Wiedererkennungsauftritt, der mit einem lächerlichen Aufwand von Widersinn herbeigeführt ist, zu nichts **[437]** anderm führt als zur Steigerung der Trottelei des Bestohlenen.

Aber – man lachte über die Dummheit des Amtsvorstehers, weil man sich freute, eine preußische Behörde verhöhnt zu sehen. Und, was das Entscheidende war: der Amtsvorsteher, der Bestohlene, die Diebin wurden von den besten Schauspielern Deutschlands dargestellt. S i e schufen – nicht ein künstlerisches Lustspiel, aber ein Gebärdenstück, das seinen Augenblicksreiz hatte.

Ueber die abstoßende Unsittlichkeit dieser ‚Diebskomödie', wie der ‚Biberpelz' stolz betitelt ist, kann es nicht zwei Meinungen geben. Die Diebin siegt über die Welt der Ehrlichen; sie siegt nicht durch eine Diebskunst, die man allenfalls als Unbeteiligter bewundern könnte wie eine andre seltne Fertigkeit, sondern sie stiehlt mühe- und gefahrlos. ‚Stehlen' ist zu hoch dafür: in der hier angebrachten Kaschemmensprache heißt das: Klauen. Aber die Diebin wurde von der bedeutendsten Schauspielerin jener Zeit dargestellt und diese Schauspielerin in dieser Rolle, Else Lehmann, ‚mußte man gesehen haben'. Das ist die Berühmtheit der Diebskomödie Der Biberpelz, die der Klüngel neben den Zerbrochenen Krug zu stellen sich erdreistete, dieses Meisterwerk der Lustspieldichtung aller Zeiten, dem kein Volk etwas annähernd Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat, dieses ebenso sittliche wie künstlerische Stück vom Untergang des Niederträchtigen, das eine Zeitlang das Mächtige scheint, und vom Siege des Guten, das ohnmächtig ist. – Noch heute fristet der Biberpelz sein flackerndes Scheinleben nur von den Leistungen unsrer gefährlich guten Schauspielkunst.

Im ‚Reineke', den man als Seitenstück ins Feld **[438]** führen könnte, siegt der listige Schelm über die dummen Schelme, und daran haben wir eine nicht unsittliche Freude. Reineke ist wertvoll, die Gegner sind mittelmäßig. Und – es handelt sich doch nur um die Welt der Tiere.

*

Kunst ist gesteigertes Leben, Kunstwirkung ist F r e u d e. Nur am Erfreulichen hat die Menschheit seit Jahrtausenden ihren Kunstgenuß gesucht und gefunden; die Tragödie bildet keine Ausnahme. Der Sieg des Guten ist keine von außen an die Kunst gestellte Forderung; er ist, wie alle unerläßliche Forderungen, die wir Maßstäbe genannt haben, ein Urtrieb der Menschheit, im Besondern ein Urtrieb des Kunstgenusses und des Kunsturteils. Dieses Urteil hat die Menschheit, die sich mit Kunst abgibt, in der wirksamsten Form gefällt: sie hat alles versinken lassen, was im tiefen Kern unerfreulich ist, was nicht das Lebensgefühl des Einzelnen steigert, die Freudigkeit in der Menschheit vermehrt. [Friedrich] Nietzsche, der recht oberflächlich und abgeschmackt spöttelt über das ‚Moralin' in der Behandlung großer Menschheitsfragen, war doch zu gescheit, um zu verkennen: ‚Die ästhetischen Wohlgefühle sind biologische Wohlgefühle' [Nachlass, Frühjahr 1888 16(75)], was auf Deutsch heißt: Kunstgenuß ist Lebensgenuß. Aber auch umgekehrt: Lebensunlust ist unvereinbar mit Lust an der Kunst, und der Sieg des Bösen über das Gute ist eine der stärksten Störungen unsrer Freude am Leben. Das Frohlocken einer gemeinen Stehlerin über einen ehrlichen Mann in der Wirklichkeit untergräbt die Sicherheit unsers eignen Daseins; in der gesteigerten Wirklichkeit, die wir Kunst nennen, ist solche Umkehrung des Lebensgesetzes unerträglich. Urgefühle der Menschheit **[439]** sind der Wunsch und der Glaube: Es siege das Gute!, es wird siegen. Die Menschheit findet den Beweis darin, daß das Böse sich versteckt, also selber das Gute als das Uebermächtige anerkennt. Sehr alt ist der Gedanke: die Heuchelei ist die Huldigung des Lasters gegenüber der Tugend. Der Stand der Seelenbildung war stets so weit zurück wie unsre Menschheitgeschichte reicht, ungefähr der unsrige: das Böse ist das Zerstörende. Und der Dichter, der auf der Menschheit Höhen wandelt, sollte dieses Urgefühl verleugnen, es durch seine Schöpfung für einen Irrtum erklären? Mit Freudigkeit soll uns das Kunstwerk entlassen. ‚Hohe Gleichmäßigkeit und Freiheit des Geistes, mit Freiheit und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll' (Schiller [Über die ästhetische Erziehung des Menschen]).

Der jüngere [Alexandre] Dumas, mit seiner Auffassung von der dramatischen Kunst als einer nützlichen, sittlichen Sache, hat sich einmal über die bleibende Weltliteratur so ausgesprochen: ‚Jeder durch die Zeit geheiligte Schriftsteller hat eine menschliche Wertsteigerung im Auge gehabt.' Fügt man hinzu: unbewußt, so stimmt das überein mit den gewichtigsten Aussprüchen aller großer Dichter über die Wirkung der Kunst.

*

Es gibt ein wundervolles Beispiel für das Verhalten eines großen Dichters zu einem Stoff, der ihm den Sieg des Bösen über das Gute darbot. Shakespeare, in der immerwährenden Verlegenheit des Theatermitbesitzers um neue Stücke, findet in den ‚Hecatommiti' (Hundertgeschichten) des Italieners [Giovanni Battista] Giraldi eine scheußliche Erzählung. Sie hat ihn offenbar zuerst abgestoßen, aber sie enthält eine

Fabel mit nicht geringem **[440]** Spannungsreiz. Der Stellvertreter eines abwesenden Fürsten erläßt ein Blutgesetz, das den Verführer eines unschuldigen Mädchens mit dem Tode bestraft. Ein Schuldiger wird verurteilt; seine Schwester bittet den Statthalter, ihrem Bruder das Leben zu schenken. Er verspricht es für das Opfer ihrer Ehre, sie opfert sich, doch der schurkische Statthalter läßt trotzdem ihren Bruder hinrichten. Giraldi, dem Shakespeare auch die Grundfabel zum Othello verdankte, scheint manche seiner Geschichten, vielleicht gar die des Mohren von Venedig, der zeitgenössischen Wirklichkeit entnommen zu haben, und eine ähnliche wie die des teuflischen Statthalters mag irgendwo in Italien vorgekommen sein.

Warum hat Shakespeare die Geschichte nicht so gelassen, wie er sie gefunden? In der Fassung des Italieners wirkt sie noch erschütternder, und was für ein Akt wäre der geworden, worin die entehrte und betrogene Schwester den ruchlosen Statthalter vor dem zurückgekehrten Fürsten verklagte. Dieser hätte den Schuldigen zum Tode verurteilt, und die ‚poetische Gerechtigkeit', der Untergang des Bösen, wäre auf solche Weise notdürftig erreicht worden. Hätte Shakespeare ein Stück dieser Art aus seinem Stoffe geformt, so müßte wir es hinnehmen. Jedoch eine so grauenvolle Schandtat an einem edlen Weibe war für Shakespeares Gefühl von der Aufgabe der Kunst ein unmöglicher Stoff. Es hat ihm schwere Stunden und unerquickliche Mühe gekostet, die Ehre der Schwester und das Leben des Bruders zu retten, den Statthalter zu entlarven und bei der Gelegenheit noch eine weibliche Nebengestalt glücklich zu machen; aber er hat die Arbeit nicht gescheut, und das Ergebnis war: aus dem abstoßenden **[441]** Stoff entstand ein Schauspiel, das nicht zu seinen bedeutendsten gehört, aber erfreulich ausklingt. Für das Urteil über Shakespeares sittliche Höhe und dramatische Handwerksmeisterschaft ist ‚Maß für Maß' eines der wichtigsten Zeugnisse.

*

Es hat im 16. Jahrhundert einen italienischen Schriftsteller gegeben, der von den Zeitgenossen für ein sittliches Ungeheuer, aber für einen wahren Mordskerl an Witz und Stilkunst gehalten wurde, der gefürchtetste Mensch des öffentlichen Lebens: Pietro Aretino. Außer einem Haufen schamloser Brandschriften voller Verleumdungen, für die er sich von Auftraggebern bezahlen ließ, hat er eine Anzahl flotter Lustspiele verfaßt, die sämtlich in der Grundsuppe des Lebens wühlen. Er war so zu sagen einer der berühmtesten, jedenfalls der berüchtigtsten Menschen und Schriftsteller jener Zeit. Man haßte ihn, man zitterte vor ihm, aber man glaubte ihn lesen zu müssen. Ein neuzeitlicher Geschichtsschreiber nennt ihn treffend den ‚ersten großen Revolverjournalisten der Welt'. Berühmt zu seiner Zeit, weit über Italien hinaus, ungefähr so wie einige schwächliche Nachfolger in neuster Zeit. Wo ist Pietro Aretino heute? Der völlige Mangel jeder sittlichen Scheu hat seine glänzend geschriebenen Briefe und Lustspiele so spurlos versinken lassen, daß nur wenige Bücherstöber seinen Namen und etwas Gedrucktes von ihm kennen. Die geschlechtlichen Gemeinheiten, von denen es bei ihm wimmelt, verloren sehr bald ihren Reiz; es bedurfte keiner Angriffe sittlicher Menschen auf ihn, lautlos verschwand der ganze Greul, Mann und Werk.

[442] Aus der römischen Literatur ist das unvollständige Werk des Petronius geblieben, ein Sittenroman ohne Titel, woraus das ‚Gastmahl des Trimalchio' als Kernstück herausgehoben wurde. Es ist das sittenloseste Buch des römischen Altertums; unsittlich darf man es trotzdem nicht nennen. Das wüste Schwelgerleben Roms wird von einem Freunde Neros mit der vollen Schamlosigkeit jener Zeit geschildert, doch nirgend wird das Böse gebilligt, das Edle verhöhnt.

Die Handschrift dieses Bruchstückwerkes wurde erst im 17. Jahrhundert zufällig aufgefunden, und als einziges Buch seiner Art über das Hausleben zur Kaiserzeit hat es noch einen andern Wert als den der Kunst. Im allgemeinen kann man feststellen, daß die kunstliebende Welt Werke mit überwiegend gemeinem, ja schmutzigem Inhalt nicht bewahrt. Die Verteidiger der Kunst um der Kunst willen nehmen es den Lesern sehr übel, daß sie solche stoffliche Unterschiede machen; aber es handelt sich hierbei offenbar um menschliche Urtriebe, und gegen diese vermag die noch so selbstbewußte Kunstwissenschaft nichts. Romane wie [Emile] Zolas ‚Nana' reizen die Neugier der Zeitgenossen, doch schon das nächste Geschlecht empfindet diese Neugier nicht, weil stets neue Bücher solcher Art die Neugier aufs neue reizen. Zola versinkt, an seiner Stelle steht zur Stunde [Victor] Margueritte mit seinem Roman ‚Garçonne'. Der Faden reißt nie ab.

*

Erst in sehr neuer Zeit ist die triebmäßige Ueberzeugung, die Menschheit habe sich die Kunst zu ihrer Freude und Befreiung geschaffen, vorübergehend erschüttert worden: von einigen Franzosen, in ihrem

[443] Gefolge – wie immer – von einigen Deutschen Nachbetern. Die älteste Kunstbetrachtung, die der Griechen Platon und Aristoteles, schrieb der Kunst sittliche Wirkungen zu. Wirkung ist noch nicht Zweck, und die Alten waren weise genug, sich auf ihren reichen Schatz echter und zugleich sittlich wirkender Kunst zu stützen, wenn sie urteilten: die Kunst ist nicht zur ‚Zerstreuung' da, wie der bezeichnende Deutsche Ausdruck lautet, sondern zur seelischen Sammlung.

Aristoteles' Ausspruch, daß die Poesie ‚philosophischer' sei als die Geschichte, sollte besagen: die von der Geschichte berichtete Wirklichkeit ist oft unvernünftig, ungerecht; die Poesie stellt Vernunft und Gerechtigkeit her. In der Wirklichkeit siegt oft das Unrecht, das Böse; in der Kunst soll das Recht und das Edle siegen, die Kunst vertritt die höhere Weltordnung.

Wie Sophokles in der Antigone das göttliche Gebot über die menschliche Willkürsatzung erhebt, so Shakespeare im Kaufmann von Venedig das höhere Menschenrecht und die Gnade als dessen Ergänzerin über den Buchstaben der Verträge und Staatsgesetze. Die alte Geschichte, die dem ‚Kaufmann' zugrunde lag, läßt den Rechtshandel durch eine dem vernünftigen Recht widersprechende Silbenstecherei zu Ungunsten des Juden entscheiden. Dies war gut genug für einen erzählten Schwank, eine Schnurre, nicht für Shakespeare, den Dichter der Gerechtigkeit. Portia ruft das erhabenste Recht an: die Gnade. Aus demselben Geist, mit ähnlichen Ausdrücken, wie Isabella in Maß für Maß: daß die Gnade neben der fehlbaren weltlichen Macht stehen müsse, daß ‚sie ein Teil der Gottheit selber sei', das irdische Macht nur dadurch von Gottes Gnaden werde, wenn sich die Gnade zum Gesetz geselle. **[444]** Erst nachdem Shylock trotzdem auf dem geschriebenen Recht, auf seinem Schein besteht, vernichtet ihn Portia mit dem geschriebenen Recht: keinen Tropfen Blut! So heißt es in dem alten Schwank; doch diese Wortklauberei genügt der Stimmführerin Shakespeares nicht: Portia stellt Gesetz gegen Gesetz, ein Stück Papier gegen ein andres; das alte Gesetz Venedigs, das den das Leben eines Bürgers bedrohenden Fremden dem beliebigen Urteil des Dogen preisgibt, gegen den jüngst geschlossenen gesetzmäßigen Vertrag. Diese Wendung ist Shakespeares Eigentum. Erst durch sie ist der Sieg des Rechts vollkommen, erst jetzt erfüllt sich die Forderung der hohen Kunst: Es siege das Gute!

Von [Gotthold Ephraim] Lessing rührt der Satz her: ‚Die griechische Sprache ist die einzige, welche ein eigenes Wort hat – Nemesis –, den Unwillen über das Glück eines Bösewichts auszudrücken.'[Hamburgische Dramaturgie] Ist das richtig? Ich denke, nein. Die Deutsche Sprache ist mindestens so reich und ebenso bildkräftig wie die griechische. Nemesis bedeutet – unter anderm – Vergeltung, eigentlich Zuteilung; der Deutsche sagt: Der hat sein Teil, seinen Lohn. Alle Bildungssprachen vermögen dies auszudrücken, denn alle Bildungsvölker denken hierin gleich: das Gute soll siegen, und der Ausdruck ‚poetische Gerechtigkeit' enthält alles, was Lessing in die Nemesis hineinlegte.

Zu den Bühnenwerken, in denen das Böse siegt oder vorwiegt, gehören [August] Strindbergs ‚Fräulein Julie' und ‚Der Vater', Tolstois ‚Macht der Finsternis'. Wo sind sie heute? Strindbergs zwei widerwärtige Stücke werden in Schweden schon längst nicht mehr gespielt, der gesunde Kunstsinn des Volkes lehnt sie ab; in Deutschland noch zuweilen, denn Strindberg ist ein berühmter Ausländer. Die ‚Macht der Finsternis' wird um **[445]** der Berühmtheit Leo Tolstois willen noch manchmal aufgeführt, nur in Berlin, weil es hier die an Russisches gewöhnten Schauspieler gibt. Die drei genannten Stücke sind spannend bis zur Aufregung, aber sie sind freudlos, um das schwächste Wort zu wählen, und das Freudlose dauert nicht in der Kunst.

Wo sind heute [Gustave] Flauberts Romane ‚Madame Bovary' und ‚Salammbo'? Es gibt sehr wenige Kunstwerke, an die so viel Mühe im Ganzen wie im Einzelnen, bis in die peinliche Auswahl unzähliger Worte, gesetzt worden, wie an jene Romane. Wo sind sie? Ueber den Grund des Versinkens der ‚Madame Bovary' wurde schon gesprochen (Karl-May-Jahrbuch 1927, ‚Der wertvolle Mensch', S. 339); über ‚Salammbo' haben wir das gleichlautende Urteil des berühmtesten französischen Kunstrichters [Charles-Augustin] Sainte-Beuves: ‚Es ist keine einzige wohltuende Erscheinung darin.' Hieran ist das Werk, auf das Flaubert und seine Bewunderer einst so stolz waren, mit all seinen sprachlichen Künsten zugrunde gegangen. Freude, Erfreulichkeit, Erhebung, Licht – so heißen unentbehrliche Bestandteile, Wirkungen, also Maßstäbe der bleibenden Kunst; ohne Freude und Licht keine bleibende Dichtung.

Selbst in Dante [Alighieri]s unterster Hölle gibt es Licht und Lichtgestalten, – wo sind sie in Hauptmanns Werken? Seien wir nicht ungerecht: in seinem ersten Stück ‚Vor Sonnenaufgang' steht ein saubrer, heller Mensch vor uns: das von einem hohlgeschwätzigen Vockerat, der dort Loth heißt, in den Tod gestoßene Mädchen. Wo aber ist der Sieg des Guten im Guten? Wo ist ein Schimmer der Freude, den jedes bleibende

Kunstwerk in uns hinterlassen soll? Die Gerechtigkeit der Weltliteratur kennt keine Gnade, läßt keine Ausnahme von **[446]** ihren ewigen Gesetzen zu: jedes Werk, von dem nicht Freude ausstrahlt, geht unter. Die ewigen Trauerspiele der Alten und der Neuen hinterlassen die erhabene und erhebende Freude, die aus dem Siege des Edlen über das Böse strömt.

*

Das Böse gehört mit in die bleibende Kunst; es gibt wenige Werke unsrer Liebe und Bewunderung, in denen es ganz fehlt. Was wäre z. B. die köstliche Erzählung Otto Ludwigs ‚Aus dem Regen in die Traufe' ohne die schauderhafte wundervolle ‚Schwarze'? Das Böse darf schon darum nicht fehlen, weil es keine stärkere Freude – in Leben und Kunst – gibt, als den Sieg des Edlen über das Böse.

Sogar das Abstoßende, das Gräßliche ist dem Dichter (in seltnen Ausnahmefällen) erlaubt: wo die höchste Wirkung nur dadurch erreicht werden kann; die höchste Wirkung aber ist der Sieg des Edlen über das Böse, des Rechtes über das Unrecht. Schiller sagt darüber weiter nichts als diesen kurzen Satz, aber der genügt: ‚Das Gräßliche muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt werden.' [... Universalgeschichte] Gräßlich ist das Abschlachten aller Freier; aber Odysseus kann nach Homers dichterischem Gerechtigkeitsgefühl auf keine unblutigere Art den Freiern ihren Lohn, ihre Nemesis für vieljährige Schandtaten austeilen. Gräßlich ist der Muttermord bei Aeschylos und Sophokles; doch er ist die Nemesis für den Gattenmord einer Ehebrecherin, und die Nemesis bleibt für den Muttermörder selbst nicht aus. Es gibt unter den bleibenden Werken der Dichtung keines, worin das Gräßliche ohne einen ‚erheblichen Zweck' gewagt wird; der Zweck muß so erheblich sein, daß **[447]** seine Wirkung auf das Gefühl für dichterische Gerechtigkeit den Abscheu vor dem Gräßlichen überwindet. Melchthals Blendung im Tell, des Ventidius Zerfleischung durch die Bärin in [Heinrich von] Kleists Hermannschlacht dienen dem erheblichsten Zweck. Strindbergs ‚Julie' und ‚Vater' sind nichs als gräßlich, Tolstois ‚Finsternis' ist fast nur finster, Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' ist überwiegend platt, ekelhaft und endet mit Gräßlichem.

[Friedrich] Hebbels Maria Magdalena ist das Werk eines Dichters, aber ein künstlerisches Vergreifen; nur die Achtung vor Hebbels Größe läßt die Theater noch zuweilen dieses leicht aufführbare Stück künstlich beleben. Niedergedrückt, ohne die Möglichkeit eines Seelenaufschwungs verläßt jeder die Vorstellung. Des entsetzten Vaters Wort: ‚Ich verstehe die Welt nicht mehr' ist sinnlos, denn in dieser wirklichen Welt, wo der Teufel neben der Gottheit herrscht, geht es gar oft so zu; in der Welt der Kunst soll es nicht so zugehen, denn Kunst und Wirklichkeit sind nicht dasselbe. Der Sieg des Bösen ist manchmal der Lauf der Erdenwelt; in der Kunst ist er der Tod des Kunstwerkes. Was einige neuzeitliche Verteidiger der Kunst als der Widerspieglerin des wirklichen Lebens hierzu sagen, ist belanglos; die Weltgeschichte der Kunst aller Zeiten und Völker gibt ihnen Unrecht, indem sie Werke mit der Teufelsgerechtigkeit: dem Sieg des Bösen, untergehen läßt. Der Streit der Lehrmeinungen mag fortdauern, aber der Streitgegenstand stirbt mittlerweile.

[Percy Bysshe] Shelleys Drama ‚Die Cenci' sind das kunstreiche Werk eines großen Dichters; sie führen kein volles Leben, weil in diese Finsternis kein Licht scheint. Der Stoff ist gräßlich, aber wo ist der erhebliche Zweck, **[448]** der ihn rechtfertigt? Die Wirkung des Stückes ist nicht befreiende, erhebende, reinigende Erschütterung, nicht die ‚Katharsis', sondern nur Entsetzen.

*

Am häufigsten wurde und wird von Sittlichkeit, vielmehr von Unsittlichkeit, da gesprochen, wo große Dichter die Liebe zwischen Mann und Weib in ihrer vollen Glut, also auch mit der Gier und der Lust der Sinne behandeln. Das Geschlechtsverhältnis von Mann und Weib, die Geschlechtsliebe, die Sinnenfreude – die neusthochdeutsche Sprache kennt solche verständliche Worte kaum mehr, denn sie sind nur Deutsch; sie spricht fast nur noch vom erotischen Eros und seiner überaus vornehmen Erotik. Goethe, der in Liebesdingen nicht völlig Laie gewesen, kannte sprachkünstlerische Errungenschaften wie Erotik und erotisch noch nicht. – Daß zwischen Mann und Weib unter anderm mit Verlaub auch Liebe der Geschlechtlichkeit vorkommt, solange die Welt steht, ist nicht zu leugnen. Darf der Dichter sie schildern? Es ist von jeher geschehen, von den Neuen mehr als von den Alten; die Anklage aber gegen die Dichter der leidenschaftlichen Geschlechterliebe sind in der Neuzeit heftiger als im Altertum und bis etwa ins 18. Jahrhundert.

Eins ist gewiß: die gebildeten Leser haben zu allen Zeiten sehr sicher zu unterscheiden gewußt, zwischen der Liebesdichtung, worin das Geschlechtliche überwog, und der, welche hohe Kunst auf reinmenschlichem Grunde war, also zwischen absichtsvoller Lüsternheit und sinnenfreudigem Mannestum. Vergleichen wir

zwei bekannte Beispiele aus unsrer Literatur: Goethe und [Christoph Martin] Wieland. Von Goethe gibt es eine Sammlung **[449]** formschöner Gedichte von Liebe und Liebesfreuden: die Römischen Elegien. Sie gehören zu Goethes lebendigsten Dichtungen und gefallen allen gesund empfindenden Lesern, weil sie Kunst sind, nicht weil sie sinnlich erregend wirken, denn das tun sie nicht.

Von Wieland gibt es eine lange Reihe von Verserzählungen mit schlüpfrigem Inhalt. Von Herzensliebe und ihrem sinnenhaften Ausdruck, von wahrer Leidenschaft und ihrem Adel ist darin nicht die Rede, sondern nur vom Sinnenkitzel ohne Liebe. Der gute Wieland, der sittenreine Mann, dichtete dergleichen den Franzosen nach, weil es Mode war, und er fand sehr viele Leser, besonders in den halbfranzösisch erzogenen ‚höheren Schichten' Deutschlands, die solche Lüsternheit mit Wonne genossen und sie viel reizvoller fanden als Goethes Römische Elegien von starker Mannesliebe. An diesen Gedichten Goethes wurde von manchen, vermutlich sehr tugendhaften, Kunstrichtern Anstoß genommen. Was sie dagegen einzuwenden hatten, ist längst verweht; es läßt sich denken. Nicht verweht ist, was der größte Kunstrichter jenes Zeitalters darüber geschrieben, Schiller an Goethe (1. 3. 1795) aus Anlaß einer sittelnden Krittelei Fritz Jacobis:

Jakobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur i h r e Ideen suchen, und das, was s e i n s o l l (nach ihrer Meinung), höher halten als, w a s i s t. – – Sobald nur einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen etwas näher anliegt als die innere Notwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit (zwischen Anführungszeichen gedacht) Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts (Gegenstandes) fließt und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt sich herschreibt, so würden Sie allerdings **[450]** dafür verantwortlich sein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten. Aber ich möchte sehen, wie er das zeigen wollte.

Goethe hätte den Freund Jacobi fragen können: War es mir erlaubt, eine leidenschaftliche Liebe zu und mit einer Römerin zum Gegenstand meiner Gedichte zu machen? Und wenn ja, hätte ich solche Liebe ihrer Sinnenfreude, die doch zu ihrem Wesen gehört, berauben und sie als ganz unsinnlich darstellen müssen?

Für die bei vielen damaligen Lesern herrschende sittliche und künstlerische Auffassung von Goethes Römischen Elegien und Wielands schlüpfrig-lüsternen Erzählungen haben wir das Zeugnis einer zeitgenössischen Leserin beider Dichter, der Frau Charlotte von Stein, die man ehemals lange begeistert als die ‚feinsinnigste und verständnisinnigste Dichterfreundin' gepriesen hat. Hören wir sie über Goethe und Wieland urteilen: ‚Ich glaube, daß sie (die Römischen Elegien) schön sind (weil man es ihr gesagt hatte), sie tun mir aber nicht wohl. Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus.' Wielands mit einer moralischen Tunke übergossenen, mit einer ‚Moral von der Geschichte' am Schluß geschmückten Schlüpfrigkeiten finden schon eher ihren Beifall, weil er die Wollust so schön malt und gleich den Moral predigenden Teufel dazu. Goethes künstlerische Verklärung der gesunden Liebe zwischen freiem Mann und freiem Weibe ‚tut ihr nicht wohl'. Die Auffassung der Frau von Stein war und ist noch heute die vieler Leser; mit der Kunst hat sie nichts zu tun, mit der wahren Sittlichkeit ebensowenig.

Von Goethe haben wir noch einige gewichtige Urteile **[451]** über die Frage der Sittlichkeit in der Kunst; sie dürfen nicht übergangen werden. ‚Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen (im Sprachsinn des 18. Jahrhunderts: Gewöhnlichen). Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.' [Maximen und Reflexionen, „Aus „Kunst und Altertum"] – ‚Die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, erschafft eine so gewaltsam lebendige Form, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.' [Briefe/15.01.1813/Carl Friedrich Zelter]

Das Urteil Schillers über die Römischen Elegien, noch vor der Abweisung der Sittelei Jacobis, lautete: ‚Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit (!) und ein echter körnichter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius.'

Schiller hat sich bald nach den Römischen Elegien noch einmal, gründlicher, mit der Frage der Sinnlichkeit in der Kunst beschäftigt: in seiner Abhandlung ‚Ueber naive und sentimentale Dichtung'. Darin bespricht er das von Sinnlichkeit glühende Werk eines Zeitgenossen: [Johann Jakob Wilhelm] Heinses Roman ‚Ardinghello'. Schiller sagt über Darstellungen der Sinnlichkeit: der ‚Maßstab' – er gebraucht dieses Wort – bestehe darin, ob ein sinnliches Werk ‚naiv ist und Geist mit Herz verbindet. Mit Herz; denn die bloß sinnliche Glut des Gemäldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt ‚Ardinghello' bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine sinnliche Karikatur,

ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde.‘ Die Nachwelt hat Schillers Urteile bestätigt: die Gedichte Goethes **[452]** von wahrer Herzens- und Sinnenliebe sind geblieben, obwohl sie, wie Schiller mit vollem Rechte sagt, zart sind; sie Ausbrüche glühender roher Sinnlichkeit ohne Herz in Heinses einst vielgelesenem Roman sind verflackert, das Werk ist tot, so tot wie Wielands üppige Schilderungen mit und trotz ihrer Moral.

*

Aber wie steht es mit Dichtungen wie der ‚Lysistrate‘ von Aristophanes? Es geht darin nichts vor, was dem Stoff entsprechend nicht sehr natürlich ist. Durfte der Dichter überhaupt solchen Stoff behandeln: die Frauen verweigern sich ihren Männern, um sie dadurch zu etwas sehr Vernünftigem, zum Friedenschließen, zu zwingen, so sollte ein Tugendrichter uns sagen, wie solcher Stoff anders behandelt werden müsse, um ‚sittlich‘ oder doch sittsam zu sein. Man bedenke, daß zu solchen Stücken im alten Athen keine Frauen Zutritt hatten, daß alles sich vor Männern abspielte, und daß so betrachtet die Lysistrate keineswegs über die Grenzen der Kunst für Männer hinausgeht. Mit einigen Abschwächungen ist das noch immer recht ausgelassene Stück vor kurzem in Berlin und anderwärts vor Männern und Frauen viele Male aufgeführt worden, und man hat nicht vernommen, daß es ihnen ‚nicht wohl getan‘ oder daß sie an ihrer Sittlichkeit Schaden genommen. Es gibt nämlich von altersher ein erprobtes wirksames Mittel, das Geschlechtliche in der Kunst, besonders in der Dichtung von aller Unsittlichkeit, der wirklichen und der geheuchelten, zu läutern: indem man es dem Lachen preisgibt. Die etwaige Lüsternheit in der Lysistrate, nicht die des Dichters, sondern der Männer im Stück, wirkt nur spaßhaft, belachenswert, **[453]** nicht sinnlich anreizend. Unter dem hellen Lachen der Zuschauer wurde alles erstickt, was sich an sinnlicher Teilnahme hätte regen können.

*

Eine besondere Abart von Werken mit anstößigen Stoffen und Gestalten ist die französische Verklärung der Dirne. Die durch eine wahre Liebe aus dem Schlamm der käuflichen erlöste Dirne: sie findet sich nicht erst bei dem jüngeren Dumas in der Kameliendame und in einigen andern Stücken, bei [Victorien] Sardou in ‚Fernande‘, sondern schon in [Victor Marie] Hugos ‚Marion Delorme‘ und [Alfred de] Mussets ‚Rolla‘. Auch das unzügelbar leichtfertige, vergnügungstolle Mädchen, das zur Dirne wird, dabei aber nach dem Vorgeben des Dichters eigentlich herzensrein bleibt, ist eine französische Sondergattung: ‚Manon Lescaut‘ ist ihre berühmteste Vertreterin. Die Franzosen glauben an die unzerstörbare innere Tugend dieser Huldinnen und werden durch ihr Schicksal im Drama und Roman sehr gerührt. Ich habe erlebt, welch ein Schauer echter Erschütterung durch die Zuhörerschaft des ersten Pariser Theaters bebte bei den Worten der Sarah Bernhardt als Marion Delorme an Didier, ihren ersten und einzigen Seelengeliebten nach den vielen Körpergeliebten: ‚*Et ton amour m’a fait une virginité.*‘ Deutsche und englische Zuhörer würden in lautes Gelächter ausbrechen, in Frankreich leben Stücke dieser Art sehr lange. Die Weltliteratur lehnt sie wegen ihrer inneren Unwahrhaftigkeit ab.

Merkwürdig ist es, daß schon das altrömische Lustspiel etwas Aehnliches kannte: bei Plautus gibt es wahre Ausbünde weiblicher Tugend inmitten der ärgsten **[454]** Sittenlosigkeit und allen Verführungskünsten zum Trotz. Seine Tugendheldinnen aber sind echt und wir glauben an sie.

*

Das Entsetzen der englischen Leserwelt vor hundert Jahren war [George Gordon Noel] Byrons Don Juan. Das Entsetzen, so hieß es in den Londoner Zeitungen und in der Londoner Gesellschaft; aber das hinderte nicht, daß der Don Juan das meistgekaufte und meistgelesene Buch war. Außer seiner Kühnheit in Staats- und Glaubensfragen, womit er damals unter den Dichtern Europas allein stand, machte er sich ein wahres Vergnügen daraus, die von jeher sehr sittlich tuende höhere Gesellschaft Englands, die in Wahrheit nicht sittlicher war als jede andre, durch absichtliche ‚üppige‘ Schilderungen zu empören. Nur an diese hielt sich die verdammende englische Presse, nicht an die großartigen makellosen Schönheiten. Goethe war einer der Wenigen, die den Kern von Byrons Bedeutung für die Weltliteratur erkannt hatten. Ueber die sittlichen Bedenken, d. h. die Verstöße gegen die Sittsamkeit, an die sein [Johann Peter] Eckermann dachte, ging er hinweg: ‚Da muß ich Ihnen widersprechen. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität – ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) suchen zu wollen. Alles G r o ß e bildet, sobald wir es gewahr werden.‘ [Gespräche mit Goethe, 16.12.1828] Und in seinem Aufsatz über den Don Juan steht der verblüffende Satz: ‚Genau betrachtet, wäre

von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des **[455]** Tags.‘ Dies zu einer Zeit, als die Deutschen Zeitungen, verglichen mit dem Inhalt der heutigen, von einer Ehrbarkeit waren, die paradiesisch anmutet. Gegen das, was in allen Zeitungen der Welt jetzt zu lesen ist, erscheint Byrons Don Juan harmlos wie ein Erbauungsbuch.

Fleckenlose Tugend, sollte sie im Leben vorkommen, ist kein Gegenstand für die hohe Kunst. Sie kommt aber nicht vor, denn sie ist nicht volles Menschenwesen. Die Kunst hat nur zum Gegenstande den Menschen, den sie kennt; die Engel kennt der Künstler nicht, behandelt sie daher nicht. Werke mit Engeln – [Friedrich Gottlieb] Klopstocks Messias, Agnes Günthers Heilige und Narr – handeln von Gott, Heiland, Engeln und sind untergegangen. Nur das Menschliche ist Gegenstand der lebendigen Kunst. Von Dantes Göttlicher Komödie lebt nur noch die Hölle, denn in ihr gibt es Menschengestalten. Sehr fein sagt Vischer: ‚Dantes Paradies, Natalie im Wilhelm Meister haben zu wenig Schatten.‘ Sie haben gar keinen Schatten. Homers Götter leben in der Kunst, denn sie sind zur größern Hälfte, wenn man will auf der Schattenseite, Menschen. Die Schweizer haben das gute Wort: schattenhalb.

*

Ueber dem Gesittel an der Kunst wird meist übersehen, daß die großen Dichter aller Völker und Zeiten die Vorkämpfer und Verteidiger von Freiheit und Recht für die Menschheit gewesen sind. Selbst die spanischen Dramendichter, [Felix] Lope [de Vega Carpio] und [Pedro] Calderon [de la Barca], sind nicht auszunehmen: sie glaubten an die Heiligkeit des Königtums und ihres Glaubens, gleichwie das spanische Volk daran glaubte; doch in keinem ihrer Werke wird das Unrecht gegen das Recht vertreten. Calderons **[456]** ‚Arzt seiner Ehre‘ handelt aus dem Wahn seiner Zeit und seines Standes; der ‚Richter von Zalamea‘ aber ist ein Verteidiger des Menschheitsrechts und der Volksfreiheit, der in der Weltdichtung des 17. Jahrhunderts nicht seinesgleichen hat. Was ohne die großen Dichter aus der Freiheit und dem Menschenrecht auf Erden geworden wäre, das ist nicht auszudenken. Wie leicht wiegen gegen diesen Führerruhm die Kritteleien an der Sittsamkeit mancher Dichter!

So läßt der älteste der großen Dramenschöpfer, Aeschylos im ‚Agamemnon‘, den Führer seines Bürgerchors den von einem törichten Kriegszug heimkehrenden Fürsten begrüßen:

> Ein wackerer Hirt, der die Herde geprüft,
> Wird nicht von des Gleißners Auge getäuscht,
> Das scheinbar aus frei wohlwollender Brust
> Liebkost, in erheuchelter Freundschaft.
> Wohl schalt ich dich einst, da für Helene du
> Auszogst in den Kampf, ich verhehl‘ es dir nicht,
> Du schienst mir ein wahnsinntrunkener Tor,
> Der das Ruder des Sinns unweise gelenkt – –
> Nun aber erfreut im tiefsten Gemüt
> Als ein freundlicher Stern die bestandene Not..
> Du erkennst mit der Zeit, wenn du prüfend geforscht,
> Wer löblich daheim von den Bürgern und wer
> Unredlich die Stadt dir gehütet.

An ratenden Dichtern hätte es den Fürsten nie gefehlt; Aeschylos aber war keiner der Lieblinge, die sie sich zu Ratgebern erkoren.

*

Unsre Betrachtungen haben ihren Abschluß erreicht: wir stehen vor dem Gipfel der Kunst und werden uns bewußt des Höchsten, was sie der Menschheit schenken kann. Was andres als Steigerung des Menschen über sich hinaus und hinauf? Der Uebermensch, der ersehnte, **[457]** war ja immer da: der Künstler. Wenn er überhaupt etwas will, wenn sein Werk einen Zweck, einen ungewollten, hat, dann nur den: uns zu sich heraufzuziehen. Freude ist das höchste Menschengefühl. ‚Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken‘ (Schiller [Die Braut von Messina]). Die Dichtung, selbst die höchste, vermag nicht, das kleinste unsrer sinnenhaften, greifbaren, weltlichen Güter zu mehren; aber die durch sie erregte Freude ist die edelste, die kostbarste von allen: die an der Güte,

am Recht, an der Schönheit der Welt außer uns.

Dies zu lehren, ist der Zweck meines Buches. Ist es gelungen, den Leser zu überzeugen, daß auf die Frage Was bleibt? die letzte Antwort lautet: die Werke der Freude, so ist mein Zweck erreicht, gleichviel wie sonst das Urteil über mein Buch lautet. Wo immer einer der Führer der Menschheit sich über die tiefsten Gründe der Kunst ausgesprochen hat, da hat er die Worte Freude, Seelenerhöhung gebraucht, die beide dasselbe bedeuten.

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen,
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen. – –
– In der Himmelsluft der Musen
Öffnet Busen sich dem Busen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen sich zur Allgemeinde,
Dort versöhnt sich Feind dem Feinde. (Goethe [Die Muse])

[458] Die Dichter aller Zonen begegnen einander darin: nur das Werk, das uns höher trägt und besser zurückläßt, nur das bleibt. Am Spätabend seines Lebens zog ein so edler Dichter und Weiser wie [Björnstjerne] Björnson den letzten Schluß aus allem Gelesenen: ‚Es gibt zwei Arten von Büchern: solche, die in den Menschen die Freude am Leben, die Sehnsucht nach dem Guten steigern, und solche, die das nicht tun; die ersten sind gut, die andern sind schlecht, so ausgezeichnet und genial sie in Einzelheiten sein mögen‘ (in einem Brief an seine Tochter).

Dieses Wort wurde vor 25 Jahren geschrieben. Und vor 25 Jahrhunderten ließ Aeschylos in einem Werk, worin das Böse zu siegen scheint, doch nicht für immer siegreich bleibt, den Chorführer, die Stimme des Menschheitsgewissens aus dem Munde des erhabenen Dichters, nachdrücklich, dreifach wiederholend, als den tiefsten Sinn des Lebens und der Kunst verkünden:

Hebe den klagenden Ruf! Doch es siege das Gute!

*

An den Abdruck jedes Abschnittes meines Buches ‚Was bleibt?‘ in diesem Jahrbuch knüpfe ich eine Betrachtung, inwiefern an Karl Mays Lebenswerk die Maßstäbe des Bleibenden gelegt werden können, die sich aus meiner Durchforschung der bleibenden und der versunkenen Werke der Weltliteratur ergeben haben.

Wie steht es mit der Sittlichkeit in Karl Mays gesamtem Erzählwerk? Von den vielen gegen den Dichter verübten Ungerechtigkeiten – um das mildeste Wort zu wählen – war die ärgste der Vorwurf, seine Erzählungen hätte eine unsittliche Wirkung. Man darf **[459]** getrost sagen: gegen diesen Vorwurf spricht schon das Urteil, das viele Priester der verschiedenen Bekenntnisse über den sittlichen Gehalt der Mayschen Schriften gefällt haben.

Vom Standpunkte des Kunstrichters muß das Urteil lauten: In Mays sämtlichen Erzählungen siegt das Gute über das Böse. In diesem entscheidenden Punkte steht Karl May da, wo alle bleibenden Dichter aller Völker und Zeiten gestanden haben. Ich glaube, daß gerade hierin einer der stärksten Gründe für Mays dauernde Beliebtheit bei Alt und Jung ruht. Es ist ein Urtrieb der lesenden Menschheit von jeher gewesen: sie will im Kunstwerk das erleben, was die Wirklichkeit leider gar oft nicht darbietet: den Sieg des Edeln über das Böse. Man glaube doch nicht, daß dieser durchgehende Zug in allen Werken Mays das Zeichen einer Minderwertigkeit ist. Man nenne mir das bleibende Buch, worin das Böse siegt, das Edle unterliegt! Es gibt keins. Auch in der Tragödie, grade in der Tragödie, der echten und bleibenden, siegt das Edle noch im Untergang über das Böse; ja grade dies ist das Wesen der bleibenden Tragödie.

Die Menschheit hat sich die Kunst zu ihrer F r e u d e geschaffen. Kein Buch bleibt dauernd am Leben, das den Leser nicht mit einem erhöhten Lebensgefühl entläßt. Der Sieg aber des Guten über das Böse ist die Quelle der stärksten Lebensfreude. Nicht weil Karl Mays Erzählungen ‚gut enden', sind sie den Lesern ans Herz gewachsen, sondern weil das gute Ende stets ein Sieg des Guten in der Welt ist.

Und was die Sittlichkeit in dem engern Sinne der Sauberkeit betrifft, so kann man es gar nicht hoch genug bewerten, daß die beliebtesten Lesewerke der **[460]** Jugend völlig frei sind von allem, was die lüsterne Neugier im mindesten erregen könnte. Das Weib spielt keine große Rolle in Mays Erzählungen; wo es aber auftritt, da ist es das tugendhafte Weib oder das abschreckend böse, niemals das verlockende. Ist das nicht ein überaus anerkennenswerter Verzicht auf eins der wirksamsten Mittel der Bombenerfolge so vieler Unterhaltungsbücher? Es gibt sehr wenige Romane mit Riesenverbreitung, die auf das Weib als Lockmittel ganz verzichten; Karl Mays sämtliche Romane verdanken ihre Erfolge andern Eigenschaften als der des sinnlichen Reizes. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die ungeheure Verbreitung mancher einst hochberühmter Romane – von [Eugene] Sue, [Georges] Feydeau, Zola usw. – auf dem geschlechtlichen Kitzel beruhte. Karl May hat noch größere Verbreitung erreicht ohne diesen starken Anreiz. Kein Beurteiler darf an dieser denkwürdigen Tatsache achtlos vorübergehen.

A n m e r k u n g d e r H e r a u s g e b e r : Ueber die soeben angeschnittene wichtige Frage – u. E. die allerwichtigste zu Karl Mays Schrifttum – verbreitet sich Eduard Engel näher in seinem Beitrag „Unsinnliche Erzählungskunst". Wir lassen zunächst die Aeußerungen eines Priesters (Höck) und eines Jugenderziehers (Gurlitt) folgen und erteilen dann dem Literarhistoriker das Schlußwort. Aber in späteren Jahrgängen wird über dieses letzte Geheimnis von Karl Mays einzigartigem Dauererfolg noch mancherlei zu sagen sein.

[(461)]

Mein Führer

Von Kooperator Joseph H ö c k

©

[(466)]

Der reifenden Jugend Not und Hilfe

Von Prof. Dr. Ludwig G u r l i t t

Wir hören die Freuden des jugendlichen Alters so laut preisen, als wäre Jugend mit Lebensfreudigkeit gleichsam eine selbstverständliche Einheit. Fragt man aber die einzelnen Menschen nach ihren eignen Jugenderfahrungen, so wird man oft anders belehrt. Ich habe jedenfalls viele Leute kennen gelernt, die ihre Kindheit und Jugendzeit als die traurigste ihres Lebens bewerten. Man kann die gleiche Erfahrung beim Lesen von Lebensbeschreibungen machen. Die Tatsache, daß Selbstmorde Jugendlicher gar nicht selten sind, belehrt besser als es Worte vermögen. Ich spreche hier aber nicht von Verfehlungen der Erzieher, die eine Kindheit zur Hölle machen können, und wovon schon die deutschen Märchen erzählen, in denen die böse Stiefmutter und das arme Aschenbrödel zu den ständigen Gestalten gehören. Ich spreche von den Leiden der erwachenden Sinnlichkeit, die eine unschuldige Jugend überrascht, in Verwirrung und oft in Verzweiflung treibt. Von Schuld ist da kaum zu sprechen, jedenfalls nicht von einer persönlichen und bewußten Schuld. Es handelt sich dabei vielmehr um allgemeine kulturelle Mißstände und um krankhafte Anlagen, die selbst wohl auch zum größten Teil Folgen einer ungesunden kulturellen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bedeuten.

Solange das Kind nur mit sich selbst beschäftigt ist, kann man es leicht zufriedenstellen und in Uebereinstimmung mit der Umwelt bringen; sobald sich ihm **[467]** aber ein Verlangen nach einem zweiten Wesen meldet, von der erwachenden Sinnlichkeit zu seiner Ergänzung ersehnt, beginnt auch das Rätselspiel des Lebens und die Gefahr der Verirrungen. Unwissend treten die meisten jungen Leute in diesen entscheidenden Lebensabschnitt ein. Belehrung erhalten sie gewöhnlich aus den trübsten Quellen. Je ehrbarer die Erzieher sind, um so ängstlicher umschleichen sie das wichtigste Thema der Erziehung und lassen die unkundige und verwirrte Jugend gerade da ohne Führung, wo sie deren am dringendsten bedarf und am heißesten begehrt, so daß eine wohlerzogene Jugend den Mut nicht findet, nach Aufklärung zu fragen. Uebrigens kann es auch keine Aufklärung geben über das Letzte und Wesentliche, über die Lust, und schließlich wird sich doch ein jeder trotz aller „Aufklärung“ nach den Gesetzen seiner Natur entfalten und betätigen.

Worin besteht nun heute die Not der Jugend? Darin, daß sie sich ihrer erwachenden Sinnlichkeit wie einer Sündhaftigkeit schämt und sie deshalb als ihr Geheimnis bewahrt. Dadurch tritt oft die erste Entfremdung zwischen Eltern und Erziehern einerseits und den Kindern und Zöglingen anderseits ein. Die Mütter klagen dann, daß sie das Vertrauen ihrer Kinder nicht mehr haben, die Lehrer klagen, daß die vordem leicht lenkbaren Schüler verschlossen, verstockt, dreist und wundersam werden, die Pflichten versäumen, zerfahren, träumerisch, launenhaft, bald selbstsicher, bald schwach und weinerlich sind. Der sorgsame Beobachter sieht, daß sie seelisch leiden. Die erwachende Sinnlichkeit erschreckt sie, der vergebliche Kampf gegen ihre Triebe belastet ihre Seelen. Sie kommen sich sündhaft und verworfen vor und fürchten **[468]** sich vor Strafe. Ihr Versuch, alle Gedanken davon abzulenken, erweist sich als vergeblich. Kein Ausweg verspricht Befreiung. Es ist, als wäre alle Welt gegen sie verschworen. Die Rohheit des Freundes, der sich in der Gedanken- und Stimmungswelt schwüler Sinnlichkeit heimisch gemacht hat, der den Kampf aufgegeben hat und die Lust bejaht, erregt zuerst Abscheu, gewinnt aber mehr und mehr Gewalt über alles Denken und Handeln, aber das Gewissen kommt dabei erst nicht zur Ruhe. Denn nebenher gehen die Ermahnungen der Eltern und Erzieher, die Vorstellungen der Kirche, die Anklagen des eignen Urteils und Gewissens.

So finden wir Leid über Leid in dem Jugendalter, das man so leichthin als freudvoll und glücklich bewertet.

Es entsteht jetzt die Frage, was geschehen könne, um dieser Not zu steuern. Die meisten bisherigen Mittel haben so sehr versagt, daß es sich kaum verlohnt, sie zu wiederholen. Vor allem dürfen wir das Sexualleben nicht als schmutzig und sündhaft werten. Es ist – biblisch gesprochen – von Gott eingesetzt und ein Lebensgebot, das wie Essen und Trinken seine Befriedigung fordert. Das erste Gebot lautet: „Erhalte dich selbst!“, das zweite lautet: „Erhalte deine Art!“ Die Bibel gibt uns die Lehre: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ Das ist also göttliches Gebot. Aufgabe der menschlichen Gesellschaft ist es, die Triebe zu befriedigen und gleichzeitig in Zucht zu halten. Nicht darf jedem jedes gestattet sein. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat es Gesetze gegeben, die der Zügellosigkeit Schranken gesetzt haben. Aber das muß mit

Vernunft geschehen, damit das Gesamtleben der Gemeinschaft **[469]** dadurch gefördert, nicht geschädigt wird. Zu verwerfen sind alle Brutalitäten unsrer „gebildeten“ Mütter und Väter, die der gefallenen Tochter rücksichts- und verständnislos die Tür weisen, sie auf die Straße werfen, anstatt ihr in ihrer Not liebevoll beizustehen. Väter, die sich selbst jede Freiheit gestattet haben, können es angeblich nicht fassen und begreifen, daß ihre eigene Tochter bis ins reife Alter sich nicht frei hält von sinnlichen Wünschen. Da macht sich oft ein widerliches Pharisäertum geltend. Väter sollten lieber auf Mittel sinnen, wie sie ihre auf Liebeshunger hinwelkenden Töchter aus ihrer Not erlösen können. Wenn sie es nicht dulden und ertragen, daß sie an Hunger oder Durst verschmachten, wie können sie es ruhig mit ansehen, daß ihnen der noch stärkere Trieb ihrer Jugend dauernd unbefriedigt bleibt? Man sage nicht, daß dagegen nichts zu machen sei! Im heutigen Griechenland ist es Pflicht der Brüder, für die Vermählung ihrer Schwestern zu sorgen. Schimpf und Schande dem Bruder, der heiratet, bevor er alle seine Schwestern durch Vermehrung ihrer Aussteuer an den Mann gebracht hat! Er schafft die Freier ins Haus, gibt und verspricht weiteren Zuschuß zur neubegründeten Ehe. So wird erreicht, daß man dort ledigen alternden Mädchen kaum begegnet. Ich erinnere mich, bei mehrmonatigem Aufenthalt in Athen, nicht eines einzigen solchen Falles.

Wir können aber schon jetzt und sogleich mit der Retterarbeit beginnen: setzen wir in allen Orten Jugendrichter ein von wahrer Menschlichkeit, Jugendrichter, die mehr auf das Verstehen und mehr auf das Erretten ausgehen als auf das Strafen, Jugendrichter von der reinen Nächstenliebe! Auf keiner aus Liebe erwachsenen **[470]** Not darf fürder eine Verfemung liegen, die den armen Schuldigen zu Verzweiflungstaten drängt. Wo ein Kind geboren wird, da hat der Schöpferwille gesprochen und sollte der sündige Mensch nicht richten. Hier herrsche tiefstes Verständnis und ein heiligster Wille! Aber verdoppelte Strafe den rücksichtslosen Betörern und Verführern liebend vertrauender Mädchen! Man binde sie streng an ihre Pflicht, für Mutter und Kind zu sorgen und bestrafe ihre feige Flucht mit Zuchthaus! Der Rechtsspruch des *Code Napoléon*, der das Nachforschen nach der Vaterschaft untersagt, ist eine brutale Rücksichtslosigkeit gegen das schwache Geschlecht zugunsten der verantwortlichen Männer, ist unsrer Zeit unwürdig. Unsre Erziehung in Schule und Haus hat ein verhängnisvolles Versäumnis gutzumachen. Sie hat die Verpflichtung, die männliche Jugend von klein auf zur Ritterlichkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber zu erziehen. Dabei handelt es sich nicht um verbindliche Artigkeiten, sondern um ein tief einzupflanzendes Bewußtsein, daß der Mann nach Naturbestimmung der Beschützer des Weibes ist.

Nie darf er vergessen, daß das Mädchen, dem er liebend und begehrend naht, Kind einer Mutter ist, die es mit zärtlicher Sorgfalt getragen, genährt und aufgezogen hat und daß er mitverantwortlich ist für das leibliche und seelische Wohl des schwachen Geschöpfes, das als Opfer der Ausbeutung und Verführung, der sozialen Not, der Unerfahrenheit, der ererbten Sinnlichkeit und angebornen Willensschwäche – die Töchter von Trinkern pflegen der Prostitution zu verfallen – des menschlichen Erbarmens bedarf, daß sie ohne Mitschuld der Männer auch so tief nicht hätten sinken können.

[471] Ritterlichkeit ist undenkbar ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Nach Goethes Lehre wurzelt alle Erziehung in dem Begriff der Ehrfurcht. Er predigt Ehrfurcht vor dem, was über, in und unter uns ist. So lehrt auch in unsern Tagen der tiefsinnige Prophet und Erzieher Rudolph Pannwitz [1881-1969] :

„Lernt Ehrfurcht! Ehrfurcht hält ewig jung ….. Haltet heilig den spendenden wie den verschlossenen Leib! Haltet so heilig die Seele, daß sie nicht das Verborgene, sondern das Sichtbare des Leibes, sein sauberes Tag- und Nachtgewand sei! Haltet ganz heilig den Geist! Denkt rein und einfach! Denkt furchtlos bis ans Ende! Denkt anschmiegend an die Dinge! Denkt nicht rechts noch links, sondern rundum und in die Fülle! – Ehrfurcht ist Keuschheit des Geistes. Der Ehrfürchtige wird immer reicher und bleibt ewig jung.“

Ritterlicher Sinn wird die Jünglinge selbst am besten bewahren, ritterlicher Sinn, der das ganze Leben beherrscht, ihm Inhalt und Gepräge gibt. Denn wer sich zum Beschützer berufen weiß, der wird am ersten sich selbst und seinen Willen festigen und steigern. Dazu gehört die Erkenntnis, wie man am besten seiner Triebe Herr werde. Der starke Wille muß die Gedanken, Wünsche und Taten regeln und in Zucht nehmen. Dazu gehört eine körperliche Durchbildung durch fleißige sportliche Uebungen, Baden, Turnen, Rudern, Wandern, Bergsteigen, Schnee- und Eissport, ferner eine nüchterne Kost, Einschränkung der Fleischnahrung und der alkoholischen Reizmittel, Vermeidung sinnerregender Lesestoffe, Schaustellungen, Gesellschaften, Vermeidung der Einsamkeit und der Stubenhockerei, der selbstquälerischen Grübeleien und des wollüstigen Wälzens aller möglichen erotischen Probleme, das viel mehr auf Selbstbefriedigung als auf

sachliche Erkenntnis ausgeht. Das Leben ist so problematisch **[472]** nicht. Es handelt sich nur darum, Kraft zu sammeln, Kraft des Leibes und der Seele, um in den Jahren der Reife eines reinen Eheglücks würdig und fähig zu werden. Unzählige berauben sich durch verfrühten Mißbrauch ihrer noch unentwickelten Kraft dieses ferneren Glücks und haben ein langes Leben lang den Druck der Selbstbeschuldigungen zu erleiden.

Die Jugend hat den starken Willen, von den Lockmitteln der Lüste los zu kommen und dankt ihren Helfern und Rettern. So erklärt sich die beispiellose Wirkung des Schrifttums unsres Karl May: Zu ihm flüchtet sich die Jugend, weil sie bei ihm nichts von sinnlichen Erregungen erlebt, sondern in eine Welt hoher, erhebender und leuchtender Gedanken eingeführt wird. Wer ihm in die Wildnis folgt und in Freundschaft mit dem Indianer Winnetou über die letzten Fragen des Lebens philosophiert, der ist der Niedrigkeit des Alltags für Stunden entrückt und wird in einer Lebensluft heimisch, die ihn über die sinnlichen Triebe der rein materiellen Welt erhebt. Die Leser Karl Mays kennen andre und höhere Freuden als die der dunstigen, tabakgeschwängerten Bierstuben, der aufreizenden Kabaretts, der verführerischen Bars und Animierkneipen. Sie wollen es ihrem geliebten Old Shatterhand gleichtun an Wagemut, Heldentum, Menschenliebe, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Ritterlichkeit; wollen sich heimisch machen in der weiten Welt und vertraut mit den Menschen ferner Gegenden im brüderlichen Verkehr leben. Bei solcher Weite und Tiefe der Ausblicke und der geistigen Einkehr erheben sie sich zu einer kosmischen Erotik, die über die reinsinnliche hinauswächst und dem Leben im Sinn des **[473]** großen griechischen Philosophen Plato eine sittliche Vollendung zu geben vermag.

So hat Karl May unzähligen deutschen Jünglingen und auch Jungfrauen über die Nöte und Gefahren der Entwicklungsjahre hinweggeholfen, und das ist sein höchstes Verdienst, demgegenüber die rein künstlerische Würdigung seiner Schriften bedeutungslos wird. Erst von diesem Standpunkt aus können wir ihm voll gerecht werden und die Anfeindungen, die sich auf dem Boden der Aesthetik bewegen, als unwesentlich abweisen.

[(474)]

Unsinnliche Erzählungskunst

Von Professor Dr. Eduard E n g e l

Wer seine künstlerischen Urteile nur mit dem Blick auf die Gegenwart fällt – und das ist die Regel – der kommt zu der Ansicht: das Weib und alles, was an Leidenschaft des Weibes und für das Weib die Menschenwelt bewegt, ist unentbehrlich für die fesselnde Literatur. Wer wirken, wer die Leser gewinnen und festhalten will, der muß Stoffe wählen aus dem Verhältnis zwischen Mann und Weib, also Stoffe der Liebe, gleichviel welcher Art von sogenannter Liebe.

Die alltägliche Erfahrung lehrt sogar, daß das zugkräftigste Mittel des Bucherfolges die sinnliche Liebe ist. Die berühmten Bombenerfolge, die allergrößten, sind fast ausschließlich durch Bücher, meist Romane, erzwungen worden, die beinahe schon die Bezeichnung ‚Schmutzliteratur' verdienen und haarscharf am Staatsanwalt vorbeigeschlüpft sind. Ob daher der Name: schlüpfrig? Daß ein anständiges Werk es auf 200 000 Stück bringt, gar in kurzer Zeit, gehört zu den seltensten Fällen. In Deutschland ist mir nur eine Dichtung mit solchem Erfolge bekannt: [Hermann] Sudermanns Roman ‚Frau Sorge'; aber dazu hat es eines Zeitraums von mehr als 40 Jahren bedurft.

Hingegen solche überwältigende Erfolge wie der des ‚Tagebuchs einer Verlorenen' [von Margarethe Böhme], des berüchtigten ‚Götz Kraft' [von Edward Stilgebauer] – sind sie je einem anständigen Erzählungswerk in so kurzer Zeit zuteil geworden?

Sieht man nur bis ins 18. Jahrhundert zurück, so **[475]** begegnen uns solche Riesenerfolge fast ausschließlich bei Werken, die heute kein Mensch mehr in die Hand nimmt. Was war der scheinbar stürmische Erfolg von Goethes ‚Werther' gegen den ungeheuern Absatz eines Schundromans wie der ‚*Bijoux indiscrets*' von [Denis] Diderot? Von den rechtmäßigen Ausgaben des ‚Werther' sind noch nicht 10 000 Stück gedruckt und verkauft worden, und selbst die Nachdrucke haben nur bescheidene Geschäfte gemacht. Man muß eben bedenken, daß das Absatzgebiet französischer Schundromane von jeher unendlich größer war als das der guten, ja selbst der schlechten Deutschen Romane.

Der größte Erfolg eines Schmutzromans neuster Gegenwart, der von [Victor] Marguerittes ‚*La Garçonne*' (1924), ein Absatz von mehr als 600 000 Stück in kurzer Zeit, übersteigt bei weitem den des meistgekauften elenden Deutschen Romans, selbst den des ‚Tagebuchs einer Verlorenen'. Für schmutzige französische Liebesgeschichten gibt es Weltmärkte, die sogar den schmutzigsten Deutschen Büchern verschlossen sind: Süd- und Mittelamerika, Südosteuropa, alle Länder mit romanischen und slawischen Sprachen.

Glaubt man etwa, daß die Riesenerfolge solcher französischer Romanschriftsteller wie [Emile] Zola, [Edmond & Jules de] Goncourt, [Guy de] Maupassant einzig und überwiegend von ihren literarischen Eigenschaften herrührten? Wer das glaubt, der irrt sich gründlich. Die größte Auflagenzahl z. B. von Zolas Romanen hat sein schlechtester, aber schmutzigster gehabt: ‚Nana', die Geschichte einer unsagbar gemeinen Dirne.

Nichts ist schwieriger, nichts seltener, als einen sehr großen Erfolg zu erringen mit einem Erzählwerk, das frei ist von sinnlichen Lockmitteln jeder Art. Das **[476]** einzige Beispiel aus dem letzten Menschenalter ist wiederum Sudermanns ‚Frau Sorge'. An den Erfolgen selbst von [Gustav] Frenssens Romanen haben gewisse sinnliche Einschläge ihren starken Anteil gehabt. Dies soll keine Sittelei sein, sondern nur die Feststellung einer jedem Leser wohlbekannten Tatsache.

Allenfalls die ‚Kurzgeschichte' der Engländer und Amerikaner in den letzten zwei Jahrzehnten hat ihre großen Erfolge dem Spannungsreiz des Stoffes und der Darstellung verdankt. Trotz dem unverkennbaren Umschwung auch der Erzählungsliteratur der angelsächsischen Völker von der zimperlichen Sittsamkeit zur rücksichtslosen Wirklichkeitskunst ist die Kurzgeschichte jener Länder noch so gut wie ganz sauber, der Roman noch weit entfernt von der Hüllenlosigkeit des französischen, der Unbeschämtheit des größten Teils des Deutschen. In England sind Riesenerfolge von Erzählungswerken ohne sinnliche Schilderungen noch heute nicht selten: man denke nur an die Werke von [Robert Louis] Stevenson und [Joseph Rudyard] Kipling. Doch auch diese haben nie Erfolge mit solchen Riesenzahlen erzielt, wie die Romane von Zola und seinen Nachahmern.

*

Wie steht es mit der Geschichte der geschlechtlichen Lockmittel in der Weltliteratur? Was lehrt uns eine Ueberschau auf die wertvollsten Werke der Dichtung aller Völker, auf die ewigen, die auf die Frage: Was

bleibt? antworten: Wir, denn wir sind durch die Jahrhunderte, die Jahrtausende geblieben und haben durch unser Bleiben bewiesen, was wir wert sind.

Es ist ein Irrtum, die leidenschaftliche Liebe zwischen Mann und Weib für den stärksten, den wirksamsten, **[477]** den Leben-erhaltendsten Kraftquell der Dichtung zu halten. Leichter freilich ist das Erfinden eines fesselnden Stoffes aus dem Liebesleben als aus dem Menschenleben sonst. Der Herzensanteil aller Leser ist jedem Werk, das von Liebe handelt, von vornherein sicher, denn Beliebteres als die Liebe gibt es nicht. Wie merkwürdig also, daß Jahrtausende hindurch die Weltliteratur des Bleibenden trotzdem sehr arm an Dichtungen gewesen, in denen die Geschlechtsliebe keine oder nur eine nebensächliche Rolle spielt.

In der Bibel ist eigentlich nur das Hohelied ein echtes und rechtes Werk voll Liebe. Es wird manche andre Liebesdichtung der Hebräer gegeben haben, aber die Sammler, die die Auslese trafen, verwarfen alles außer dem Hohenlied, und noch heute begreift niemand, wie dieses leidenschaftliche Liebesgedicht in die geheiligte Sammlung hineingeraten ist. Bekanntlich ist das Hohelied von der Kirche stets für ein Sinnbildwerk erklärt worden; wer nicht zu diesem Glauben verpflichtet ist, glaubt das nicht. Goethe, der Uebersetzer des Hohenliedes, hat das nicht geglaubt.

In der ältesten Novelle der Weltliteratur: ‚Joseph in Egypten' spielt mit der bedenklichen Frau Potiphar schon ein sinnlicher Zug mit; aber man kann nicht behaupten, daß der Verführungsversuch der Mittelpunkt dieser Geschichte ist.

Bei Homer ist die Sinnenlust durchaus nebensächlich behandelt. Zwar geht der Streit der Könige, der Zorn des Achilleus, um den sich die ganze Ilias dreht, von einem lieben Mädchen, Briseis, aus, das Agamemnon dem Achilleus entrissen hat. Aber dann ist, bis gegen das Ende hin, keine Rede mehr davon, und später wird der Fall aufs zarteste abgetan.

[478] In der Odyssee gibt es zwar die kleine Eheirrung des Odysseus auf der Insel der Kalypso, aber ist der umhergetriebene Dulder schuldig zu nennen? Ist er nicht in die Gewalt der schönen Nymphe geraten und ganz von ihrem guten Willen abhängig? Sonst aber ist grade die Odyssee die Musterdichtung der ehelichen Treue, als deren Heldin wir Penelope zu ehren haben.

Von den 14 uns geretteten Tragödien der zwei größten attischen Bühnendichter Aeschylos und Sophokles handelt keine einzige von der Liebesleidenschaft. Nur in der ‚Antigone' ist die Heldin durch Verlöbnis mit einem Jüngling verbunden; aber dieser Bund hat mit dem Kern des Stückes: dem Widerstreit zwischen göttlichem Gesetz und fürstlicher Willkür, gar nichts zu tun. Das ganze wahrhaft große Drama der Griechen, soweit es erhalten ist, verzichtet vollkommen auf den Reiz der Sinnlichkeit.

Einzig im ‚Hippolyt' des Euripides, der Vorlage für die vielen Phädra-Stücke neuer Völker, sehen wir die Liebesraserei eines Weibes als treibende Kraft eines Bühnenstückes, einen Stoff vergleichbar dem der Potiphar; jedoch Phädras Liebeswahnsinn entspringt nicht aus ihr selbst, sondern ist ein von einer beleidigten Göttin über sie verhängtes Unglück.

Wie Aristophanes in seinen Lustspielen die Sinnlichkeit behandelt: indem er sie dem Gelächter preisgibt, das ist von einer Art, die jede sittliche Gefahr für die Zuschauer ausschließt. Auch muß man bedenken, daß die athenischen Frauen wohl den Aufführungen von Trauerspielen beiwohnten, nicht aber denen der ausgelassenen Lustspiele.

Im Drama der Römer handelt sich's fast durchweg um Dirnchen, soweit darin überhaupt von Liebe die **[479]** Rede ist. Ebenso im römischen Liebeslied: das ehrbare Mädchen ist weder bei Horaz noch bei Catull, Tibull, Properz ein Gegenstand der Dichtung.

*

In den ältesten großen Volksdichtungen der christlichen Zeit tritt das sinnliche Liebesgefühl ganz zurück. Der angelsächsische ‚Beowulf' ist durchweg Männerdichtung mit Kämpfen gegen Ungeheuer. – In dem altfranzösischen Heldengedicht, der *Chanson de Roland*, wird nur am Schluß, nebensächlich, davon gesprochen, daß der tote Held eine Braut hinterläßt. – Im Nibelungenlied dreht sich's wohl um die Liebe Kriemhildens, aber was für eine Liebe ist das! Die einer unversöhnlichen Rachegöttin.

Selbst in mehr als einem Trauerspiel Shakespeares ist nicht die Liebe der Geschlechter der Antrieb der Geschehnisse, sondern andre menschliche Leidenschaften hetzen die Menschen gegeneinander: man denke an Julius Cäsar, Coriolan, Lear, Hamlet. Und wer darf Othello ein Drama der Sinnenlust nennen?

*

Bei den Franzosen, besonders ihren Erzählern, spielt offensichtlich die Leidenschaft der Sinnenliebe die beherrschende Rolle. Die Zahl der französischen Romane ohne diesen Mittelpunkt ist sehr klein. Es ist keine Zimperlichkeit, festzustellen, daß es äußerst wenig gute französische Romane gibt, die ein sorgsamer Vater seiner Tochter zum Lesen geben kann; nicht viele, die er gern in den Händen seiner Frau sieht.

Der englische Roman galt bis zum Weltkriege für so unanstößig, daß man so ziemlich jeden Band ungeprüft **[480]** jungen Mädchen und anständigen Frauen empfehlen durfte, wenn ein Verfassername darauf stand, der für einen gewissen inhaltlichen Wert bürgte. Dies hat sich nach dem Kriege ganz erstaunlich geändert. Ein Umsturz aller sittlicher Grundbegriffe von dem, was in der erzählenden Dichtung zulässig ist, wie er sich in den letzten zehn Jahren in England vor unsern Augen vollzogen hat, ist ohnegleichen in der Weltliteraturgeschichte. In der englischen Romandichtung vor dem Kriege hielten die Schriftsteller unverbrüchlich fest an der durch das graue Alter geheiligten Ueberlieferung, daß der Storch die Kinder bringe. Heute? Nur die Form der Darstellung unterscheidet noch den englischen Roman vom Deutschen; in der Stoffwahl ist der Unterschied fast ganz verschwunden. Daß Mädchen der besten Kreise einen Geliebten haben, dessen Herrenrechtsgrenzen allerdings meist im Nebel gelassen werden; daß Frauen ihn erst recht haben mit Wissen aller Welt, ist eine nahezu feststehende Einrichtung geworden. Allerdings von den Ausschreitungen des französischen Romans trennt den englischen noch eine Schranke, sowohl im Stoff wie in der Form.

Der Zustand der Erzählungsliteratur im allgemeinen ist zur Stunde der, daß die Sinnlichkeit im Liebesleben der Geschlechter in allen großen Bildungsländern den selbstverständlichen Hauptbestandteil aller Romane und Novellen hergibt. Den selbstverständlichen, denn niemand nimmt mehr Anstoß daran. Jedenfalls keinen öffentlichen: die Berufsurteiler – ‚Kritiker' – nehmen diesen Zustand ohne ein Wort des Einspruchs hin. Wer dagegen aufträte, würde sich gradezu lächerlich machen, er würde als rückständiger Sittenprediger verschrien werden, und es ist fraglich, ob ihm **[481]** eine Zeitung oder Zeitschrift gestatten würde, diese von der herrschenden Richtung des literarischen Betriebes völlig abweichende Anschauung lange zu vertreten.

Treibt ein Deutscher Erzähler die Sache gar zu toll, streift er gar den Staatsanwalt mit dem Schreibärmel, so schadet das zwar seinem Buche gar nicht, im Gegenteil; aber hier und da würde ein Beurteiler ein sanft bedenkliches Wort äußern, was dem Erfolge des Buches nur förderlich sein kann.

Dabei steht fest: in keinem einzigen der ewigen Werke der Weltliteratur ist die bloß sinnliche Liebe die Triebkraft, die erhaltende Eigenschaft. Homer, Aeschylos, Sophokles, selbst Aristophanes, die Heldenvolksdichtungen der Franzosen und der Deutschen, Dante, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, dazu solche unbestritten bleibende Dichtungen wie der Don Quijote, Robinson, Gulliver, die Märchen, sowohl die Grimmschen wie die von Anderen – alles Ewige zieht sein Leben aus Quellen, die fernab von denen des Sinnenrausches fließen.

Kein vernünftiger Mensch wird fordern oder wünschen, daß die heiße Geschlechterliebe je aus der großen Dichtung verschwinde; aber zu der Einseitigkeit, mit der jetzt die sinnliche, fast nur sinnliche Leidenschaft in den Mittelpunkt aller Erzählkunst gestellt wird, liegt keine zwingende Notwendigkeit vor. Es wäre gradezu ein Unglück für die Weltliteratur, wenn in allen Ländern auf französische Art Erzählkunst gepflegt würde, wonach – sagen wir es doch derbdeutsch und frei heraus – die Begattung der wichtigste Gegenstand des Romans und der Erzählung ist. Man stelle sich vor, die Gattung Maupassant würde weltbeherrschend, – wäre das ein künstlerischer Gewinn, **[482]** wäre das überhaupt erträglich? Dabei war Maupassant ein überaus geistreicher Erzähler, und man muß zugeben, daß seine geschlechtlichen Geschichtchen mehr um eines witzigen Gedankens willen als aus Freude am Sinnenkitzel erfunden und erzählt sind.

*

Bei der Sicherheit des Erfolges lüsterner Erzählungsliteratur muß jeder Schriftsteller als ein sittlicher Held betrachtet werden, der auf das Lockmittel der Sinnlichkeit verzichtet. Reinkünstlerisch ist die nichtsinnliche Erzählung unzweifelhaft die schwierigere. Die Sinnlichkeit in Bewegung zu setzen, ist für den leidlich begabten Schriftsteller ein Kinderspiel. Urtriebe der Menschheit kommen ihm beim Schreiben zu Hilfe, Urtriebe des Lesers erleichtern ihm den Erfolg. Wie anders bei der Erzählung ohne Liebe, ohne Sinnengier! Da ist der Erzähler im Erfinden und im Entwickeln ganz und gar auf das Sachliche angewiesen. Da muß er packen und festhalten ohne den mächtigen Greifer, der in der sinnlichen Begierde steckt. Wie eingeengt ist er da bei der Wahl seiner Stoffe, wie beschränkt beim Gestalten seiner Menschen! Wie erkältend wirkt schon

das Ausschließen des Weibes! Und selbst da, wo es erscheint, wirkt es nicht durch seinen sinnlichen Reiz, sondern durch andre weibliche Eigenschaften, meist sogar durch unerfreuliche, ja abstoßende.

Ich liebe die großen Dichter der Liebe, einschließlich der gesunden Sinnenliebe, denn diese Dichter geben uns das volle Bild, den allfarbigen Abglanz des Lebens, das ohne das liebende und geliebte Weib kaum das halbe Leben wäre. Aber ich bewundre die Dichter, die ihre Kunst ausüben mit Verzicht auf eins **[483]** der unfehlbarsten Reizmittel zwischen Schöpfer und Leser. Ich bewundre sie mit dem Verständnis für die vergleichsweise größere Schwierigkeit ihrer Kunstart. Warum soll ich verschweigen, daß ich selbst mich im Erzählen versucht habe, also über das Handwerk aus eigner Erfahrung mitreden darf? Ich habe erzählt, mich aber aus einer gewissen Scheu und Scham fast durchweg ferngehalten von Stoffen ‚mit Liebe'; sie erschienen mir, sagen wir, zu abgedroschen. Einen ganz neuen Stoff ‚mit Liebe' gibt es kaum, und die unzählige Male behandelten Liebesstoffe zum unzähligsten Mal zu bearbeiten, nur mit einer neu gemischten Tunke übergossen, das reizte mich nicht. Ich bin ein großer Freund des Erfindens, des Neuschaffens, des ‚Machens' von Niegemachtem, denn ich denke stets daran, daß das älteste Wort für den Dichter, das griechische *Poietes*, ‚Macher', Schöpfer bedeutet. Weiß jeder Leser, was unser ‚Dichter' besagt? Es ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen und bedeutet: Diktierer. Eigentlich ein schauderhafter Gedanke.

*

Karl May – früher konnte ich von ihm in dieser Betrachtung nicht sprechen – gehört zu den nicht sehr zahlreichen Erzählern ‚ohne Liebe', d. h. ohne den Lockreiz der sinnlichen, der geschlechtlichen Liebe oder besser Begierde. Schon dies gibt ihm einen Sonderplatz in der Welt der Erzählkunst.

Daß er so gut wie die zahllosen andern seiner Kunst gewußt hat, ein wie bequemes Kunst- und Erfolgsmittel das Weib mit seinem Reiz für die Spannung der Leser ist, beweisen seine Jugendarbeiten, die er ohne klares Kunstziel hingeschrieben. Die Engländer **[484]** nennen derartige Erzählwerke: *Pot-boiler*, Topfkocher, also Bücher, aus denen der Schreiber seinen Lebensunterhalt gewinnt. Hätte er sich mit diesem Beruf begnügt, hätte er gar bewußt es auf die sinnlichen Reizmittel der Erzählkunst abgelegt, – bei seiner fabelhaften Leichtigkeit im Erfinden und Ausarbeiten hätte er die Riesenerfolge des ‚Tagebuchs einer Verlorenen' oder des ‚Götz Kraft' noch überbieten können.

Die ebenso gehässigen wie pharisäischen Ankläger Mays, die ihm seine Jugendarbeiten mit ihrem ‚schlüpfrigen' Inhalt vorwarfen, hatten maßlos übertrieben, denn im Vergleich mit sehr vielen andern nichtbeanstandeten Romanen jener Zeit waren Mays Lieferungsgeschichten so zahm, daß kein unbefangener Leser Anstoß daran nehmen kann. Dann aber: wie konnten und durften sie die klar vor Augen liegende Tatsache übersehen, daß Karl May schon sehr früh diese ganze Gattung des Erzählens aufgegeben und sich einer völlig andern zugewandt hatte?

Welch ein mannhafter, sittengroßer Entschluß! Liebesgeschichten spinnen sich gemächlich weiter, jeder leidlich begabte Schriftsteller kann mit Hilfe einer guten Schreibhilfe jährlich vier aufregende Liebesromane fertigbringen. Es hat Schriftsteller gegeben, die das ohne Gefahr für ihre Gesundheit wirklich geleistet haben. Erlahmt die Teilnahme, so wird ein mühelos verfertigter schwüler Sinnentaumel eingeschaltet, und der Leser wieder bei der Stange gehalten. Erfindung? Spielwerk. – Charakterkunst? Unnötig, die Sinnlichkeit bietet für all dergleichen Ersatz. Dagegen ohne Sinnlichkeit, ja ohne das begehrende und begehrenswerte Weib eine Geschichte erzählen, **[485]** von der der Leser nicht loskommt, – ja das erfordert Kunst und zugleich Willenskraft.

Dazu hatte sich Karl May entschlossen; diesem Entschluß ist er bis an sein Lebensende treu geblieben: die Leser, sein Volk, besonders die Jugend, zu unterhalten, zu bilden, sittlich zu geleiten, ohne andre Mittel als die der Erzählkunst. Mit welcher Klarheit des Bewußtseins sich Karl May von seiner Jugendrichtung abgewandt und einer neuen Kunstgattung zugeeignet hat, ist heute kaum zu ermitteln. Uns muß genügen die Tatsache, daß er von einem bestimmen Zeitpunkt ab, etwa seit 1886, den Roman der Allerweltsgattung, der mit Liebe und sinnlicher Leidenschaft, völlig aufgab und sich restlos dem mit andern Spannungsmitteln zuwandte.

Ein äußerst seltener Fall in der Geschichte der Weltliteratur – dieser Gesinnungs- und Kunstwandel eines erfolgreichen Schriftstellers. In seiner Bedeutung als Willenszeugnis kaum zu überschätzen. Ich suche nach einem Vergleich; wie wär's mit diesem: der Herausgeber einer unsrer verbreitetsten Bilderzeitschriften, der Woche, der verschiedenen ‚Illustrierten', des Uhu usw. entschlösse sich, völlig zu verzichten auf die bildliche

Wiedergabe halbnackter Frauenleiber oder nur nackter Beine. Aber das ist ja nicht vorstellbar, das hieße Selbstmord, Vernichtung.

Karl May hat solchen Entschluß einmal in seinem Leben gefaßt und streng durchgeführt. Er wollte vom bloßen Unterhalter und Verfasser leichtverkäuflicher Zeitschriftenware aufsteigen zum Volksschriftsteller, zum Erzieher, zum Freunde seiner Leser. Der Verzicht auf das die Sinne reizende Weib kann kein Zufall gewesen sein: die Beharrlichkeit in der weiblosen Erzählung zeugt für die feste künstlerische Absicht. Mir **[486]** erscheint es seltsam, daß man nicht längst auf diese Willenstat Karl Mays nachdrücklich hingewiesen hat. Die Tatsache des Freiseins seiner Werke aus der reifen Manneszeit von sinnlichen, nun gar vom lüsternen Einschlag ist oft hervorgehoben worden; daß aber diese streng festgehaltene Richtung aus dem ehernen Mannes- und Künstlerwillen geflossen, ist nicht so allgemein bekannt, noch weniger allgemein und gebührend gewürdigt.

*

Das Bedürfnis nach solchem Lesestoff, wie ihn Karl Mays Reiseromane bieten, ist ungeheuer stark: der Erfolg seiner Schriften beweist das. Spricht man, wie ich oft getan, mit Zeitungsmännern über den jetzigen Inhalt der Tagesblätter, der an Scheußlichkeit nicht leicht überboten werden kann, so bekommt man regelmäßig die Antwort: Das Publikum verlangt das. Ich bestreite das jedesmal, aber es nützt mir nichts. Ich bestreite, daß ‚das Publikum', die Leser beider Geschlechter, jedes Alters, aller Stände dringend verlangen, ihr angebliches Bedürfnis nach eingehender Schilderung von Ehebruch, Unzucht, Kindermord, Raubmord, Lustmord, Gattenmord, Massenmord, Einbruch, Fälschung usw. am Morgen, am Mittag, ab Abend und vor dem Zubettgehen in einer Nachtausgabe befriedigt zu sehen. Ich möchte den Leser kennen, der auf eine Erklärung seines Blattes: Wir werden unsre Leser fortan mit den Berichten über die scheußlichsten Schmutzereien des Lebens verschonen, an den Herausgeber schriebe: Wenn Sie das tun, bestelle ich Ihre Zeitung ab, – oder der sie, ohne das zu schreiben, wirklich abbestellte. Möglich, daß die Zeitung, die auf eine annähernde **[487]** Sauberkeit Wert legt, einige Bezieher verlieren würde; dieser Verlust würde zehnfach wettgemacht werden durch die hinzukommenden neuen Leser, die für die Säuberung ihres Heims vom Unflat des Draußenlebens dankbar wären.

Ein großes und leidlich gesundes Volk besteht nicht bloß aus geilgestimmten Lesern, die aus jedem Erzählwerk Befriedigung ihrer Sinnengier, ihrer vergeilten Phantasie schlürfen wollen. Das Deutsche Volk gehört bestimmt noch nicht zu dieser Gattung. Nach der französischen Romanliteratur zu urteilen, fordert der Gallier zuerst und zuletzt vom Roman den Sinnenkitzel; die wenigen saubern Romane haben geringen Erfolg, und die nennenswerten Erzählkunstwerke ohne Sinnengier kann man in Frankreich zählen.

Welch ein Segen für die Deutsche Jugend, daß sie spannende Bücher in die Hände bekommen kann, ohne daß die Eltern eine Vergiftung der jugendlichen Gefühlswelt befürchten müssen. Das Gerede vom ‚gefährlichen Alter', nämlich der überreifen Frau, ist hohles Zeug, wenn man an das wahrhaft gefährliche und von allen Seiten gefährdete Alter zwischen 12 und 16 denkt. Was bedeutet der zuweilen gegen Karl Mays Bücher erhobene Einwand, daß sie die jugendlichen Leser an das Sicheinspinnen in Unwirklichkeiten gewöhnen, gegen die Schutzwirkung, die sie gegen die Verführung durch schundigen Bücherschmutz ausüben? Selbst wenn einmal ein unternehmender Junge durch ein Abenteuerbuch Karl Mays zum Durchbrennen nach Amerika oder Mekka verlockt werden sollte – ob das wirklich schon vorgekommen? –, so ist das gar nichts gegen die Bewahrung vor ganz andern Verführungen, aus denen er nicht so leicht und so unversehrt **[488]** an Leib und Seele wieder an den häuslichen Herd zurückgerettet werden kann.

Der Trieb des Blutes regt sich früh und ist stark; ihn mit der früher so warm empfohlenen ‚sexuellen Aufklärung' zu dämpfen und zu bekämpfen, ist schwer, undankbar, erfahrungsgemäß unfruchtbar. Das beste Niederhaltungsmittel – ich war doch selbst einmal 16 und ein Leser von Büchern jeglicher Art ‚für die Jugend' und von ganz andern – ist nach meinen Erinnerungen ein mit allen Klammern festhaltendes Erzählwerk, nicht zu geringen Umfangs, frei von sinnlichen Antrieben.

Es ist nicht wahr, daß die Jugend ein stärkeres Leseverlangen hegt nach sinnlich erregenden Büchern als an spannenden unschuldigster Art. Der Trieb nach Fesselung überhaupt ist mächtiger als der nach Liebesgeschichten. Mit einer für die 4-5 gefährlichen Jahre der Knaben und Mädchen ausreichenden Bücherei spannender Erzählungen werden Wunderwirkungen gesunder Erziehung vollbracht. Schon daß es von Karl May so viele Bücher gibt, daß sie ein paar Lesejahre der Jugend ausfüllen, ist ein wahres Glück.

Die Deutschen Schriftsteller ahnen zumeist noch gar nicht, welche Erfolgsmöglichkeiten in der saubern

Spannungsdichtung für sie bereit liegen. Es gibt ein andres Beispiel des Riesenerfolges guter Bücher für die Jugend: die Schriften der Erzählerin Johanna Spyri (alle in der Stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt). Weiß der Leser, daß von diesen vortrefflichen Schriften über 2 Millionen Stück verkauft sind und daß ihre Beliebtheit noch immer fortdauert? Man würde staunen, wenn man einmal eine Zahlentafel für den Absatz der saubern Unterhaltungsliteratur zusammengestellt **[489]** bekäme. Die Riesenzahlen, die man von Zeit zu Zeit aus dem Buchhandel der bedenklichen Werke erfährt, beziehen sich auf Ausnahmen, und darnach bildet man sich meist sein Gesamturteil – nicht nur über die Bücher, sondern auch über die Seelenverfassung der Leser. Die Welt der guten Literatur und der sich an der guten erfreuenden Leser ist viel größer, als man denkt, wenn man nur an der Oberfläche der Dinge haften bleibt.

Riesengroß ist das Bedürfnis nach saubrer Unterhaltungsliteratur von Wert. Es gibt Schillerpreis, Kleistpreis, Grillparzerpreis und wohl noch andere; eine weise Unterrichtsverwaltung sollte jährlich einige hohe Preise aussetzen für die besten Spannungswerke für die Jugend. In den Preisausschuß sollte sie eine Leseratte aus der Tertia oder Sekunda aufnehmen, deren Urteil dem eines Ministerialdirektors vorangehen müßte.

*

Noch eine sehr berücksichtigenswerte Seite der Frage nach der Sittenreinheit der guten, also vornehmlich der spannenden Unterhaltungsliteratur: das Verlangen vieler Erwachsener nach Büchern, die die Phantasie lebhaft beschäftigen, ohne sie in die einseitige Bahn des Sinnenreizes zu lenken. Man denke an die nach Zehntausenden zählende Welt der Geistlichen aller Bekenntnisse, an die der Lehrer und Lehrerinnen, der Pfleger und Pflegerinnen, aber noch mancher Berufe, die kein Verlangen tragen nach einem die Sinne aufpeitschenden Geles (das Wort stammt von Goethes Mutter, die nicht ‚Lektüre' schreiben wollte). Gespannt wollen die Leser dieser und ähnlicher Berufe werden, aber nicht **[490]** verwirrt und beirrt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sehr viele Leser aus diesen Berufen grade zu Karl May greifen, weil es keinen andern Deutschen Erzähler gibt, der ihre doch berechtigten Lesebedürfnisse befriedigt. Stevenson in Deutscher Uebersetzung fesselt sie nicht, ich weiß das aus manchen Mitteilungen. Kipling ist ihnen selbst in Deutscher Wiedergabe zu englisch und, mit Ausnahme der zwei Dschugelbücher, zu fremd. Cooper ist bald durchgelesen und ist viel zu breit, langweilt oft durch seine endlosen Landschaftsschilderungen, deren Muster Walter Scott ihm geliefert hat.

Karl Mays Schilderungen sind viel knapper; er bedient sich zum Fortspinnen seiner Fabel überwiegend des lebendigsten, des wirksamsten Mittels: des Gesprächs. Einem sprechenden Menschen, wenn er nicht salbadert, hört man zu – ich glaube, hierin liegt eines der wichtigsten Geheimnisse von Karl Mays noch immer fortdauernder Beliebtheit.

Und diesen Schriftsteller der Sittenreinheit, diesen Erzähler mit dem Verzicht auf die Sinnenlust und ihren Reiz für unzählige Leser, hat man einst – wir Aelteren haben es alle miterlebt – als einen Sittenverderber verlästert! Unter den Tollheiten der Sittengeschichte des letzten Menschenalters war diese eine der allertollsten.

Mein Freund Winnetou[100]

Von Dr. Hellmuth U n g e r

©

[100] Diese reizende kleine Skizze fanden wir in der Allgemeinen Zeitung, Chemnitz, vom 16. März 1928, im Karlsruher Tagblatt vom 26. März 1928 und in andern Blättern. Wir wandten uns an den durch zahlreiche Werke bekannten Verfasser und erhielten von ihm die Erlaubnis zum Abdruck. Die Herausgeber.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1928

Adam, Heinrich	1903	?
Ball, Carl	10.12.1873	18.03.1955
Berger, Arthur	03.11.1871	28.03.1947
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Dengler, Hermann	1890	?.07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?.12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Franke, Else	16.10.1872	(1941)?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Jungnickel, Max	27.10.1890	13.01.1945
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kliemann, Horst	16.07.1896	04.08.1965
Krenski, Werner von	21.12.1905	12.11.2000
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Nixdorf, Johannes	05.12.1898	26.04.1977
Ozoroczy, Amand von	13.01.1885	08.09.1977
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Preuß, Konrad Theodor	02.06.1869	08.06.1938
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Roda Roda, Alexander	13.04.1872	20.08.1945
Rohrmoser, Franz	?	1940
Salkind, Alexander	29.03.1887	04.09.1940
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Unger, Hellmuth	10.02.1891	13.07.1953
Volck, Adolf	22.04.1845	27.03.1926
Zerkaulen, Heinrich	03.02.1892	13.02.1954
Zirm, Heinrich	1893	?

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.